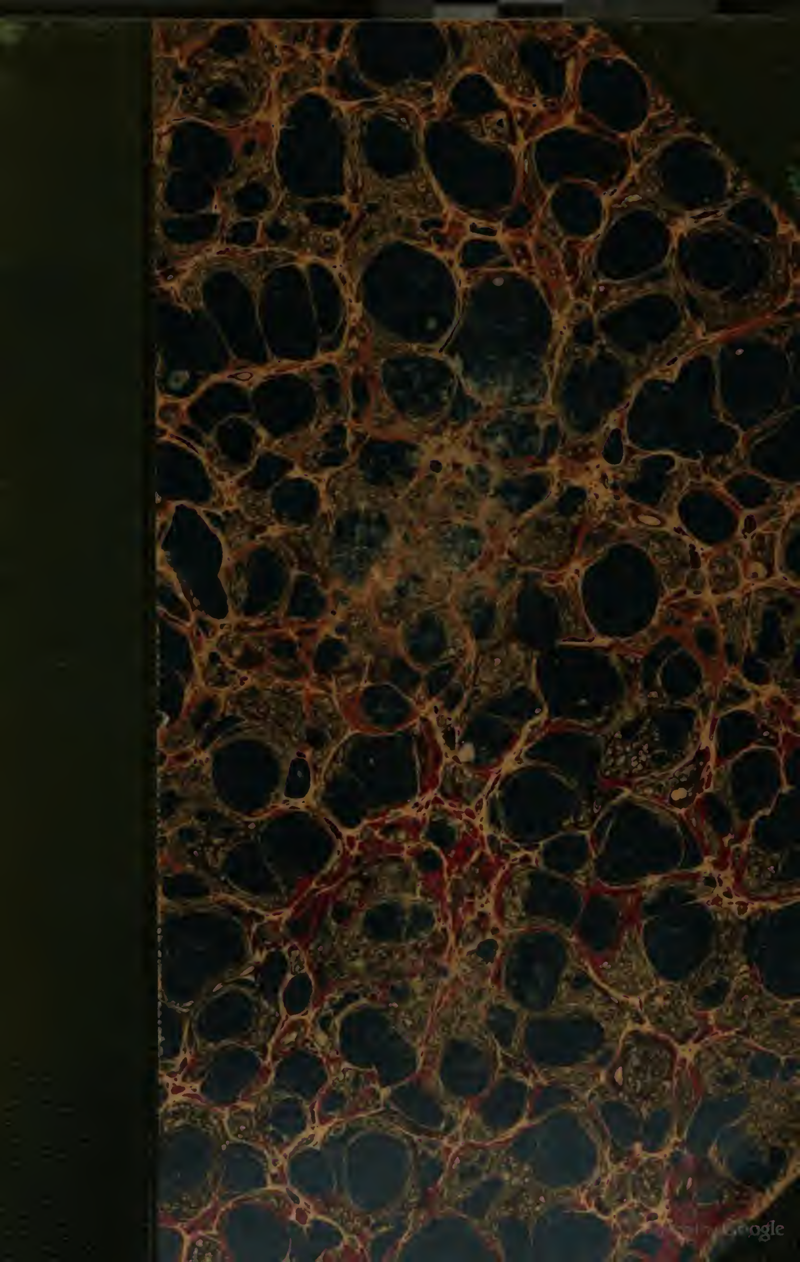



SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Erzählungen, Sagen und Legenden aus Ungarns Vorzeit.

Von

Alois Freiherrn von Mednyánszky.

Erzählungen,

Sagen und Legenden

aus

Ungarns Vorzeit.

Von

Alois Freiherrn von Mednyánszky.

Pesth,
bei Konrad Adolph Hartleben.
1829.

Gedruckt
bei Chr. Fr. Schade
in Wien.

Vorwort.

Nicht alle, wohl aber die meisten der hier erscheinenden Erzählungen, sind bereits aus dem von mir und Freiherrn von Hormayr gemeinschaftlich herausgegebenen Taschenbuche für vaterländische Geschichte, aus Hesperus und dem Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, so wie meiner malerischen Reise auf dem Waagfluß bekannt. Ich würde daher nie auf den Gedanken verfallen seyn, sie nochmals der Lesewelt vorzuführen, wenn nicht von mehreren Seiten der Wunsch geäußert worden wäre, was in so vielen, mitunter kostspieligen und zum Theil ganz vergriffenen Werken zerstreut ist, in einem oder zwei Bändchen vereint zu finden. Keinesweges bin ich so befangen, diesen Wunsch jener Ausstattung zuzuschreiben, die Erzeugnisse geistreicher Schriftsteller anziehend macht, auch wenn ihre Bestimmung nur jene des augenblicklichen angenehmen Eindruckes ist, denn wie viel diese Erzählungen hierin zu wünschen übrig lassen, kann ich mir nicht verhehlen. Wohl aber darf ich ihn der täglich zunehmenden, mehr und mehr sich erwärmenden Theilnahme an vaterländischen Ereignissen und Gegenständen beimessen, die von Bildern

der Vorzeit angeregt wird, selbst wo die Unbehülflichkeit des Pinsels gegen die vollendete Rundung ästhetischer Formen anstößt. Nicht ohne Erfolg sind in dieser Hinsicht die von dem Freiherrn von Hormayr seit zwanzig Jahren mit regem Eifer verfolgten und von mir nicht minder lebhaft aufgefaßten Bemühungen gewesen, die bildende und redende Kunst mit der vaterländischen Geschichte zu vermählen. Mehrere hier gegebene Erzählungen gaben Stoff und Veranlassung zu dichterischen Erzeugnissen, die als Ballade, Epos oder Drama nicht ohne Werth sind, und zum Theil auch ihre Anerkennung gefunden haben. Somit ist ihre Bestimmung erfüllt, der nur noch mangelt, daß auch die bildende Kunst das Ideale, dem sie mit schöpferischer Hand das anschauliche Daseyn zu geben gesonnen ist, aus diesen oder ähnlichen Darstellungen, deren Grundzug geschichtlich ist, wählen möchte.

Bloß in dieser Absicht sei es mir daher gestattet, das schon bekannte Zerstreute zusammengefaßt hier wieder zu geben, somit vielleicht Anregungen zu veranlassen, die von liebenden Händen talentvoller Männer groß gezogen, dem Vaterlande herrliche Blüten und Früchte bringen können. Diese offen ausgesprochene Absicht ist zugleich lebhafter Wunsch; möchte er doch erfüllt und durch vaterländische Gesinnung angeregt, verbreitet und befestiget werden.

Inhalt.

Seite

Seite

Der Rabenfels.

Unter jener Hügelreihe, die den Anfang der Karpathen bildet, erhebt sich der Wetterling an der Grenzscheide des Preßburger und Neutraer Komitats zuerst in ansehnliche Höhe. Weit in die Ebene des hier schon ganz geöffneten Waagthales hinausschauend, zieht er die Blicke der Bewohner desselben gar oft auf sich, denn als Wetterprophet steht er in nicht geringem Ansehen bei ihnen. Trügen seine Verkündungen auch öfter, gehen sie doch nicht minder oft in Erfüllung, und so bleibt denn seine Glaubwürdigkeit von der Menge unangefochten, die begierig einen Blick wenn auch nur in die allernächste Zukunft zu thun, zehn unerfüllte Vorhersagungen für eine, die der Zufall verwirklichte, vergißt, und auf diese hin jedem Wahrsager Glauben beimißt.

Aber nicht bloß, daß er gut oder schlimm Wetter verkünde, sondern auch so manche Geschichte von Ereignissen, die auf dem Berge in längst entschwunde-

ner Zeit Statt gehabt, mitunter noch in Spuren und geheimnißvollen Anklängen sich erhalten, erzählt sich das Volk in geschäftsloser Abendstunde. So kenne jedermann, besonders Jäger und Holzhauer, die oft auf dem Berge weilen, den Rabenfels, eigentlich einen flachen tafelartigen großen Steinblock, der mitten aus berastem Boden sich erhebt, und unter seinem Vorsprung, bei plötzlich eintretenden Gewitterschauern, schon Manchem Zuflucht gewährte. Mit diesem habe es eine gar sonderbare Bewandtniß. Allezeit, wenn der Mond im Scheiden ist, versammelt sich in grauser Mitternachtsstunde eine Unzahl von Raben, die aus allen Weltgegenden herbeigeflogen kommen, auf diesem Fels. Sie sprechen und krächzen, und flattern und gehn, und drängen und streiten in ungeheurem Lärm und Bewegen mit und auf und durch einander, bis eine Stimme in durchdringendem Schrei alle übrigen übertönt. Hierauf wird es plötzlich still, und einen Augenblick nachher zerstiebt das ganze Heer nach allen Richtungen. Aber nunmehr erscheint eine weibliche Gestalt in weite flatternde Gewänder gehüllt. Sie schlägt den wallenden Schleier zurück, blickt sehnsuchtsvoll nach dem fernen Osten, mit langsam erhobenen Armen den Blick geleitend; dreimal

entquillt dem blassen Munde ein schmerzlicher, aus den tiefsten Tiefen der bewegten Brust heraufgeholter Seufzer; der Schleier fällt, und die Erscheinung zerfließt in leichte Morgennebel.

Wie dies eigentlich zu deuten und was dazu Veranlassung gegeben, sei folgendes:

In dem letzten Rákotzyschen Kriege, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts diese Gegenden lang und schwer heimsuchte, war die Burg Szomolán, an des Wetterlings Fuß gelegen, von kaiserlichen Truppen besetzt, die der Besitzer, die eigene Mannschaft zu verstärken, willig aufgenommen hatte. Er selbst in öffentlichem Dienste vollauf beschäftigt, und an den Ort, wo es sein Amt erheischte, gebunden, sah die Burg nur selten, in der ein wackerer, seit vielen Jahren als treu erprobter Kastellan, den Oberbefehl in des Herrn Namen führte. Auch itzt war Ellewény die Sorge um Land und Leute zu dem Burgbann gehörig, so wie über die Veste selbst, anvertraut worden, nachdem bei dem Herannahen des Ungewitters alles, was in einer möglichen Belagerung als nothwendig sich erproben konnte, im Voraus bestellt wurde.

Die Vorsicht schien auch wirklich nicht vergeblich, denn der Krieg, obwohl an des Reiches nördlicher

Grenze entzündet, wälzte sich mit beispielloser Schnelligkeit bis in diese Gegend. Szomolán, an sich keine der bedeutenderen Burgen des Landes, erhielt durch ihre Lage eine Wichtigkeit, die es nicht zuließ, daß sie von Freund oder Feind unbeachtet bleibe. An dem über das weiße Gebirge gegen Mähren führenden Hauptpaß gelegen, konnte nur der sich als Herrn dieser wichtigen Kommunication betrachten, der nicht zu befürchten hatte, von der Schloßbesatzung beunruhigt zu werden. Auch entging diese Berücksichtigung dem Rákotzyschen Oberfeldherrn Bertsényi keineswegs, darum sandte er einen bedeutenden Heerhaufen unter dem Befehle Ladislaw Otskay's gegen Szomolán, sich der Veste und des Gebirgspasses zu bemächtigen.

Schon aus weiter Ferne sah Ellewény die feindlichen Reiter rasch anrücken, und kaum hatte der rückkehrende Späher über Anzahl, Absicht und Namen der feindlichen Scharen und Führer seinen Bericht erstattet, als auch der Trompeter schon vor dem Burgthor mit der Aufforderung zur Übergabe erschien. Abgewiesen, wie man es von dem wackern Kastellan erwarten konnte, mußte dieser bald abziehen, und Otskay sich zur Belagerung entschließen. Mit dieser

ging es ganz lässig, denn es war nur ein Reiterregiment, das die Burg durch Überfall oder Kapitulation zu nehmen gehofft hatte; als dies aber nicht gelang, wenig ausrichten konnte. Bis daher Fußvolk und Geschütz nachkommen würde, begnügte man sich, vor der Veste zu lagern, und in einzelnen Abtheilungen Streifzüge in der Umgegend zu machen.

Zwar hatte Otskay den Feldherrn dringend um Belagerungsgeräth und Mannschaft angegangen, allein Graf Bertsényi's Absicht ging eigentlich auf die feste Stadt Tyrnau, die er zum Stützpunkt seiner ferneren Operationen machen wollte, und nothwendig nehmen mußte, bevor noch General Heister mit den kaiserlichen Truppen von Preßburg ankommen würde. Die Bürger hatten indeß die Thore verschlossen, Wälle und Mauern besetzt, und sich zum hartnäckigsten Widerstand gerüstet. Bertsényi wollte daher versuchen durch Gewalt zu erlangen, was seinen Unterhandlungen und Verheißungen durchaus nicht gelingen wollte. Dazu benöthigte er seines sämmtlichen Geschützes, dessen ohnedies nicht gar zu viel war. Denn obschon bei Ausbruch des Krieges in kurzer Zeit eine bedeutende Anzahl Menschen sich unter Rákotzy's Fahnen versammelte, würde er doch nie etwas Bedeu-

tendes haben unternehmen können, wofern nicht Frankreich Geld, Geschütz und erfahrne Artilleristen, so wie Ingenieurs zu dessen Leitung geliefert hätte. Im Überfluß jedoch war dies auch nicht geschehen, auf dem bisherigen Zuge manches unbrauchbar geworden, wofür, was man in eroberten Festungen gefunden, kaum hinlänglichen Ersatz gewährte. Das Resultat alles dessen war, daß genau mit dem Vorhandenen Haus gehalten werden mußte, daher — so berichtete Otskay's aus dem Hauptquartier rückkehrender Hadnagy — außer ein paar leichten Feldstücken, die bald ankommen würden, vor der Hand auf keine größere Unterstützung zu rechnen sei.

Diese Nachricht gab die Überzeugung, daß die Belagerung wohl von selbst aufhören müsse, doch bevor sollte noch ein nächtlicher Überfall in aller Stille versucht werden, damit man doch nicht, ohne irgend etwas unternommen zu haben, ruhmlos abziehe. Allein Ellewény war auf seiner Hut, die Bewegung im Lager entging seiner Aufmerksamkeit nicht. So fand denn Otskay, als er in der Nacht mit Sturmleitern in größter Stille anrückte und die Sorglosen zu überraschen hoffte, die ganze Besatzung auf den Beinen. Verrathen sah er seinen Plan, zu weit

hatte er sich gewagt, um so leicht zurückzutreten und sich dem Hohn der Gegner Preis zu geben. Sein ungestümer Muth trieb ihn und die Seinen vorwärts. Der erste war er auf der Mauer des Hauptvorwerkes, mehrere Braven folgten ihm, schon wollte er den Siegesruf anstimmen, da brach die Leiter unter den Nachklimmenden, er und seine Gefährten wurden nach wüthendem Widerstande übermannt und zu Boden geworfen, der Angriff war abgeschlagen, der Rückzug eilig, einer Flucht ähnlich.

Der Kastellan, hoch erfreut über den köstlichen Fang, empfing den gefangenen Feldobristen mit Anstand und Edelmuth; er war ja ein ehemaliger Bekannter, dem er oft begegnet bei Freunden und Nachbarn, bevor der unselige Bürgerkrieg sie einander gegenüber gestellt. Nur auf wenige Stunden weit lag das befestigte Kastell von Otsko durch einen Hügel gedeckt, der im Gesichtskreis der Burg Szomolán sich befand. Ellewény drückte seinem Gefangenen das lebhafteste Bedauern aus, ihn so wiedersehen zu müssen, trug ihm jedoch an, wofern er mit dem Ehrenwort bürgen wolle, keinen Versuch des Entweichens zu machen, statt in enger Haft frei in der ganzen Burg wandeln zu können. Nur mit Widerwillen be-

quemte sich der rasche Kriegsmann hiezu, denn er hatte gehofft, gegen Lösegeld oder Austausch entlassen zur vorigen Thätigkeit zurückkehren zu können. Bald aber minderte sich dieser Widerwille, denn wofern Ilka, des Kastellans liebliche Tochter, sich aus des Vaters Gemach nicht entfernte, wenn Otskay eintrat, um an dem Imbiß oder am Gespräch Theil zu nehmen, glaubte dieser seine Lage um Vieles leichter ertragen zu können.

Obschon seit ein paar Jahren Witwer, stand doch der tapfere Krieger in der Blüte seines Alters, mit allen Vorzügen begabt, die als vortheilhafte Empfehlungsbriefe einer gütigen Mutter Natur gelten können. So günstig sein Äußeres sich gestaltete, so ausgezeichnet waren die Eigenschaften des Mannes, der keine der geringsten Stützen des Heeres, an der Spitze eines Reiterregimentes stand, mit dem er manche kühne That ausgeführt, die seinen Namen geehrt und gefürchtet machte.

Mächtig fühlte sich der edel stolze Mann zu Ilka hingezogen, die in aller Anmuth aufblühender Jugend, die Geschäfte der Häuslichkeit emsig besorgend, dem Vater die früh verlorne Gattinn treulich ersetzte. Bald konnte er sich es nicht verhehlen, daß

ihr Besitz zu seiner Wünsche höchsten gehöre. Auch auf das Mädchen hatten die in tausend unnennbaren und doch so bedeutungsvollen Nichts sich aussprechenden Bewerbungen des ausgezeichneten Gefangenen Eindruck gemacht, und endlich zu der (wohl auch mit einem Seufzer begleiteten) Bemerkung geführt, wie Jammerschade es doch sei, daß ein so tapferer und angenehmer Mann gerade ein feindlicher Offizier seyn müsse. Was sich Ilka kaum selbst gestand, bedauerte Ellewény — nur in ganz anderer Beziehung — gar oft. So manches Mal betrachtete er ihn mit langen durchdringenden Blicken, sprach dann väterlich mahnend über das Unheil der Zeit und die verderblichen Folgen, die der Bürgerkrieg über das Vaterland bringen müsse, und wie schmerzlich ihm sei, so viele ausgezeichnete Männer, darunter auch Ladislaw, einem Panier folgen zu sehen, dessen Untergang ihm gewiß sei. Mit aufbrausendem Ungestüm vertheidigte dieser sich und seine Genossen, und manchmal wären die Männer hart aneinander gerathen, würde nicht Ilka sanft begütigend und vermittelnd zwischen sie getreten seyn. Sie war es, die den löwenkühnen jungen Mann mit einem Blick, mit einem Wort bändigte, denn er hatte sich ihr hingege-

ben ganz mit aller Kraft seiner Feuerseele, wenn schon das Geständniß seiner grenzenlosen Liebe noch nicht über die sonst beredten Lippen sich gestohlen hatte.

Die Nachricht von Otskay's Unfall erfüllte das ganze Rákotzysche Heer mit Bedauern, und kam dem Oberfeldherrn zur ungelegensten Zeit, da er eben diesen muthigen und bisher glücklichen Parteigänger zu einer Unternehmung von Wichtigkeit ausersehen hatte. Er knüpfte daher sogleich Unterhandlungen wegen dessen Auswechslung gegen einen hohen kaiserlichen Offizier an. Allein diese zogen sich in die Länge, und so mußte denn das Kommando einem anderen übertragen werden. Endlich kam das Kartell zu Stande, und Ellewény erhielt den Befehl, seinen Gefangenen unter sicherem Geleit nach Tyrnau zu stellen, wo die Auswechslung erfolgen sollte.

So sehr sich der Kriegsmann über seine Befreiung glücklich pries, so schmerzlich fiel ihm der Abschied von Ilka, die auch erst im Augenblick der bevorstehenden Trennung zum klaren Bewußtseyn gelangte, wie theuer ihr der scheidende Feind geworden. Unmöglich konnte er sie verlassen, ohne seine Gefühle ausgesprochen zu haben. Noch an demselben Abend fand sich Gelegenheit dazu, und Ilka, hocherröthend, doch

unvermögend dem Drang des fliehenden Augenblicks zu widerstehen, verrieth das süße Geheimniß ihres Busens. In freudigem Entzücken schwor ihr der Glückliche unverbrüchliche Treue, unwandelbare Liebe, versprach, sobald dieser unselige Krieg geendet sei, zurückzukehren, bei ihrem Vater um ihre Hand anzuhalten, sie als seine Gemahlinn feierlich heimzuholen, und wollte ihr zum sichtbaren Unterpfand seines Wortes einen kostbaren Ring darreichen. Bei dem Worte »Vater« wand sich das überraschte Mädchen aus seinen Armen, und eilte, indem ein Strom von Thränen ihren blauen Augen entstürzte, rasch der Thüre zu. »Wohin?« rief ihr der Betroffene nach und vertrat ihr eben so rasch den Weg. »Zum Va»ter,« schluchzte Ilka, »der mir rathen, mir helfen »soll, vor dem ich kein Geheimniß haben darf.« »Nicht ohne mir,« fiel Ladislaw schnell ein — doch in eben demselben Augenblick öffnete sich die Thüre und Ellewény stand vor den Überraschten.

»Was geht hier vor?« sagte er ernst, und die Stirne in finstere Falten zusammenziehend, »ich will »nicht hoffen — —«

»Nichts, was Eure oder Eurer Tochter Ehre ge»fährden könnte,« erwiederte Otskay schnell, »denn

»so eben war ich im Begriff, mit diesem himmlischen »Mädchen zu Euch zu eilen, und um Euren Segen »zu dem Besitze ihrer Hand zu flehen, so wie ich ih»res Herzens bereits gewiß zu seyn hoffen darf.«

»Ihr seyd ein wackerer Mann, Herr Obrist,« sagte Ellewény, »und würdet mir in jeder Hinsicht »auch ein willkommener Schwiegersohn seyn. Doch »dem Feinde meines Herrn und meines Königs gebe »ich die einzige Tochter nimmermehr, und wäre es »der Fürst selbst, der gegen ihn kriegt. Verlaßt Ihr »aber seine Fahnen, erwirket die Verzeihung des ge»krönten Landesherrn, und kehrt glücklich aus dem »Felde heim, sei sie Euer, sammt meinem Segen »und meiner Habe.«

Ein Donnerschlag würde die Liebenden nicht heftiger erschreckt haben, als dieser Ausspruch, dessen sie sich am wenigsten versahen. Vergebens waren alle Vorstellungen, daß ja die Gerechtsame, um die gestritten werde, mit den Herzensangelegenheiten Einzelner gar nichts gemein haben, daß Ladislaw auf jeden Fall den Ausgang des Streites abwarten, und für jetzt nur seines künftigen Glückes Zusage zu erhalten wünsche. Der Kastellan blieb fest und unerschütterlich, und trieb zum Abschied, denn längeres

Zögern könne nicht zum Heil führen. Die beiden Scheidenden fanden nur noch so viel Zeit zu verabreden, wie und wenn sie sich Nachricht von einander geben und an welchem Ort sie sich sprechen könnten. Am geeignetsten dazu schien der unferne Rabenfels, dessen wirthliches Dach Schutz und Verborgenheit versprach. Da mahnte die Trompete des Thorwächters zum Abzug, und in wenig Minuten war Ladislaw mit seinen Begleitern dem Gesichtskreis der Burg entschwunden.

Großer Jubel ertönte im Lager, als der tapfere Obrist wieder mitten unter seine Kriegsbrüder trat, und seine verwaisten Reiter begrüßte. Alle drängten sich um ihn, bezeigten ihm ihre Theilnahme an dem, was ihn betroffen, und wie es nun sogleich muthiger vorwärts gehen werde. Wirklich hatte der Rückkehrende kaum ein paar Tage Zeit gehabt, in die Kenntniß des indeß Vorgefallenen sich zu setzen, so erging an ihn der Befehl, eine Recognoscirung gegen den über das weiße Gebirge von Szenitz her anrückenden kaiserlichen General Ricsan vorzunehmen. Der Feind war viel stärker als man vermuthete, bewegte sich jedoch mit großer Vorsicht und Langsamkeit vorwärts. Otskay bat daher um Verstärkung, und ließ indeß einen

Verhau anlegen, hinter dem er sich auf dem höchsten Punkte des Gebirgsüberganges an der noch itzt so benannten — Teufelsfurche — festsetzte.

Die Straße führte ihn nahe bei der Geliebten vorüber, doch konnten sich damals nur seine Blicke und Wünsche ihr nahen. Nun das Nöthige besorgt war und, bis größere Streitkräfte anlangten, ohnedies nichts unternommen werden konnte, widerstand er dem ungestümen Pochen seines Herzens nicht länger, und benachrichtigte Ilka, daß er ihrer nächsten Abend am Rabenfels harren werde. Sie kam voll Liebe, doch auch harmvoll, denn der Vater bestand fest und unwiderruflich auf seinem Ausspruch, und von diesem würde ihn nie etwas abbringen, meinte sie, denn seine Sinnesart sei ihr wohl bekannt. Alle Trostgründe dagegen waren vergebens, und so mußten sich die Liebenden mit schwerem Herzen wieder trennen.

Bald sah sich der Obrist an der Spitze einer Macht, mit der er aus seinen Verschanzungen heraus zu kommen wagte. Täglich fielen kleine Scharmützel vor, Riesan wurde unaufhörlich geneckt und ermüdet, wozu das Terrain treffliche Gelegenheit darbot, doch auch hingehalten, daß er die ihm obliegende Vereinigung mit der Hauptarmee nicht bewerkstelligen

konnte. Da beschloß er den Übergang zu erzwingen, und rückte mit allen seinen Truppen gegen den Verhau. Otskay, von diesem Vorhaben unterrichtet, stellte ihm nur schwachen Widerstand entgegen, und schickte ein Detaschement von Holzhauern, auf unwegsamen Stegen geführt, dem Feind in den Rükken. Langsam, doch festen Schrittes, rückten die Kaiserlichen vor, den sie umschwärmenden leichten Trupp zurückdrängend. Als sie aber in den engen Schluchten auf dem ausersehenen Platz angelangt waren, erhob sich der Wald, als wäre jeder Baum plötzlich belebt. Das Gefecht ward bald allgemein, obschon sich die Streitmassen nicht gehörig entfalten konnten, und Angriff so als Widerstand gleich hartnäckig. Riesan sah das ungünstige seiner Lage bald ein, besonders da er von seinen Feldstücken keinen rechten Gebrauch machen konnte, und gab den Befehl zum Rückzug, um den Feind in das Freie herabzulocken. Da ertönte plötzlich Angriffsgeschrei im Rücken, die Unordnung riß ein und wandelte sich bald in Flucht, die auch den Feldherrn mit sich riß. Mit Mühe gelang es diesem bei dem Dorfe Jablonitz sich mit einiger Mannschaft aufzustellen. Doch lange konnte er dem Anstürmen des siegtrunkenen Feindes nicht widerstehen.

Eine Kugel warf ihn verwundet vom Pferde, mit seinem Fall war auch das Schicksal des Tages unwiderruflich entschieden. Das ganze Corps war aufgerieben oder zersprengt, der Anführer selbst mit einem großen Theile der Seinen gefangen, Otskay's Sieg glänzend und vollständig.

Weniger günstig gestalteten sich indeß die Ereignisse bey Rákotzy's Hauptarmee, in deren Operationen die schon früher bestehende, aber nun auf das höchste gestiegene Spaltung zwischen den beiden Hauptanführern Bertsényi und Forgáts eine Unsicherheit und Mangel an Übereinstimmung gebracht hatte, die später das Meiste zum Mißlingen der ganzen Unternehmung beitrug. General Heister war indeß von Preßburg herangerückt, hatte das berannte Tyrnau entsetzt und machte Miene zu einer Hauptschlacht, ohne sich auf einzelne Gefechte einzulassen, oder sein Heer durch Absendung von Truppenabtheilungen zu schwächen. Otskay hatte mit dem Bewußtseyn einer ausgezeichneten Waffenthat auf ausgezeichneten Empfang gehofft. Doch mit Schmerz und Ahnung böser Zukunft mußte er erfahren, daß sich der Parteigeist der ganzen Armee bemächtiget habe, und weil er keinem von beiden huldigen wolle, auch seinem Verdienst

nicht jene Anerkennung werde, auf die er zu rechnen sich berechtiget glaubte.

Mißmuthig hierüber und in ernstem Nachdenken über die Gestaltung der Zukunft, berief ihn der Befehl des Feldherrn zum Kriegsrath, den Heisters drohende Stellung und die mancherlei ungünstigen Nachrichten von dem Abfall mehrerer angesehener Herren zu erheischen schien. Die wenige Übereinstimmung der Absichten und die Leidenschaftlichkeit, die in den Äußerungen der doch nur zu einem großen Zweck hier versammelten Kriegsobristen herrschte, stimmten ihn noch düsterer, und brachten den Gedanken immer zu größerer Wahrscheinlichkeit, daß bei dieser unseligen Zerwürfniß nimmermehr ein gutes Ende zu erwarten sei. Nach langem Berathen kam es endlich zum Schluß, daß die Stellung der Armee verändert, und dieselbe an das weiße Gebirge sich stützen solle, wobei sowohl das rechte Waagufer, als der durch Otskay's Sieg nun ganz freie Paß, für den Fall eines Mißgeschickes offen bleiben würde. Dabei aber kam ganz natürlich in Betrachtung, daß man im Rücken dieser Stellung unmöglich einen, wenn schon nicht starken Feind lassen könne, daher Szomolány durchaus nehmen müsse. Schnell erbat sich Otskay diesen Auf-

trag, um — wie er sagte — die dort erlittene Scharte auszuwetzen, indeß wohl auch noch mitunter aus ganz andern Beweggründen.

Kaum war der Kriegsrath geendet, war er auch schon an der Spitze einer mit allem wohlversehenen Macht auf dem Wege nach der Burg. Schnell war diese umzingelt, und eine schriftliche Aufforderung an den Kastellan abgeschickt. Ein kleines Zettelchen darin eingeschoben, bat um geheime Unterredung am bekannten Orte, und Begleitung Ellewénys, mit dem er sich durchaus verständigen müsse. Die Aufforderung ward abgeschlagen, die Zusammenkunft zugesagt.

Noch war die Nacht erst angebrochen, stand der ungeduldig Harrende schon unter dem Rabenfels, und verwünschte den langsamen Lauf der Zeit und die Vorsicht des alten Kastellans, die seinen Wünschen so sehr entgegenstand. Endlich ertönte das verabredete Zeichen, schnell ward es erwiedert, und Ellewény, doch nur allein, trat aus dem Dunkel der zweifelhaften Schatten hervor.

»Zu ernst,« hub er an, »ist die Zeit, als daß »man sie mit der Liebe Tändeleien zubringen dürfte, »überdies kennt Ihr meine Bedingniß. Ihr habt mich »in des Vaterlandes Namen hieher beschieden, ein

»hochheiliger Name, für den ich alles zu wagen, al»les zu opfern bereit bin. Sagt — was wollt Ihr — »sprecht kurz und von der Sache, Ilka's erwähnt »nicht dabei.«

Getäuscht in seiner süßesten Erwartung, faßte sich Otskay doch bald und erwiederte: »Ihr habt nicht »redlich an mir gehandelt, indem allein den Gang »Ihr gemacht, doch rechten will ich nicht, und ernst, »wie die Zeit, an die Ihr mich gemahnt, ein ern»stes Wort mit Euch sprechen. Ihr seht, mit wel»cher Macht ich angerückt, und daß es diesmal gilt, »denn nehmen muß ich die Burg, es koste was es »will, so lautet mein Auftrag, und der Auftrag der »äußersten Nothwendigkeit, der jede andere Rück»sicht weichen muß. Zum ernsten Widerstande seid »Ihr zu schwach, so ergebt Euch denn auf ehrenvolle »Bedingung, wenn ich neuerdings Euch auffordere.«

»Da sei Gott vor,« entgegnete der Kastellan, »daß ich, so lange noch ein Arm in der Veste sich »rühren kann, dem leisesten Gedanken an Ergebung »Raum gebe. Ich thue meine Pflicht, wollte Gott, »Ihr kehrtet auch zu der Euren zurück.«

»So muß ich,« fiel der Aufgeregte schnell ein, »zum äußersten, zum Sturm schreiten, wie kann

» ich dann der rohen Soldaten Wuth Einhalt thun,
» was soll dann aus Euch, was aus Ilka werden?«

» Was Gott will, was er über uns beschlossen hat.«

Und nun redete der Alte mit Eifer über Pflicht und Recht und die gegenwärtigen Verhältnisse und die Gestaltung der Zukunft, so daß der tiefe Eindruck, den seine Vorstellungen auf den Zuhörer machten, unverkennbar war. Zuletzt drang er in Otskay, sich dem Kaiser zu unterwerfen, verhieß die Vermittelung zu übernehmen, malte ihm das Gemälde des häuslichen Glückes an Ilka's Seite mit den reizendsten Farben aus, und zeigte ihm scharf damit contrastirend als Gegenbild Flucht, Verbannung oder unrühmlichen Tod, als Folge der Niederlage seiner Partei, an der bei dem Abfall so Vieler, die anfangs daran Theil nahmen, und der Uneinigkeit der Übrigbleibenden kein Zweifel mehr seyn könne.

Immer finsterer, aber auch immer schweigsamer ward der Obrist, endlich fuhr er wie aus einem schweren Traume auf, schüttelte dem Alten die Hand und verschwand mit dem Rufe » auf Wiedersehen « hinter dem Fels.

Am nächsten Morgen begannen die Belagerungsanstalten und die nöthigen Arbeiten, um das Geschütz

aufzustellen; allein es schien damit keine Eile zu haben; alles wurde nur lässig betrieben, der belebende Geist fehlte, denn der Befehlshaber saß düster sinnend in seinem Zelt, unbekümmert, ob und wie seine Befehle vollzogen würden. Da brachte man ihm Briefe von dem Heere, die meldeten, indem das Lager abgebrochen und die neue Stellung bezogen werden sollte, sei der Streit zwischen den Anhängern der beiden Feldherren so heftig ausgebrochen, daß es beinahe zu Thätlichkeiten kam, und nur die persönliche Dazwischenkunft des Fürsten (Rákotzy) habe noch eine förmliche Schlacht im Angesicht des Feindes verhindert; die Bande der Subordination lösten sich mit jedem Tage mehr, und wenn nicht ein Wunder geschehe, sei nächstens ihr aller Verderben unvermeidlich. Dies entschied. — In einer halben Stunde überbrachte ein Trompeter schriftliche Aufforderung dem Kastellan zur Ergebung. Eine Beischrift meldete, schwer sei das Gewicht der letzten Unterredung seither auf Otskay gelegen, die bisherige Überzeugung von der Rechtmäßigkeit seines Handelns habe sie stark erschüttert. Noch erübrigten ihm aber wichtige Zweifel und Besorgnisse, die zu lösen sei Ort und Zeit am Rabenfels die angemessene; doch beschwöre er Elle-

wény, ja gewiß auch Ilka mitzubringen, denn unmöglich sei ihm länger zu leben, ohne sie gesehen zu haben.

Die Zusammenkunft fand Statt; das Entzücken der Liebenden war grenzenlos, lange weidete sich der Alte mit vergnügtem Blick daran. Aber nun mahnte er — seien noch wichtigere, größere Dinge abzuthun. Die Unterredung der beiden Männer dauerte lange, das Resultat derselben war, Otskay wolle sich dem Kaiser unterwerfen, und ihm sein ganzes Regiment zuführen, dagegen mit selbem in dessen Dienste aufgenommen werden, jedoch gegen seine bisherigen Genossen zu dienen nicht verpflichtet seyn; überdies solle ihm, so wie andern, die sich von Rákotzy losgesagt, Amnestie in vollem Sinne des Wortes gewährt werden. Ellewény bleibe es überlassen, die Gewährleistung dieser Zusage von dem kaiserlichen Oberfeldherrn zu erwirken, und so wie diese in Otskay's Händen, müsse die Burg gegen freien Abzug der Besatzung übergeben werden, indem ohne ihren Besitz der ganze weitere Plan nicht ausführbar sei.

Ilka jubelte über diese Wendung der Dinge, die ihr die Aussicht auf Vereinigung mit dem Geliebten eröffnete, und auch der Kastellan freute sich, einen

so wichtigen Mann seinem Herrn zugeführt zu haben. Doch er selbst, obwohl von Ilka's Gegenwart befeuert, und ihr gestehend, daß die unbegrenzte Liebe zu ihr, und die Unmöglichkeit, sie zu missen, auf den so eben gethanen Schritt großen, ja entscheidenden Einfluß habe, konnte sich bei aller Aussicht des Glückes der Liebe einer düstern Ahnung nicht erwehren, die seine reine Freude trübte. Endlich mußte man sich trennen, und am folgenden Morgen begann jeder mit der Ausführung seiner Entwürfe.

In dem Lager regte sich alles in ungeheurer Geschäftigkeit, denn Otskay trieb und drängte die Belagerungsarbeiten, als müsse die Veste heute noch fallen. Indeß waren Ellewény's Boten an Heister durchgelassen worden, und binnen wenig Tagen sowohl die in kaiserlicher Vollmacht ausgestellte Urkunde für Otskay, als die Gutheißung der übrigen Verabredungen eingetroffen. Nun kündigte dieser seinen Truppen einen allgemeinen Sturm für den nächsten Morgen an, wenn die nochmalige Aufforderung unwirksam bliebe. Sie geschah, und der Kastellan, von der Unmöglichkeit, sich länger zu halten, überzeugt, ergab sich gegen freien Abzug mit Mannschaft und Gepäck.

Nachdem das Nöthige wegen Besetzung der Burg

veranstaltet war, rückte Otskay zu dem Heere ein, wo er alle Vorbereitungen zu einer Hauptschlacht getroffen fand, die durch Heister's kombinirte Bewegungen unvermeidlich schien, dabei wegen Überlegenheit an Mannschaft, besonders an Reiterei, im Rákotzyschen Heer auf dem ganz flachen Terrain mit Vortheil geliefert werden konnte. Der Plan war gemacht, allen Anführern mitgetheilt, jedem sein Posten angewiesen, voll Muth und Zuversicht für den Augenblick durch die gemeinsame Gefahr jeder einzelne Groll zum Schweigen gebracht. Otskay erhielt die Bestimmung, am rechten Flügel den Angriff des Fußvolkes zu unterstützen, und wo möglich den Feind zu umgehen und ihm dann in die Flanke zu fallen.

Am frühesten Morgen verkündeten drei Kanonenschüsse den Anfang der Schlacht. Heister hatte eine schiefe Schlachtordnung angenommen, und sich zuerst auf den linken feindlichen Flügel geworfen. Doch bald ward das Gefecht allgemein und die ganze Linie darein gezogen. Das Glück schien bald den einen, bald den andern Theil zu begünstigen, mehrere Stunden dauerte das Schwanken. Da brach plötzlich Otskay mit seinem Regimente auf, als wolle er auf eine gegenüber stehende Masse sich werfen. Diese

öffnete sich, das ganze Regiment drang im schnellsten Lauf durch die Reihen, und ein lautes Geschrei verkündete den Übertritt desselben zu den kaiserlichen Fahnen. Den Augenblick benützend, drang der Feind in die Lücke, brachte Verwirrung in die Operationen, und rollte so den ganzen Rákotzyschen rechten Flügel auf, was alsobald eine vollständige Niederlage herbeiführte. Abgeschnitten von dem weißen Gebirge mußte die geschlagene Armee, um nicht ganz aufgerieben zu werden, das ganze Waagthal räumen, und somit Vortheile aufgeben, die sie theuer errungen hatte.

Otskay kehrte seiner gesetzten Bedingniß, nicht gegen den Fürsten von Siebenbürgen dienen zu wollen, gemäß, nach Hause, voll der süßen Hoffnung, nunmehr mit Ilka die Vermählung feiern zu können. Die glänzendsten Vorbereitungen dazu füllten jetzt seine Zeit aus, und wurden mit dem lebhaftesten Eifer betrieben. Ilka war mit ihrem Vater nach Szomolány zurückgekehrt, denn die Besatzung schloß sich an die nach verlorner Schlacht eilig abziehende Armee, und ließ die Burg, deren Besitz weiterhin ohne allen Zweck blieb, leer stehen, worauf alsobald kaiserliche Truppen einzogen, und den Kastellan wieder

einsetzten. So wie dies Otskay in Erfahrung brachte, ritt er, von einigen Freunden begleitet, auf die Burg, und bat Ellewény feierlichst um die Hand seiner Tochter. Freudig gewährte dieser die Bitte, mit lautem Jubel folgte der Zusage die Verlobung, die Liebenden schwammen in einem Meere von Wonne.

Allmälig begann die Gegend ruhiger zu werden, Heister war dem rückziehenden Feind nachgefolgt, und eine wohlthätige Stille auf den Lärm und die Unruhe folgend, gewährte einige Erholung.

Näher rückte der zur Vermählung der Liebenden bestimmte Tag, alles war auf dem Kastell zu Otsko in Thätigkeit und Bewegung, da kam ein Bote an den Obrist mit der Bitte, ein ehmaliger Freund und Kriegskamerad liege krank zu Verbó danieder und wünsche sich seines Rathes und Beistandes in einem äußerst wichtigen Geschäft zu bedienen. Besuchen möge er ihn doch, da Unwohlseyn es ihm selbst nicht gestatte. Gerne sagte es Ladislaw zu, und bestimmte sogleich den folgenden Tag zu diesem Ritt.

Der Freund empfing den Erbetenen mit vieler Freude, das Geschäft ward besprochen und berathen, dann getafelt, und durch das zufällige Eintreffen mehrerer Bekannten, Gespräch und Gläserklang bis ge-

gen Abend verlängert. Nun aber forderte Otskay sein Roß, und ritt ganz gemächlich, nur von einem Diener begleitet, nach Hause. Allmälig war es dunkel geworden, allein der Weg nicht entfernt und bekannt, obschon über einen Hügel am Saume eines Waldes vorüberführend. Kaum waren die beiden Reiter an dieser Stelle angelangt, sprangen schwarze Gestalten mit furchtbarem Gebrüll dem Pferde in den Zügel, das mit einem gewaltigen Seitensprunge den nichts ahnenden Ritter stürzen machte. Augenblicklich warfen sich die Vermummten über ihn, bemächtigten sich seines Säbels, bevor er ihn noch ziehen konnte, knebelten ihn an Händen und Füßen, warfen ihn auf einen Karren, nahmen den überwältigten Diener mitten unter sich, und fort ging es über Stock und Stein so eilig, als nur die Pferde laufen konnten. Bald war die Landstraße verlassen, und das Gebirge erreicht, wo man sich in einer einsamen Hütte bei Tag verborgen hielt, und nur des Nachts weiter fuhr. Auf alle Fragen bekam der Gefangene keine Antwort, nur die Drohung, ihn augenblicklich tödten zu wollen, wofern er einen Laut von sich geben würde. Endlich in der dritten Nacht schien die Eile etwas nachzulassen, doch mit Schreck gewahrte

der Überwältigte, daß man sich einem Lager nahe, und der Anruf des nächsten Vorpostens belehrte ihn, daß er in Rákotzy's Hände gefallen. So war es auch. Ein kühner Waghals, Jaworka, mit der Gegend wohl bekannt, weil es seine Heimath war, machte sich anheischig, Otskay im Rücken des kaiserlichen Heeres aufzuheben und einzuliefern, und brachte ihn nun den racheschnaubenden Verbündeten.

Fürst Rákotzy befand sich so eben in dem wichtigen Neuhäusel, als dieser ausgezeichnete Gefangene anlangte. Graf Bertsényi, der das Heer befehligte, traute sich nicht, über ihn zu verfügen, und sendete ihn daher dem Fürsten zu. Klar sah Otskay, welches Schicksal ihm bevorstehe, er waffnete sich also mit Muth, ihm standhaft entgegen zu gehen.

Wie er zu Neuhäusel anlangte, befahl Rákotzy alsogleich einem Kriegsgericht sich zu versammeln, und übergab ihm den Abtrünnigen, das Urtheil über ihn zu sprechen. Es sprach Tod durch das Schwert, — und in drei Stunden war es auf dem großen Platze, vor dem gegenwärtigen Primatial-Gebäude, das der Fürst bewohnte, vollzogen.

Absichtlich verbreiteten die Rákotzyschen die Nachricht davon auf das schnellste im ganzen Lande, und

so gelangte sie auch nach Szomolány, und durch Unvorsichtigkeit eines Dieners zu Ilka. Mit einem durchdringenden Schrei sank sie zu Boden, von schrecklichen Phantasien war ihr Erwachen begleitet. Längere Zeit schwebte sie in höchster Gefahr, endlich sprach sie der Arzt davon frei, doch ihr Verstand war zerrüttet. Nie sprach sie mehr ein Wort, doch jeden Tag ging sie zu dem Rabenfels, harrte dort eine Stunde, stieg dann auf den Stein, streckte voll Sehnsucht die Arme der Gegend zu, wo ihr Geliebter geendet, und kehrte dann wieder traurig zur Burg zurück. Alle Versuche, sie von diesem Gang zurückzuhalten, waren vergebens und brachten sie nur zur Wuth. Man mußte sie daher gewähren lassen, doch in einem Jahre hatte auch sie geendet.

Der Bruderzwist.

Mächtig, berühmt und gefürchtet war im fünfzehnten Jahrhundert das Geschlecht der Ritter von Podmanin, nicht bloß in dem Waagthal, das sie bewohnten, sondern auch im benachbarten Mähren und Schlesien, das sie gar oft durch ihre Raubzüge in Furcht und Schrecken setzten. Viele Burgen, auf den höchsten Gipfeln der sich im Norden der Trentschiner Gespanschaft bereits mächtig erhebenden Karpathen erbaut, waren in ihrer Gewalt, einige zwar durch das Recht der Geburt, doch bei weitem die meisten ihren rechtmäßigen Besitzern gewaltsam entrissen. Grausend ragen die Trümmer der zerstörten Vesten gleich Adlernestern über die hohen Bergspitzen empor, und die Bewunderung des kühnen Menschenwerkes wird bald von dem Schauder verdrängt, den die Erinnerung an so manche Unthat, die in diesen Mauern verübt ward, unwillkührlich erwecket.

Bei so ausgedehnten Besitzungen konnte es an

Dienstmannen, und bei der zu jener Zeit so allgemeinen Raublust an Bundesgenossen nicht fehlen. Daher sich denn die Unternehmungen jener Ritter nicht auf kleine Buschkepperstreiche beschränkten, sondern förmlichen Heereszügen glichen. So zog Blasius von Podmanin mit Bielko von Lednitz im Jahre 1466 nach Mähren, plünderte und verbrannte das Kloster Wisowitz', verheerte die umliegende Gegend, und trieb einen so argen Spuk, daß der von seinen Zeitgenossen sowohl als der Nachwelt so sehr verkannte Böhmenkönig, Georg Podiebrad, in einem eigenen Schreiben von seinem Eidam, dem großen Korvin, Abhülfe verlangte, obwohl kurz vorher Matthäus Sternberg und Heinrich Lipa, Obrist-Marschall von Böhmen, einen ähnlichen Raubzug nach Ungarn unternommen hatten. Doch weit berüchtigter noch erscheinen in der vaterländischen Geschichte die Enkel dieses Blasius, die beiden Brüder Johann und Raphael von Podmanin; denn günstig war ihren Gewaltthaten jene für Ungarn ewig beweinenswerthe Epoche, die zwar gerade das Gegentheil von der durch den unsterblichen Schiller unnachahmlich besungenen »kaiserlosen Zeit« doch nicht minder schrecklich war. Nicht königlos war Ungarn, es hatte vielmehr der Könige zwey;

dennoch war »kein Richter mehr auf Erden.« Gedrängt von dem mächtigen Zapolya und dessen fürchterlichen Verbündeten, den Türken, konnte Ferdinand I. der Anarchie und dem heillosen Unwesen der beiderseitigen Parteigänger nicht steuern, die, während beide Könige um den Besitz der Krone kämpften, unter dem Vorwande, die Rechte ihrer Herrscher zu verfechten, den friedlichen Bürger vollends zu Grunde richteten.

Schrecklich benützten die beiden Brüder diese richterlose Zeit, und unterwarfen sich endlich den ganzen obern Theil des Waagthales, dem sie den Namen der Sileiner Gespanschaft beilegten, und mit unumschränkter Willkühr beherrschten. Zwar erhoben sich laute Klagen gegen die Unterdrücker, und mehrere königliche Abmahnungsschreiben wurden an sie erlassen, ja endlich, da diese nichts fruchteten, im Jahre 1542 die Acht über sie verhängt. Doch nützte alles dieses sehr wenig, denn es fehlte an der nöthigen Kraft, um dem Gebote Nachdruck zu geben, und stets innigst vereint, widerstanden die Brüder jedem Angriff.

Endlich erhob sich um einer zufälligen Ursache willen ein heftiger Zwist unter ihnen, der sie tödtlich

entzweite, und im Jahre 1545 ihre Unterwerfung unter die königliche Gewalt zur Folge hatte. Der Hergang der Sache war folgender:

Einst saßen die Brüder auf ihrer Burg Bistritz zusammen, die rauhe Jahrszeit rückte heran, die Streifzüge drohten beschwerlicher zu werden, da beschlossen sie schnell noch einen Zug zu machen, und dann für dieses Jahr ihre Unternehmungen zu beschließen. Johann sollte das nachbarliche Mähren, Raphael Schlesien heimsuchen. Kaum war der Plan entworfen, als an alle Lehnsleute und Verbündete abgesandt, die in beiden Provinzen befindlichen Raubgesellen von der baldigen Ankunft der Ritter benachrichtigt und zur freundlichen Theilnahme geladen wurden. In einigen Tagen war alles bereit. Am Burgthor theilten die Brüder die Mannschaft, und jeder zog mit seinem Haufen den vorbestimmten Weg.

Das Glück, das so oft dem Laster beisteht, lächelte Raphaeln ganz besonders auf seinem Zuge; da stieß er unfern des Jablunkerpasses auf einen von bewaffneten Reitern umgebenen Wagen, in dem Herr Girich von Lassinkowitz, ein alter, angesehener schlesischer Herr, mit seiner Tochter Hedwig fuhr.

Stets bereit zu gewaltthätigen Unternehmungen

und jede Gelegenheit benützend, die einen einträglichen Fang versprach, fiel die ganze Rotte unsers Raubritters augenblicklich über den Wagen. Tapfer vertheidigten die Knechte ihren Herrn, der trotz seines hohen Alters selbst das Schwert gezogen hatte, doch zu groß war die Anzahl der Angreifenden, und in wenig Minuten erhielt Herr Girich eine tiefe Wunde, die ihn besinnungslos danieder streckte, die Bedeckung ward überwältigt, und die ohnmächtige Hedwig aus dem Wagen gerissen.

Ritter Raphael, obwohl mit allen sanftern Gefühlen ganz unbekannt, konnte sich doch einer plötzlich erwachenden, zärtlichen Neigung bei dem Anblick des schönen Mädchens nicht erwehren, und beschäftigte sich auf das angelegentlichste mit ihrer Erweckung, während seine Gesellen alles plünderten. Nach vielen Bemühungen gelang es endlich, Hedwig schlug die Augen auf und erhob ein mächtiges Geschrei, als sie ihren Vater todt, und sich in den Händen der Räuber erblickte. Allein der Ritter kehrte sich nicht an ihre Thränen, nöthigte sie, ein lediges Pferd zu besteigen, und fort ging es nun nach seinem Felsenneste, das in der Nacht noch erreicht ward. Hier wies man zwar der Gefangenen eines der besten

Zimmer an, allein sorgfältig ward es verschlossen, und der Schlüssel vom Burgherrn selbst bewahrt.

Indeß war der unglückliche Verwundete zum Bewußtseyn erwacht, schleppte sich nackend und rein ausgeplündert mit vieler Mühe zur nächsten Hütte und flehte um Hülfe. Lange wollte sich niemand hiezu bequemen, denn Furcht und Schrecken über das vorüberstürmende wüthende Heer hatten die Leute in die verborgensten Winkel ihrer Behausung getrieben, bis sie endlich überzeugt wurden, daß von dem Jammernden nichts zu besorgen sei. Nothdürftig ward er nun verbunden und gekleidet, ein Bote mit der Nachricht des erlittenen Unfalls an die Seinigen gesendet, und Hülfe aus dem benachbarten Teschen erbeten. Eilend erschien sein Sohn, ein wackerer Jüngling, der durch die erhaltene Kunde in die äußerste Bestürzung versetzt ward, ließ den kranken Vater zur Stadt führen, und schwor, nicht eher zu ruhen, bis er seine Schwester befreit und die angethane Unbild blutig gerächt hätte.

Sorgfältig ward Hedwig von ihrem Räuber gehütet. Niemand, als ein altes Weib durfte zur nothwendigsten Bedienung an bestimmter Stunde ihr Zimmer betreten, welches dann sogleich fest ver-

schlossen ward. Desto freier bediente sich der Ritter selbst seiner Schlüssel, denn seine Leidenschaft für die schöne Gefangene ward durch den heldenmüthigen Widerstand, den sie ihm entgegen setzte, bis zur Raserei gesteigert. Immer dringender wurden die Anträge seiner Liebe, doch stets waren sie vergebens, und sein Herz zwischen Zärtlichkeit und Wuth getheilt, konnte zu keinem Entschluß kommen. Bald wollte er mit Gewalt erzwingen, was er nicht erflehen konnte; bald hoffte er durch unablässiges Bestreben gefällig zu seyn, Gegenliebe zu erlangen; bald wollte er sich sogar entschließen, das Mädchen zu heirathen, obwohl ihm der Spott seines Bruders und der wilden Spießgesellen, dem er sich unausweichlich aussetzte, unerträglich schien. Ein Spiel der widersprechendsten Leidenschaften, mißvergnügt, verstimmt, wußte er selbst nicht recht, was er wollte, als sein Bruder vom mährischen Streifzug heimkehrte.

Mit Jubel und Freudengeschrei nach gewohnter Weise zog dieser in die Burg, allein nicht also ward er empfangen. Mürrisch und grämlich empfing ihn Raphael, und konnte seinen Mißmuth nur schwer unter gezwungener Freundlichkeit verbergen. Hoch verwundert über das ungewohnte Benehmen, und

bei allen Fragen kurz abgefertigt, wandte sich der Angekommene mit einem derben Fluch nach seiner Behausung, da steckte ihm einer der Knappen die Mähre, seit ihrem schlesischen Zuge und der Anwesenheit des gefangenen Fräuleins sei es nicht richtig mit dem Herrn.

Mit lautem Gelächter kehrte Johann zum Bruder zurück, und wollte ihn mit seinem weichen Herzen derb aufziehen; doch mit fürchterlichem Ernst verbat sich Raphael jeden Spott, und drohte der brüderlichen Eintracht zu vergessen, würde er an dieser seiner empfindlichsten Seite angegriffen. Lautlos vor Staunen über diese ganz fremde Sprache stand Johann eine geraume Weile, bis endlich Neugierde das Wundermädchen zu sehen, deren Reize seinen sonst so harten Bruder ganz verändern konnten, jedes andere Gefühl verdrängte. Doch hartnäckig verweigerte ihm dieser den Eintritt zu seiner Gefangenen, und endlich erhob sich ein heftiger Streit zwischen den Brüdern, da Johann sich auf das gemeinschaftliche Eigenthum jeder Beute berief, und folglich auch auf diese ein unbestreitbares Recht zu haben behauptete; Raphael dagegen gerade hier eine Ausnahme machen wollte. Keiner wollte nachgeben, der Wortwechsel wurde immer

lebhafter und bitterer, und schon riß Johann das Schwert von der Seite, um nach der Sitte jener Zeit seinen Beweisgründen die fehlende Deutlichkeit zu geben, als einige der mitgekommenen Gesellen die Streitenden auseinander brachten. Fürchterlich tobte der Abgewiesene, und weder die vollen Humpen, noch der Zuspruch seiner Freunde vermochten ihn zu besänftigen. Als daher bald darauf der edle Rebensaft seine Wirkung auf die Gesellschaft zu äußern begann, raffte er sich empor, fest entschlossen, den Bruder im Guten oder im Bösen zum Nachgeben zu zwingen.

Dieser wähnte seinen Bruder von den Saufgenossen festgehalten, und war eben wieder zu der unglücklichen Hedwig hinaufgeschlichen, sie mit seinen Bitten und Anträgen zu bestürmen. Johann hörte nicht so bald, wo jener sich befinde, als er schnell ihm nacheilte, und rasch in das Zimmer der Gefangenen eintrat. Raphael, erzürnt über die ungelegene Störung, ward vollends in die äußerste Wuth versetzt, als er in dem Eintretenden seinen Bruder erkannte. Ganz außer Fassung springt er auf, packt seinen Gegner mit kräftiger Faust an der Brust und will ihn erwürgen. Allein dieser nicht minder stark, ergreift den Wüthenden,

und nun ringen beide in höchster Anstrengung, einander zu überwältigen, bis sie zu Boden fallen, fest umschlungen, erneuernd den fürchterlichen Faustkampf. Hedwig, von dieser mörderischen Scene aufgeschreckt, erhebt ein Geschrei, von dem alle Gewölbe wiederhallen; die Leute laufen herbei und erblicken ihre Gebieter auf der Erde im heftigsten Kampfe begriffen. Nicht ohne Mühe gelingt es ihnen, die mächtig verschlungenen Arme der Kämpfer auseinander zu reißen, und schäumend vor Wuth wird jeder halb bewußtlos auf sein Zimmer gebracht.

Doch nun war der tödtlichste Haß zwischen die Brüder getreten, die heftigsten Leidenschaften einmal aufgeregt, übersprangen alle Schranken, die Stimme der Mäßigung ward nicht mehr angehört, und nur Blut, sollte es auch Bruderblut seyn, konnte das empörte Gemüth beruhigen. Schlaflos verstrich die Nacht, tausend Plane durchkreuzten die wilde Phantasie der Tobenden, und kaum graute der Morgen, als Johann seinem Bruder den Fehdehandschuh schickte und ihn zum Kampfe auf Leben und Tod auf den dritten Tag fordern ließ. »Sagt dem Ritter,« entgegnete Raphael dem Boten, »nur zuvorgekom»men sei seine Botschaft der meinigen; denn eine

» Stunde später hätt' er die nämliche von mir erhal-
» ten. Doch nicht den Aufschub von drei Tagen nehm'
» ich an, heut', alsogleich entscheide das Schwert zwi-
» schen uns. «

Mit Schrecken vernahmen die Gäste, die sich zum Abzug gerüstet hatten, den Entschluß der Brüder. Alle ihre Plane sahen sie zertrümmert, wenn diese ihre Hauptanführer sich wechselseitig aufrieben. Bloß unter ihrem Schutz hatten sie bisher straflos geraubt, und ein herrliches, sorgenfreies Leben auf Kosten anderer geführt. Dies drohte zu enden, die schlummernde Gerechtigkeit zu erwachen, Rechenschaft zu fordern für so manches vergossene Blut, ihre ganze Existenz stand auf einem zweifelhaften Spiele, und dies alles — eines Mädchens wegen. Dies wohl überdenkend, ließen sie kein Mittel unversucht, die Versöhnung der Brüder auf friedlichem Wege zu betreiben. Lange waren ihre Bemühungen vergebens, zuletzt wirkte die Vorstellung, nur durch ihre Einigkeit seien sie bisher im Stande gewesen, der gegen sie verhängten Acht Trotz zu bieten; nun diese zerstört würde, sei es leicht vorher zu sehen, daß ihre Feinde neuen Muth gewinnen und nichts unversucht lassen würden, um den Übrigbleibenden zu stürzen. Welch

ein Triumph für diese, wenn die mächtigen, noch stets unbesiegten Ritter von Podmanin einander selbst aufrieben, wenn sie vielleicht beide im Kampfe blieben. Lieber sollten sie sich friedlich vergleichen, und das Mädchen selbst entscheiden lassen, wem sie angehören wolle.

Dies ward denn endlich nach vielem Hin- und Herreden angenommen; die Brüder versöhnten sich wenigstens dem Schein nach, und Hedwig ward vorgerufen, zwischen den Brüdern zu wählen. Doch beinahe wäre der mühsam zu Stande gebrachte Friede alsogleich wieder gebrochen worden, denn Hedwig wollte sich schlechterdings zu keiner Wahl verstehen, und drang, trotz aller Versprechungen und Drohen, auf ihre Freilassung. Schon schienen die Sachen auf den vorigen Punkt zu kommen, als einer der Vermittler den Vorschlag machte, den Besitz des Mädchens durch das Los bestimmen zu lassen. Der Vorschlag gefiel; die Würfel werden gebracht, und Johann begünstigt das Glück. Voll verbissenen Grimmes sieht Raphael seine schöne Beute sich entrissen, und indeß er auf heimliche Tücke sinnt, kündet der Bruder seiner Braut ihr Schicksal an, und bestimmt den Vermählungstag, wenig achtend auf ihr Sträuben und Flehen.

Ein Paar Tage gehen mit den Vorbereitungen zum Feste hin, da bringen Kundschafter die Nachricht, die beiden Herren Johann und Georg Szuniogh seien an den kaiserlichen Hof berufen, mit einem zahlreichen Gefolge dahin abgereist, ihre Burg Budetin daher nur mit weniger Mannschaft besetzt.

Lange schon hatten die Ritter von Podmanin ein Augenmerk auf dieses Schloß; denn hart an der Waag, dem Markte Silein gerade gegenüber gelegen, beherrscht es diesen Fluß und kann sich die Vorüberfahrenden zinspflichtig machen. Auch war es der einzige feste Punkt im ganzen obern Waagthale, der ihnen nicht gehorchte.

Nun schien die Gelegenheit da, sich in den Besitz desselben zu setzen, oder wie man es in der verfeinerten Sprache unserer aufgeklärten Zeiten nennt, sich zu arrondiren; der Zug dahin ward beschlossen, und augenblicklich angetreten, denn schnell mußte geschehen, was geschehen sollte, bevor die Eigenthümer zu Hülfe eilen konnten.

Ritter Raphael fand hier die gewünschte Gelegenheit, seinen verborgenen Grimm auszulassen und beschloß sofort, sie zu benützen. Zwar zog er mit seinem Bruder aus, um ihm allen Verdacht zu beneh-

men, doch schon nach ein Paar Stunden gab er eine Unpäßlichkeit vor, die immer zunahm, und endlich so heftig schien, daß er sich kaum mehr im Sattel halten konnte, und Johann selbst ihm rieth, sich nach der Burg zurückbringen zu lassen. Dies war es, was der schlaue Raphael gewollt hatte, obwohl er sich stellte, als gäbe er nur nothgedrungen und mit Widerwillen den Vorstellungen seines Bruders nach. Von zwei Knappen geleitet, wankte er mühsam nach Hause, doch kaum angelangt, schritt er zur Ausführung seines Vorhabens.

Hedwig, die den Abzug der Ritter mit inniger Freude vernommen hatte, sann nun auf Mittel, sich zu befreien, doch keines schien ausführbar, als durch List. Gefälliger bewies sie sich daher gegen die zu ihrem Dienst bestimmte Alte, und ohne Widerwillen zu äußern, hörte sie die Lobpreisungen der Glückseligkeit, die sie an Ritter Johann's Seite erwarte. Schon glaubte Hedwig, einen Schritt weiter gehen zu können, als sie durch den Eintritt Raphaels erschreckt, all ihr Bemühen vereitelt sah. Der Ritter, entschlossen das Äußerste zu wagen, verschwendete der Bitten viel, bot alle Künste der Beredsamkeit auf, zu seinem Ziele zu gelangen und wollte endlich, da

alles vergebens war, Gewalt brauchen. Schnell besann sich die Geängstete, und drohte, von dem heimkehrenden Bräutigam schreckliche Rache zu heischen. Da wendete sich die stürmische Leidenschaft des Verblendeten in Haß, und in wüthender Eifersucht schwor er bei sich einen gräßlichen Eid, könnte er sie nicht besitzen, sollte sie seinem Bruder auch nicht werden.

Mit Hülfe eines Vertrauten sollte der Unglücklichen Gift gereicht werden, dies ihr über das Vorgefallene ewig den Mund schließen, und die verschmähte Liebe rächen. Selbst sollte sie es gethan haben, dies sollte die Aufwärterinn gegen den Bruder aussagen, mit der Versicherung, oft aus dem Munde der Gefangenen gehört zu haben, sie würde sich eher den Tod geben, als Ritter Johann ehelichen.

Unter der Maske falscher Freundschaft verbarg der Verräther seine finstere Absicht, und lud das unschuldige Opfer zu der verhängnißvollen Abendtafel. Schon stand der tödtliche Trank auf dem Tisch, Raphael gab eben mit gleißnerischen Worten seine Reue über das Vorgefallene zu erkennen, bat um Verschwiegenheit gegen den Bruder, mit Angelobung künftiger Bescheidenheit, und erhob den Becher auf herzliche Versöhnung, da fiel, indem die arme Ge-

täuschte das unheilbringende Gefäß an die Lippen setzen wollte, ein Schuß, das Horn des Thürmers erscholl fürchterlich, und ein Knecht stürzte blaß und entsetzt mit der Nachricht herein, ein unbekannter Feind stürme die Burg mit großer Gewalt. Vor Schreck entsank dem unschuldigen Schlachtopfer der giftige Becher, und der Ritter stürzte zur Thüre hinaus, um dem Feind Gegenwehr zu leisten. Doch seine Mannschaft, durch den Abzug des Bruders geschwächt, überdies keines Überfalles gewärtig, und in finsterer Nacht plötzlich aufgeschreckt, nur nothdürftig bewaffnet, konnte keinen langen Widerstand leisten; bald waren die Mauern von der Westseite erstiegen, und Raphaeln blieb nichts übrig, als sich unter Begünstigung der Dunkelheit an das Thor durchzuschlagen und zu entfliehen.

Hedwig lag während des schrecklichen Lärmens auf den Knien und flehte zum Himmel um Rettung. Plötzlich sprang die Thüre auf und ihr Bruder stürzte laut jubelnd in ihre Arme. — Dieser hatte nämlich alles in Bewegung gesetzt, um seine Freunde zur Hülfe zu vermögen, und war endlich so glücklich, ein tapferes Häuflein zusammen zu bringen, mit dem er das Äußerste zur Befreiung seiner geliebten Schwe-

ster zu wagen beschloß. Allein, um seine Absicht desto besser zu verbergen und kein Aufsehen zu erregen, zerstreute er seine Mannschaft, und nur einzeln zog sie an dem bestimmten Tage zum ausersehenen Sammelplatz, eine Stunde von Bistritz gelegen. In größter Stille wurde dann bei Annäherung der Nacht mit Äxten, Sturmleitern, Stricken und kurzen Waffen der Marsch nach der Burg angetreten, diese von der Westseite, wo sie mit einem andern Berg zusammen hängt, angegriffen und erstiegen.

Mit anbrechendem Morgen zogen die Sieger fort, nachdem sie, was sich leicht fortbringen ließ, mitnahmen, das Übrige zerstörten, und das Nest anzündeten.

Der Anschlag auf die Veste Budetin war indeß gelungen, und Ritter Johann feierte seinen Sieg, aus dem gefüllten Keller, mit vollen Humpen, bis tief in die Nacht. Sehr unangenehm ward er durch die Ankunft seines Bruders geweckt, der mit der Nachricht der eigenen verlornen Veste kam. Schnell saßen die beiden Ritter mit ihrer Mannschaft auf, um ihr Eigenthum wieder zu nehmen, allein leer und ausgebrannt fanden sie die Mauern, ohne Widerstand, doch in einen Aschenhaufen zogen sie ein und vermißten nicht bloß ihre schöne Gefangene, sondern

auch noch gar Manches von ihren zusammengeraubten Schätzen. Indeß, der Streich war geschehen und nicht mehr zu ändern, und wohl überdacht, fanden es die Brüder doch am zuträglichsten, die Burg wieder herzustellen, und so wie bevor gemeinschaftlich zu hausen. Allein ganz ließ sich das alte Verhältniß nicht wieder herbeiführen, das gegenseitige Vertrauen war geschwächt, und ein heimlicher Groll, der manchmal sich in unwillkührlichen Äußerungen verrieth, entfernte die Gemüther immer weiter. Die Folge davon war, daß ihre Macht getheilt, und weniger furchtbar, ihnen selbst die Hoffnung benahm, sich auf die bisherige Art lange zu erhalten, daher sie den Entschluß faßten, sich dem Könige zu unterwerfen, wie denn auch durch den 47. Artikel des Jahres 1545 die Acht gegen die Herren von Podmanin aufgehoben und sie von dem Könige in Gnaden aufgenommen wurden.

Mit diesen Brüdern, die beide unbeweibt starben, erlosch das Geschlecht der Ritter von Podmanin, deren weitläufige Güter an andere wohlverdiente Männer kamen, deren Nachkommen sie größtentheils noch heut zu Tage besitzen.

Das Schloß am Munde.

Die Gespanschaften des obern gebirgigen, nördlichen Ungarns sind vorzüglich reich an festen Bergschlössern und an Ruinen gewaltiger Burgen. Während die meilenlangen Flächen an den Ufern der Donau und Theiß blitzesschnell und ohne Widerstand, ja häufig, ohne daß auch nur ihr Name genannt worden wäre, von Marhanen, Magyaren, Mongolen, Polen und Türken überschwemmt wurden, welcher Letzteren anderthalbhundertjähriges Joch die schrecklichsten und bleibendsten Spuren hinterließ, gewannen jene leicht beweglichen, leicht ersetzlichen aber auch nur leicht gerüsteten Scharen, die keine Magazine brauchten und keine Brücken über die Ströme von Mungacs bis Spalatro, niemals festen Fuß im Gebirge. — Darum wurde es bald ein allgemeiner Zufluchtsort; darum krönte jeder, dem Vermögen, Lage und Umstände es vergönnten, jeden schroffen Fels oder wohlgelegenen Berg mit einem festen

Schlosse, das manchem unternehmenden Feinde Trutz bot, gleichwohl zu ohnmächtig wider die — alles besiegende Zeit. Ein Gleiches thaten die Dynasten der kleinen, aber rings von hohen Bergen eingeschlossenen Thurotzer Gespanschaft. Eine dieser Thurotzer Burgen, Blattnitz, noch in ihren Trümmern ehrwürdig, gehört dem Geschlechte der Grafen und Freiherren von Revay, das dem Staate viele Männer von treuem Vaterlandssinn und kräftiger Tugend geliefert hat, und nebst ausgedehnten Besitzungen und der erblichen Obergespanswürde dieses Komitats, sich den Titel der Grafen von Thurotz rühmlich erwarb.

Wo jetzt Schutt und Trümmer der Burg Blattnitz in's Thal hernieder schauen, stand in jenen Zeiten ein Mönchskloster, geehrt und gesucht in der ganzen umliegenden Gegend, um Rath gefragt in jeder wichtigen Angelegenheit des Lebens.

Zu Odilo, einem Mönch dieses Klosters, dem Orakel der Nachbarschaft (denn er war nicht nur des Lesens und Schreibens in hoher Vollkommenheit mächtig, sondern auch in der Heilkunde wohl erfahren), kam einst die Frau eines benachbarten Burgherrn mit der bangen Klage, ihre Tochter Elika,

vielleicht gar durch einen Zaubertrank berückt, weigere sich, mit einer an der zarten Taube kaum begreiflichen Hartnäckigkeit, eine Verbindung einzugehen, auf der das Glück ihres Hauses beruhe. Der Bräutigam sei herbeschieden, und werde in wenigen Tagen erwartet. Kaum habe sie es wagen dürfen, vom nahen Schloß in seine Zelle zu eilen, bei der nur allzu begründeten Besorgniß, der rauhe Vater, jedes Widerspruches und Widerstandes ungewohnt, würde ihr geliebtes, einziges Kind darob mißhandeln oder gar ermorden. — Odilo befahl, ihm das Mädchen zur Beichte zu schicken und versprach sein Bestes. Aber als sie wirklich kam, in allem Reiz kaum aufgeblühter Schönheit und engelreiner Unschuld, schlug eine verbrecherische Leidenschaft mit aller Glut und Gier der Hölle ihre Krallen in das Herz des Mönchs. Bald entlockte er Elika, das Siegel des heiligen Geheimnisses entweihend, das Geständniß: ihre Weigerung sei die Folge eines feierlichen Gelübdes, das sie in der Kapelle am Scheidewege, zwischen des Vaters Schloß und der nahen Burg Znio, bei der Mutter aller Gnaden gethan, — und der, so dieses Gelübde, nur ihn einig, innig und ewig zu lieben, empfangen, sei der Gespiele ihrer Jugend,

Illamer, der schöne und freudigkühne Edelknappe von Znio's mächtigem Gebieter! — Der Mönch wußte genug.

Von der bekümmerten Mutter eifrig in's Schloß geladen, seine Rathschläge, seinen Zuspruch zur Abwendung böser Folgen fortzusetzen, vergaß sich der Mönch, von dieser verdammlichen Neigung an Herz und Gehirn wie hindorrend, den Angel im Busen, mit Bleiben oder Losreißen, nur immer tiefer und schmerzlicher sich eingrabend, — zum frechen Geständniß seiner Liebe. Schrecken und Abscheu war Alles, was er erhielt. Elika wollte fliehen, den Ältern alles entdecken, aber mit höhnender Wuth mahnte er sie: wie ihr Geheimniß, wie Illamers Leben, nur von seinem Hauch abhänge, und schloß der Unglückseligen auf diese Weise schmerzlich den Mund, wie in der Folge eine rächende Vergeltung ihm denselben auf ewig verschloß.

Der Kunstgriff, den nahen Burgherrn von Znio in ein wichtig Geschäft zu verwickeln, und dadurch zugleich die Versendung seines Günstlings Illamer zu veranlassen, hatte ihn um kein Haarbreit weiter geführt. Ein letzter Versuch wahnsinniger Liebesschwüre und scheinbarer Güte war eben so fruchtlos. —

Da eilte er zornerglühend zu Elika's Vater, ihm nach einigen Winkelzügen und heuchlerischen Bitten um Schonung und Nachgiebigkeit geradezu entdeckend, der Tochter unwürdige Liebe zu dem, ihr weder an Geburt, weder an Verwandtschaft noch Gut ebenbürtigen Illamer, sei jener hartnäckigen Abweisung des vom Vater aus so triftigen Gründen auserlesenen Bräutigams einzige Ursache. Rasend fuhr dieser empor, überhäufte Mutter und Tochter mit Vorwürfen, Drohungen und mit seinem Fluch, stieß blutige Vorsätze gegen Illamer aus und ließ Eilboten aufsitzen nach dem durch allerlei Zufälle durch geraume Zeit aufgehaltenen Bräutigam. — Odilo hatte seine Späher in dieser Burg und auf jener von Znio desgleichen.

Die letzteren berichteten ihm Illamers Rückkehr in wenigen Tagen. Die Kapelle am Kreuzwege hatte jener unentweihten Liebe bisher zur Freistätte, zur Zusammenkunft gedient, und Illamer der ängstlich-harrenden Elika jedesmal mit einem Licht das Zeichen seiner Nähe gegeben. Er trat jetzt, nach der in seinen Augen der Ewigkeit vergleichbaren und doch so kurzen Abwesenheit, der süßesten Erwartungen voll, den Gang nach dem heiligen Orte an, und sein

Licht, einer reinen Liebe Stern, begann zu flimmern. Auch Elika eilte, von Angst und Schmerz und sehnsüchtigem Harren gequält und so milder Tröstung unendlich bedürftig, zum geheimen Pförtlein hinaus, an das vielgeliebte Ziel. — Die Windsbraut heulte unhold und kalt durch den Forst, und wirbelte den Staub auf den Wegen, und nur manchmal (auf daß es alsdann um so finsterer würde) that der Mond kurze Warnungsblicke durch den Riß eilender Wolken. — Kaum hatten die Liebenden zur Erneuerung des Bundesschwures Lippen und Arme verschlungen, als vermummte Gestalten aus den Winkeln hervorbrachen, Elika hinwegrissen und Illamer in ungleichem, meuchlerischem Kampf nach wüthender Gegenwehr, mit vielen Wunden zu Boden streckten.

Als Elika zwischen Tod und Leben die Augen wieder aufschlug, fand sie sich auf dem ärmlichen Lager einer Köhlerhütte, von Schreck und Bangen, von der raschen Fahrt über Stock und Stein, von der die Ohnmächtige übrigens nichts wußte, an allen Gliedern zerschlagen. — Der Köhler war des Klosters Leibeigener und gedungen von Odilo, der Illamers Mord und Elika's Entführung veranstaltet hatte, und in der ganzen Gegend bei den betroffe-

nen Ältern, wie beim Burgherrn von Znio durch tausend kleine Umstände höchst wahrscheinlich zu machen gewußt hatte, Illamer und Elika seien mit einander entflohen. — Vom Köhler erhielt die Verzweifelnde auf keine Frage eine andere Antwort, als rauhe Mahnung zur Geduld, der kommende Morgen werde alles lösen.

Nach einer den Martern der Hölle, wo kein Trost, keine Hoffnung und nicht einmal eine Zeit ist, nicht unähnlichen Nacht, kam dieser Morgen und mit ihm — Odilo. — Frech entweihte er für seine verworfene Gier den Namen einer Leidenschaft, die eine der mächtigsten Klammern des Weltbaues, das Höchste und Heiligste ausstrahlt, was je eine Menschenbrust bewegte, aber unbewacht und unbezähmt, gleich dem sonst wohlthätig leuchtenden und wärmenden Feuer, zum verzehrenden Brande wird. Er verhehlte nicht Illamers Tod, er steigerte seine Anträge und seine Drohungen, um das Gebäude seines vermeintlichen Glückes gleich auf entschiedener Hoffnungslosigkeit, auf Furcht und willenloser Hingebung aufzuführen. Der Himmel hatte für den Frevler noch keine Blitze, es geschah kein Wunder, und so erlag die hülflose Unschuld — der List und Gewalt. — Nur der

fromme Glaube an Jenseits hielt Elika in solchem namenlosen Jammer und Schmach vom Selbstmorde zurück. Über ein halbes Jahr dauerte dieses unaufhörliche Sterben, und mit Entsetzen sah der Frevler die Reize, die ihn entzündet, dem Grabe entgegen wanken. Die Ältern glaubten Elika in fernen Landen, in dem ihnen so verhaßten Ehebund.

Eines Tages schienen Elika's martervolle Träume in grause Wirklichkeit überzugehen. Eine blutige Röthe, ein heftiges Prasseln und Knistern und hereinqualmende Rauchwolken jagten sie von ihrem Lager auf. Die Hütte stand in Flammen. Elika pochte ihre harten Wächter aus dem tiefen Schlaf, der Brand zwang' zur wildesten Eile. Kaum sah die Gefangene sich im Freien, als sie, unter dem Schutze der Nacht und der Verwirrung auf's Gerathewohl dem tiefsten Dickicht zueilte, wohl mehrmals erschöpft zu Boden sank, aber von Angst getrieben sich wieder aufraffte. Endlich glänzte in mäßiger Ferne ein freundliches Licht, ihr Ruhe und Rettung verheißend. Es war das Licht eben der Kapelle, das ihr zu den seligsten Augenblicken, wie zu jenem unheilvollen Wendepunkte ihres Lebens, mit derselben Freundlichkeit gewinkt hatte. Mit letzter Kraft stieß sie die Thüre

auf, die ein heftiger Zugwind in's Schloß warf — und zugleich die Lampe verlöschte. Halb ohnmächtig lag Elika zu den Füßen der Hochgebenedeiten, als sie gar bald des Köhlers rauhe Stimme vernahm, der sie und den Sturm, die Finsterniß und sein fruchtloses Suchen verwünschte. Die zugeschlagene Pforte hielt ihn ab, in die Kapelle zu dringen, und eben so wenig, meinte er, könne auch seine Gefangene dorthin geflohen seyn. — Wie erschrak der, mit dem frühesten Morgen öffnende Küster über die unerwartete Erscheinung! An seiner hülfreichen Hand eilte Elika, so gut sie nur vermochte, auf Abwegen nach dem Vaterhaus. — Ein furchtbarer Wechsel der Gefühle durchzuckte die Ältern bei der Rückkehr des verlornen Kindes. Beim ersten Blick auf ihre Gestalt wäre beinahe jeder Gruß des Willkommens auf des Vaters Lippen erstarrt. Ein Fluch über Illamer, ihren vermeintlichen Verführer, donnerte von denselben. Aber — welcher Abscheu und welcher Schmerz ergriff beide, als Elika den Schleier des Geheimnisses mit bebender Hand und brechendem Blick von ihren Begegnissen hinwegzog und dann zurücksank auf das Lager, auf dem sie allzu früh eines todten Kindes genas, um Tages darauf selbst ihm in ein besseres Leben nachzufolgen.

Der ergrimmte Vater, der Burgherr von Znio, sein Waffenbruder, auch zornentbrannt über des geliebten Illamer meuchlerische Ermordung, und mehrere als Zeugen des Gräuels herbeigerufene Nachbarn, sandten auf Einmal Alle dem Kloster Blattnitz Absag- und Fehdebriefe. Der erstaunte Abt forderte frei Geleit und ritt zur Burg, die Ursache solcher Befehdung zu erkunden, und um das Unheil so viel möglich von seinem Kloster zu wenden. Er hörte, — staunte, — verhieß beispiellose Bestrafung des Schuldigen. Gleich bei seiner Zurückkunft versammelte die Kapitelglocke sein Konvent und der Verbrecher ward bald überwiesen und geständig.

»Ihr wißt,« erhob nun der Abt das Wort, »die Strafe, die auf des Beichtsiegels Verletzung steht. Ewig muß der Mund verstummen, der nicht bewahrt, was am heiligen Orte dem Ohr anvertraut wird: daher werde Odilo's Mund mit einem Schloß gesperrt, und da Mord, Jungfrauenraub und Verletzung der Gelübde durch Blut allein gesühnt werden kann, verschlinge den noch lebenden Verbrecher — am dritten Tage das Grab« — und es geschah, wie der Abt gesprochen.

Das ist die Sage von dem Mönch zu Blatt-

niß. So geht sie von Munde zu Munde. — Vor wenigen Jahren wurde bei einer ganz zufälligen Nachgrabung in diesen Ruinen ein männliches Gerippe mit einem am linken Kinnbacken hangenden Schlosse, in einer Blende eingemauert gefunden. Die Besitzer schenkten es an das Nationalmuseum in Pesth, wo es noch zu sehen ist. Daß dieses Schloß einem lebenden Menschen angehängt worden, zeigt, daß der Knochen, wo er vom Eisen berührt war, ganz zerfressen ist, und unverkennbare Spuren vorhergegangener Eiterung an sich trägt. — Ein entsetzlicher Tod, aber auch ein entsetzliches Verbrechen!

Der eiserne Hahn zu Raab.

Am 29. September 1594 war Raab, die wichtige, Wien und Preßburg unmittelbar mitbedrohende Grenzfeste, in die Gewalt der Erb- und Erzfeinde der Christenheit gefallen. Sinan Pascha, der Großwessir, jubelte über solche Verherrlichung seines Amtes. — Erlau, Gran und Raab gaben überaus wichtige strategische Flankenpunkte der osmanischen Herrschaft in Ungarn. — Dieses herrlichen Reiches Überreste waren nicht mehr zu retten, und auch Wien nicht, und das südliche Deutschland nicht, wäre nicht ein so auffallender Gegensatz gewesen, zwischen den Großherren vor und nach dem Eroberer Ungarns, dem großen Suleyman, Überwinder Syriens, Persiens und Ägyptens. — Vor ihm zwölf Sultane in dritthalbhundert Jahren, alle muthvolle Krieger und unwiderstehliche Eroberer, nach ihm zwanzig, worunter nicht zwei nennenswerthe Soldaten und nicht ein einziger Liebling des Schlachtenglücks, alle

ersäuft in den Lüsten und im nichtsthuenden Genuß, zwischen Weibern und Verschnittenen geboren, erzogen und wieder eingeschlafen oder erwürgt!

Der Fall von Raab durchkreuzte und lähmte alle weitaussehenden Plane und Maßregeln des Türkenkrieges. — Kaiser Rudolph's Eifersucht auf seinen Bruder Mathias machte das Übel noch ärger. Dem argwöhnischen Monarchen wäre es ein tieferer Stich in's Herz gewesen, hätte Mathias Raab, die Vormauer von Wien und Grätz, wieder errungen, als daß die Türken sich dort mit der äußersten Thätigkeit befestigten. — Sie verordneten darüber einen ihrer besten Männer, Aly Pascha von Sorrento, Torquato Tasso's Landsmann und Zeitgenossen, einen italienischen Renegaten, bei der Eroberung von Chio nach heldenmüthiger Gegenwehre, mit Wunden bedeckt, von den Moslemins gefangen, und von ihnen (die den tapfern Feind wohl zu schätzen wußten) eben so verlockend milde behandelt, als undankbar von den Christen! Wüthende Rache gegen die Franken zerfleischte dem neuen Sohne des Islam mit Widerhaken den Busen. — Erzherzog Maximilian erschien mit einem zahlreichen und wohl versehenen Heere vor Raab. Aber es erging ihm hier

nicht einmal so gut, wie mit der äußersten Anstrengung der Kräfte vor dem andern Grenzplatze Erlau, denn in der Schlacht um diesen flohen wenigstens beide Theile, halb Sieger, halb besiegt, in lächerlicher Verwirrung. — In der Schlacht um das polnische Reich der Zborovischen, wider die den schwedischen Sigismund hereinführende Zamoiskysche Partei, wurde Maximilian überwunden und gefangen. — Auch die mit ungeheuern Kräften begonnene Belagerung Raabs mußte er mit bedeutendem Verluste aufgeben.

Der Überläufer, Aly Pascha, entbrannte hierüber im grenzenlosen Dünkel. — Verachtung des Feindes schläfert weit mehr ein, als Glück den kriegerischen Muth und Übermuth steigert. — Nie mehr ließ er Abends die Thore schließen, die Zugbrücken aufziehen, die Wachen gehörig besetzen, aber durch alle diese prahlerische Nachlässigkeit noch nicht gekühlt, verewigte er durch ein öffentliches Denkmal seinen Übermuth, und ließ über dem Wasserthore mit wahrhaft morgenländischem Prunk einen reich geschmückten Kiosk errichten. — Auf seiner Spitze schimmerte ein ungeheurer eiserner Hahn. — Unter dem Donner der Pauken wurde verkündigt: nicht eher, als

bis dieser eiserne Hahn krähe, würden die Christen wieder siegreich und besitzhaltend in Raab einziehen. Ein Gleiches wurde auf die größten Kanonen des Platzes geschrieben.

Trotz Rudolphs II. unabsehbarer Unthätigkeit, und während seines, alle Vaterlandsfreunde tödtlich betrübenden und täglich zunehmenden Blödsinnes, lag dennoch Raab den ägyptischen Fleischtöpfen Wiens allzu nahe, als daß seine Wiedereroberung nicht das erste Augenmerk hätte seyn sollen. Der Ungarn lautes Muth- und Wuthgeschrei verstärkte diese Stimme nicht wenig. — Bereits vier Jahre lag Raab in Feindeshand. — Da wurde rascher und listiger Überfall beschlossen, wo die offene Gewalt und wo löwenkühne Tapferkeit nichts gefruchtet hatten. — Die Petarde war damals ein so neues und so viel besprochenes Kriegeswerkzeug, als in dem Augenblicke des endlich durch das Gottesurtheil bei Leipzig entschiedenen großen Kampfes um die Freiheit der Welt, die Congreveschen Raketen. — Der Soldat will haben, woran er seine Einbildung knüpfe.

Adolph Schwarzenberg und Niklas Palffy, Mathias Unterbefehlshaber, hatten in Komorn eine auserkorne Schar ungarischer Lanzen-

reiter und Fußgeher, Deutsche, Wallonen, Spanier und Franzosen gesammelt; die Späher kündeten ihnen, Aly Pascha habe im Übermaß sorglosen Dünkels, sogar seine besten Janitscharen um Geld, um Mund- und Kriegsvorrath an den Beglerbeg von Ungarn nach Buda (Ofen) gesendet.

Am Abend des 27. März brachen sie auf, den ganzen 28. hielten sie sich verborgen in den Wäldern von Nemethy. Als die Entscheidungsnacht des 29. März hereingebrochen, bestärkte jenes erste Wahrzeichen des Adlers, der ihnen, von den Thoren der unbezwungenen Jungfrau Komorn an, vorangeflattert, daß der helle Vollmond im freundlichen Bunde sich mit Wolken bedeckte. — Schon glaubte man, es sei zu spät, als Raabs Wälle, Mauern und Thürme aus dem Dunkel plötzlich ganz nahe emporstiegen. — Fünf Husaren, der türkischen Sprache kundig, riefen halblaut den Feldwachen zu, sie eilten dem erwünschten Transport aus Ofen voraus, von den Christenhunden verfolgt. Vor allem sei Stille nöthig. Sie wurden eingelassen, und stießen ohne Laut die türkische Wache nieder.

Die Zugbrücke am Stuhlweißenburgerthor war gar nicht aufgezogen, und nur das innere verschlossen.

Babacourt heftete schnell die Petarde an dasselbe und mit fürchterlichem Knall und Geprassel flogen die beiden Thorflügel über dreihundert Schritt weit auseinander. Einströmte unaufhaltsam das christliche Heer, — Babacourt und Obernpruck mit Franzosen und Wallonen auf den Hauptplatz, wieder andere gegen das Schloß, Peter Orczy mit den Ungarn auf die Wälle, der Spanier Lopez, Strasoldo mit den Deutschen in die Gassen, jeder wohin er voraus bestimmt war. Schwarzenberg mit Sebastian Jöhöly, und einigen blieb unter dem eingebrochenen Thor, zu Rath und Schwertschlag bereit, wie es die Noth erheischen würde, Palffy mit den Reitern hielt außen.

Das Sprengen der Thore rüttelte die Türken aus ihrem Schlummer, wüthend warfen sie sich den eindringenden Christen entgegen. Einzelne Türken widerstanden in den engen Gassen, und in jedem Schlupfwinkel ganzen Haufen Stürmender; dreimal wurden die Christen zurückgetrieben, dreimal drangen sie wieder vor. Es war ein fürchterliches Hin- und Herwogen von Tapferkeit und Zufall, von Streit und Glück. Da rief Schwarzenberg auch noch die Reserve unter Palffy. Aber die Reiter wollten ihre Rosse nicht verlassen. Da stieg Palffy der

erste vom Pferde, und was sein Wort nicht vermochte, that sein Beispiel: am meisten aber wirkte ein dreimaliger starker, durch die ganze Stadt vernehmlicher Hahnenruf. Den Türken entsank der Muth, sie gedachten der nun zu ihrem Verderben gekehrten, prahlerischen Weissagung ihres Pascha, welcher, als ein rasender Held, die Waffen in der Hand verzweifelnd unter den Säbeln der Ungarn an eben dem Wasserthor fiel. — Mit dem ersten Strahl der Morgenröthe ergab sich auch Omar Aga im Schlosse. Aber die meisten Türken stürzten sich in wahnsinniger Wuth lieber von den Wällen herunter. Es wurden nur 300 Gefangene gemacht. — Unermeßlicher Kriegsvorrath mit 180 Kanonen fiel dem Kaiser, unermeßliche Beute den Kriegern zu. — Die Wiedererkämpfung einer wichtigen Vormauer der Christenheit, Raabs Befreiung, die Strafe des Übermuths jenes Abtrünnigen, wurde durch das Rufen eben jenes Hahnes verkündigt, dessen ewiges Verstummen die unzerstörbare Dauer des türkischen Joches hätte verbürgen sollen! —

Die Flucht.

Die lange, ruhmbekränzte Regierung Leopold I. war unheilvoll dem türkischen Halbmonde. Vor Wiens heldenmüthig vertheidigten Wällen ward er genöthigt zu verbleichen, nimmer kam ihm der alte Glanz zurück, von Ofens, nach Stambul der vorzüglichsten seiner europäischen Städte, höchsten Zinnen herabgestürzt, mußte er dem freudig aufgepflanzten Kreuze weichen, und auf Mohacsens blutgedüngten Feldern, wo seine Größe 160 Jahre früher gegründet ward, sank er in düsteren Nebel, um nie wieder in voriger Klarheit daraus hervorzutreten. Das lange und sehnlich herbeigewünschte Werk der Erlösung Ungarns von dem osmanischen Joche war mit dem letzten Jahre des siebzehnten Säculums vollbracht, und die zur Heilung der tiefen Wunden dem Lande so nöthige Ruhe, nachdem auch Tököly's frevlerische Unternehmungen gescheitert waren, endlich wieder hergestellt. Mit scheelsüchtigem Auge sah Ludwig XIV.

diesen für die ganze Christenheit freudigen Ereignissen zu. Es lag ihm alles daran, Leopolden nicht lange in Frieden zu lassen, sondern ihm mächtige Feinde zu wecken.

In dieser Gemäßheit bekamen seine, an den, Österreich benachbarten Höfen sich aufhaltenden Gesandten ihre Instructionen. Der Marquis von Bone am polnischen Hof accreditirt, ein überaus thätiger, feuriger und intriganter Mann, glaubte genugsam Möglichkeit wahrzunehmen, in Ungarn Unruhen anzuzetteln. Es waren noch viele der Tököly'schen Anhänger am Leben, die an Franz Rákotzy einen Vereinigungspunkt um so eher zu finden hofften, als man wohl wußte, wie unvergeßlich für ihn sei, daß seine Vorfahren einst den siebenbürgischen Herrscherstuhl besitzend, unter den Fürsten Europa's Platz nahmen, wogegen er als Privatmann ein dunkles Leben führen sollte.

Auf tausend verschiedenen Wegen wußte der Marquis de Bone diesen Geist der Unruhe nicht bloß zu nähren, sondern selbst immer mehr anzufachen, und endlich Rákotzy mit dem Gedanken der Selbsthülfe, der wohl kaum ohne diese Einflüsterungen und Hülfsverheißungen in seinem Kopfe entsprungen, oder we-

nigstens nicht zur unheilbringenden That gereift wäre, vertraut zu machen. Der junge Mann von des Franzosen lockenden Vorspielungen verblendet, ließ sich bethören, pflanzte das Panier des Widerstandes gegen den Kaiser, öffentlich ihm den Krieg erklärend, auf, und sah sich bald zum Oberfeldherrn ausgerufen, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, und von Männern durch Ansehen, Geburt und Erfahrung gleich ausgezeichnet umgeben, durch die der Sache, für die sie sich erklärten, ein großes Gewicht zuwuchs.

Unter diesen zeichnete sich Niklas, Graf von Bertsényi, ein angesehener, mächtiger reicher Herr, durch mancherlei Verhältnisse auf das innigste an Rákotzy gefesselt, vorzüglich aus. Im Kriege nicht unerfahren, persönlich tapfer, stürmisch in der Schlacht, bedächtig im Rathe, ward ihm die zweite Befehlshaberstelle. Dem Glück, das ihn durch lange Zeit hindurch besonders begünstigte, zu sehr sich hingebend, vernachlässigte Bertsényi manche Maßregel der Klugheit und Vorsicht, mußte auch dafür Manches büßen. Dennoch führte er seine Scharen oft zum Siege, und verschaffte seiner Partei manchen Vortheil, durch den sie in Stand gesetzt ward, vorge-

gangene Unfälle zu verschmerzen, so daß, wäre nicht Uneinigkeit unter den Feldherren eingerissen, deren schädliche Folgen Rákotzy mit aller Klugheit und Mäßigung zu verhindern oft nicht im Stande war, es noch viel schwerer gehalten haben würde, dieses Österreich hart bedrohende Ungewitter zu beschwichtigen.

Endlich war die Schlacht von Romhány (22. Jänner 1710) geschlagen, Sickingen, Meister des Schlachtfeldes, Rákotzy's Armee nicht bloß überwunden, sondern ganz aufgelößt, und die Anführer, wohl einsehend, daß nun alles vorüber sei, berathschlagten nur mehr darüber, wie und wohin sich jeder von ihnen flüchten könne und solle? Nach allen Seiten zerstreut, ward Polen zum gemeinschaftlichen Sammelplatz bezeichnet, bevor aber eilte jeder nach Hause, zusammen zu raffen die beste Habe, und Anordnungen zu treffen, so gut und viel als möglich. Bertsényi auf seiner Herrschaft Temetvényi angelangt, verfügte, was er zweckdienlich fand, und glaubte es wohl wagen zu dürfen, von dem festen Gebirgsschlosse, nach dem am Fuße des Berges hart an dem Ufer der Waag liegenden Kastell von Brunotz (in friedlich ruhigen Zeiten sein Lieblingsaufenthalt) herab zu kommen,

da die ganze Gegend rings herum von kaiserlichen Truppen entblößt war.

Allein schon am zweiten Tage brachte ein Diener dem Grafen einen Zettel folgenden Inhaltes: »Graf Bertsényi fliehe augenblicklich, denn noch heute Nacht wird eine Abtheilung deutscher Truppen seine Besitzungen überfallen, um ihn lebend oder todt einzubringen. Alle Wege sind besetzt, nur durch das Gebirge ist Rettung noch möglich.« Nun war freilich wohl keine Zeit zu versäumen, und nur zu berathen, auf welche Weise die Flucht zu bewerkstelligen sei? Waren alle Wege bereits unsicher, wie der unbekannte warnende Freund versicherte, so mußte sich freilich wohl der Graf entschließen, das steile Gebirge zu durchwandern. Allein weder Wagen noch Pferd konnte hier durch, nur schmale Steige, Jägern und Alpenhirten bekannt, durchkreuzten sich in mannigfaltiger Richtung, und bis nach Polen auf diesen unwirthbaren Pfaden zu Fuße zu gelangen, war ein Wagniß, das bei des Grafen großer und starker Statur, und der im letzten Gefecht erhaltenen leichten Kopfwunde kaum ausführbar schien. Indeß konnte die Wahl zwischen sicherem Verderben und gewagter Rettung nicht zweifelhaft seyn, und die Hauptsorge war

nur dahin gerichtet, die Verfolger auf eine falsche Spur zu leiten und dem Grafen einen bedeutenden Vorsprung zu verschaffen. Dafür wußte ein listiger Franzose in Bertsényi's Diensten Rath, und seinem Plane gemäß begab sich der Graf alsobald nach dem Gebirgsschlosse, wo er Anstalten zur Vertheidigung und dem hartnäckigsten Widerstande traf. Doch wie es Dunkel ward, verließ er, in gemeine Reitertracht gehüllt und wohl bewaffnet, von einem einzigen getreuen und der Bergpfade kundigen Diener begleitet, in größter Stille das Schloß, indeß einer seiner Vertrauten, der sich willig zum Opfer für seinen Herrn dargeboten hatte, seine Rolle übernahm.

So wie es der Warner vorausgesagt hatte, rückte in der nächsten Nacht ein Fähnlein kaiserlicher Völker nach Brunotz, umringte das Kastell, und forderte barsch, eingelassen zu werden, nachdem es sich vorher aller Ausgänge versichert hatte, durch die Bertsényi würde entwischen haben können. Nach einigen hin und her gewechselten Reden wurden die Thore geöffnet und dem Hauptmann mit einiger Mannschaft der Eingang gestattet, so wie seinen wiewohl fruchtlosen Nachforschungen kein Hinderniß in den Weg gelegt. Auf seine Frage um des Grafen

Aufenthalt ward geantwortet, er sei zwar allerdings hier gewesen, allein bereits abgereiset, und als der Offizier dem Kastellan hart zusetzte, schien er nur mit Zittern zu gestehen, das obere feste Gebirgsschloß dürfte wohl bessere Beute enthalten.

Nicht zweimal ließ sich der Hauptmann dies sagen, sondern eilte schnell hinauf, nachdem er noch einige Soldaten als Besatzung in dem Kastell zurückgelassen hatte, um sich des Schlosses durch Überrumpelung zu bemeistern. Doch fand er sich bitter getäuscht, denn bei dem indeß angebrochenen Tageslicht sah er die Zugbrücke aufgezogen, die Schießscharten besetzt, die Wachen in ihren Luegecken, mit einem Worte, die Veste in vollkommener Verfassung, jedem Feinde die Stirne zu bieten. Zu schwach, um mit offener Gewalt etwas ausrichten zu können, mußte sich der Offizier wohl bequemen, die Besatzung nach Kriegesgebrauch förmlich aufzufordern. Allein da hierauf nur durch Schüsse geantwortet ward, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich vor dem Schlosse zu lagern und Verstärkung abzuwarten. Das that er denn auch; durch Eilboten berichtend, Graf Bertsényi habe sich in Temetvény eingeschlossen, und scheine fest gesonnen, sich auf das äußerste zu vertheidigen.

Am folgenden Tage sah man eine bedeutende Anzahl kaiserlicher Truppen heranziehen und mehreres Geschütz nicht ohne Beschwerlichkeit den steilen Weg hinauf bringen, so wie die Belagerungsarbeiten mit großem Eifer beginnen. Kaum waren die Batterien aufgeworfen und das Geschütz einige Mal gelöst worden, als die Besatzung zu capituliren verlangte. Man kam überein die Feindseligkeiten einzustellen, und sollte binnen drei Tagen kein Entsatz kommen, die Veste zu öffnen. Die Belagerer gingen diese Bedingniß um so leichter ein, als sie wohl wußten, daß Rákotzy's Heer zerstreut sei und daher dem eingeschlossenen Grafen keine Hülfe leisten könne. Sie betrachteten daher diesen Aufschub bloß als eine List, um Bertsényi indeß entfliehen zu lassen, was sie wohl durch verdoppelte Aufmerksamkeit zu verhindern dachten. Eben so wollten es die wenigen eingeschlossenen Mannen nicht auf das äußerste ankommen lassen, da sie zum Widerstande zu schwach, und wären sie auch zahlreicher gewesen, doch weder mit Geschütz noch Munition oder Lebensmitteln versehen, auf keine Belagerung gefaßt waren, und ihr Zweck, während mehrerer Tage die Aufmerksamkeit des Feindes von ihrem flüchtigen Herrn abzulenken, und ihn so vor

Verfolgung zu schützen, durch den bewilligten Aufschub vollkommen erreicht war.

Die anberaumten drei Tage waren nun vorüber, kein Entsatz erschien, da rollte die Zugbrücke am frühesten Morgen des vierten Tages langsam herab und die Sieger zogen stolz und finster in die Burg, bald sich den Äußerungen des heftigsten Unwillens dahingebend, als sie das kleine Häuflein, das ihnen Trotz zu bieten wagte, und den gänzlichen Mangel an Vertheidigungsmitteln erblickten. Doch ihren Hauptzweck nicht aus den Augen verlierend, suchten sie emsig in allen Ecken nach dem Grafen persönlich, wohl aber sagte ihr Signalement, Bertsényi sei sehr dick, trage einen sehr langen, weit herabhangenden Schnurrbart, und würde wohl mit verbundenem Kopf, der kurz vorher erhaltenen Wunde wegen, gefunden werden. Alles dies paßte in der That auf den Bezeichneten, allein sein Repräsentant hatte sich auf des Franzosen Rath von dem, wie schon vorher bemerkt ward, der ganze Plan herrührte, ihm so ähnlich zu vermummen gewußt, daß wohl selbst ein Bekannter auf den ersten Anblick würde getäuscht worden seyn, die fremden Offiziere aber um so leichter hintergangen wurden.

Höchlich erfreut über den köstlichen Fang, verlor man man keine Zeit, den vermeinten Grafen in einen verdeckten Wagen zu setzen und gegen Preßburg abzuführen, während sich die Nachricht von diesem Ereigniß wie ein Lärmfeuer im ganzen Lande verbreitete.

Indeß alles dieses hier vorging, vertiefte sich der flüchtige Bertsényi immer weiter in die Gebirge, und hatte mit unzählbaren Mühseligkeiten, Beschwerden und Gefahren zu kämpfen, die verdoppelt von der schweren Last eines ähnlichen Ungemaches nicht gewohnten Körpers manchmal schlechterdings unübersteHlich schienen. Nur die schnelle Geistesgegenwart des treuen Gefährten rettete sie schon am andern Tage ihrer Wanderung aus einer höchst bedenklichen Lage, denn als sie eben auf dem Fatskoer Berge angelangt, quer über die das Neutraer mit dem Trentschiner Komitat verbindende Heerstraße ziehen wollten, kam ein Trupp Soldaten, in lange Reihen aufgelöst, unter Lärmen und Singen die Straße entlang daher getrabt. Leichter gegeben als ausgeführt war der Rath des Dieners, sich in den Gipfeln der abseitigen hohen Bäume zu verbergen. Das Unausführbare dieses Vorschlages jedoch einsehend, vertauscht er ihn schnell mit einem

andern, hilft dem Grafen in einen trockenen Wasserriß, bedeckt ihn dort mit dürrem Laub, und klettert selbst auf einem der höchsten Bäume, in angstvoller Stille das Ende des gefährlichen Zuges abwartend.

Mit Hunger und Durst kämpfend, den ungewohnten Beschwerlichkeiten tagelanger Märsche in dichten Wäldern und unwegsamen Bergen beinahe erliegend, ohne Obdach, dem Wechsel jeder Witterung ausgesetzt, von Angst und Besorgniß gefoltert, mit einem zerrissenen Kleide und wunden Füßen erreichte Bertsényi die hohen Karpathen der Arver Gespanschaft, in deren jenseitigen Thälern er Ruhe und Sicherheit zu finden hoffte. Von wüthendem Hunger getrieben und von dem Bedürfniß, nach mehrtägiger Anstrengung wieder einmal in einer menschlichen Wohnung auszuruhen, klopften die beiden Flüchtlinge eines Abends an einer einsamen Sennhütte, Milch und Brot sammt einem wirthlichen Nachtlager fordernd. Erschrocken vor den fremden Männern, die in ihrer gemeinen durchlöcherten Kleidung und ihren finsteren verwilderten Mienen, mit Schwert, Dolch und Pistolen bewaffnet, wohl eher Räubern, als rechtlichen Menschen gleich sahen, öffneten die Hirten nur mit Zittern, und brachten angstvoll das Geforderte, mißtrauisch,

den Reisenden Platz in der engen Behausung gewährend. Schon sank Bertsényi, von Mattigkeit überwältiget, einem tiefen Schlaf in die Arme, als sein Gefährte durch das scheue, ängstliche Benehmen und sorgfältig verheimlichte Flüstern seiner Hauswirthe früher schon aufmerksam gemacht, aus der Hütte tretend, den Knecht in hastiger Eile den Berg gegen den im Thale liegenden Ort herabeilen sah. Nicht viel Gutes hievon ahnend, wie denn dieser um Hülfe gegen die vermeinten Räuber zu holen sorgfältig war, weckte der Diener alsobald den Grafen, und weiter ging der Zug auf's Gerathewohl beim trügerischen Schimmer des Mondes. Einige Stunden mochten sie gewandert seyn, denn schon vergoldeten die Strahlen der aufsteigenden Sonne die hohen ewig beeisten Berggipfel, als plötzlich eine donnernde Stimme aus dem Gebüsche ein fürchterliches »Halt« rief und wohl auch zwanzig rauhe schreckliche Gestalten die beiden Wanderer umringten. — »Halt!« donnerte die vorderste Stimme noch einmal, indem sie zugleich dem Grafen ein blankes Gewehr vorhielt, »ergebt Euch!« »Nicht so schnell,« erwiederte der Graf, indem er zugleich seine Waffen entblößte, und sich zur Wehre setzte. Doch in demselben Augenblicke rief der Anführer

der Räuberhorde, ihm tief und scharf in das Angesicht blickend, »ist es Wahrheit oder Täuschung, sehe ich nicht hier, trotz dieses Aufzuges, den Grafen Bertsényi?« — »Ja, ich bin es,« versetzte der Graf, »doch lebend sollt Ihr mich nicht in Eure Gewalt bekommen.« — »Nichts hievon, mein theurer Feldherr,« versetzte jener, »Ihr seid unter Freunden, gebietet über uns, die wir unter Euch in so mancher Schlacht gestritten, so manchen Sieg erfochten haben, seht uns zu Euren Füßen, Leib und Leben willig zu Eurem Dienste, zu Eurem Schutz Euch anbietend.« Erstaunend blickte der Graf auf die sich vor ihm niederwerfende Schar und hob sie liebreich auf, voll Neugierde des Räthsels Lösung fordernd. Und der Anführer erzählte: unter jenen Fahnen hätten sie alle treu und redlich bis zur letzten unglücklichen Schlacht gedient, hätten sich dann zerstreut, und irrten nun in den Wäldern und Gebirgen herum, ihr Leben von einem Tage zum andern fristend. Und als sie dann von dem Grafen vernommen, wie es auch ihm seither ergangen, was er gelitten und erduldet, und wie er nur mit Mühe der Gefangenschaft entronnen, nun ein verlassener Flüchtling sei, da führten sie ihn zu ihrer Höhle, bereiteten ein bequemes Lager, versahen ihn mit

Speise und Trank, und baten ihn, der lang entbehrten Ruhe zu genießen, indem sie Wache stehen wollten vor seiner Lagerstätte, wie sie dies oft vor seinem Zelte gethan hätten. Mit Rührung nahm Bertsényi dies Anerbieten an, das ihm seine vorige Größe und Macht in schmerzliche Erinnerung brachte; redlich hielten die Räuber ihr Wort. Nachdem sich der Ermüdete durch Schlaf und Nahrung erquickt hatte, brach der ganze Zug auf, und mit dieser sonderbaren Leibwache kam der Graf glücklich und ohne weitere Unfälle nach Polen, von wo er später, als alle Aussicht zur Rückkehr nach Ungarn verschwunden war, sich nach Frankreich wandte. — Jener treue Diener aber, der im Schlosse zu Temetvény statt Bertsényi gefangen, bei seiner Ankunft zu Preßburg alsogleich erkannt wurde, saß einige Zeit hindurch im Kerker, und zog, nachdem er frei gelassen war, seinem geretteten Herrn nach.

Der steinerne Mönch vor der Geisterburg Hricso.

Trägt das leichtgebaute Floß den Wanderer, auch nicht ohne Unbequemlichkeit und ohne Sorge, die Fluten der Waag hinunter, ihre Ufer ergetzen gleichwohl das Auge, Bild an Bild, in üppiger Fülle und ewiger Neuheit lieblich lachend, gespenstisch düster, voll majestätischen Ernstes, auch wohl absichtlicher Ungewißheit und neckender Frage nicht unähnlich, wenn beinahe an jeder Ecke, Windung und Krümmung eine von der unmittelbar vorhergehenden, ganz verschiedene andere Welt überraschend sich aufschließt. Einer dieser vielfältigen Landschaften Mittelpunkt macht höchst seltsam die Veste Hricso. — Mehrere schroffe und nackte Zacken bilden zusammen eine Zinkenkrone von Felsen. Zwischen einigen dieser thurmhoch emporsteigenden Zacken ist mit cyklopischer Kraft und Beharrlichkeit, mit jenem herausfordernden Übermuth, der am Thurm zu Babel die Spra-

chen verwirrte, Mauerwerk und Erker eingefügt, Thürme hingerundet, und wo sonst nur königliche Adler horsteten, eine Burg entstanden, geringen Umfangs, aber seltsamen Anblicks, fest, klar, trotzig, gleich jener Zeit und jenen Menschen. — Nun ist sie ganz verfallen und drei Jahrhunderte währt schon die Sage: Hricso sei nur mehr böser Geister Aufenthalt. So manche Erzählung der Neugierigen oder der Schatzgräber, die sich von Zeit zu Zeit in diese grausenerregenden Trümmer wagten und gejagt, geängstiget, verwundet davon eilten, trugen nichts dazu bei, diesen Ruf zu begütigen.

Fast zugleich mit dem jagellonischen Königsgeschlechte und mit der Festsetzung der Osmanen in Ungarn erlosch auch der Stamm der ursprünglichen Burgherren von Hricso, der Ritter von Lahar. Vier Söhne des zartesten Alters sah der letzte trostlose Burgherr nach einander hinsterben. Er hinterließ die unersteigliche Burg unt die weitläufigen Güter seiner Gemahlinn. Das reiche Erbe lockte viele Freier herbei. Sie wurden alle abgewiesen und durch mehr als drei Jahre war die klösterliche Abgeschiedenheit der gebeugten Mutter und traurenden Witwe jedem äußern Andrang unzugänglich.

Die damals in Ungarn überhandnehmende neue Lehre, die harte Verfolgung, die sie theilweise erfuhr, die Spaltung, welche sie im Reich, die sie in den meisten einzelnen Familien hervorbrachte, ließen die Witwe ihre ruhige Zurückgezogenheit um so minder bereuen. Aber eben die gewaltigen Schwingungen im Gefolge dieser neuen Lehre, zu der auch sie sich hinneigte, sollten der ganz und gar zufällige Anlaß einer grausamen Störung ihres tiefen Friedens, ihres beklagenswerthen Unterganges seyn.

Der Witwe nächster Nachbar, Franz Thurzo, ehemals Bischof von Neutra, darauf einer der heftigsten Verfechter der Glaubensneuerung, der reizenden Barbara Kostka vermählt, und dadurch zugleich Herr der Veste Lietawa, hatte diese seine Gemahlinn so eben durch den Tod verloren. — Der Witwe ansehnliche Güter grenzten überall mit dem reichen Besitzthum der Thurzonen, vermischten und durchschnitten sich häufig, daß die Vereinigung Beider die Thurzo's zu den mächtigsten Edelherren der ganzen Gegend erheben mußte, und der Wunsch danach, — so wie das nächste und einzige Mittel, eine Verbindung mit der Witwe, hätte auch ein weniger um sich greifendes Gemüth, als jenes Franz Thurzo's, erfüllen müssen.

Seine Besuche bei der reichen Witwe wurden daher immer häufiger, seine Bewerbungen immer dringender und endlich auch — durch die zärtlichste Neigung erwiedert. Dennoch konnte sie sich nicht entschließen, dem um mehrere Jahre jüngern, in jeder Ader von leidenschaftlichem Ungestüm zuckenden Manne, voll kühner Zuversicht im Blick und Gang und Ton, voll hinreißenden Feuers in seiner Rede, ihre Hand zu reichen. — Ein Leben — ohne anderer als Mutterliebe, darauf voll bitterer Schmerzen, endlich voll eintönigen Schlummers, ruhig und still, wie ein Kirchhof oder Eisgebirg, hatten ihre bewunderten Reize schneller verblühen lassen, und sie gegen jeden lauten und kräftigen Andrang von außen unheilbar verschüchtert. — Die Unglückliche that das Ärgste, sie that etwas *Halbes*, die gefräßige Brandfackel eines ungestümen Gemüthes in die dürren, lechzenden Räume der zögernden Zukunft hinzuhalten. Sie nahm Franz Thurzo, mit königlicher Bewilligung, an *Sohnes* Statt an und ernannte ihn, jedoch erst nach ihrem *Tode* und auf *Widerruf*, zum Erben ihres sämmtlichen Vermögens, in der eitlen Hoffnung — in dem jüngern Manne, dem sie sich herzlich und gänzlich ergab, durch ein fortwährendes,

immer gleiches Interesse, auch immerfort den zärtlich dringenden Geliebten sich zu erhalten, nie den überdrüssigen, wankelmüthigen, rauhen Eheherrn wahrzunehmen; welch unrichtige und höchst unglückliche Berechnung!

Wenn auch über die Jahre hinaus, genoß die Witwe Lahar, Burgfrau auf Hricso, dennoch einer kräftigen Gesundheit, die neu aufzukeimen schien, als ihr Leben einen neuen Reiz erhielt, durch eine mehr und mehr zur Leidenschaft erwachsende Neigung. — Thurzo sah durch ihren Entschluß alle seine hochfliegenden Plane weit hinausgerückt und auch am Ende noch nicht ganz gewiß. Seine Rolle wurde ihm lästig, und längst gewohnt, so wie die Lawine seiner Leidenschaft einmal lose war, mit unwiderstehlicher, Alles mit sich fortreißender Gewalt, vom Äußersten zum Äußersten vorzuschreiten, so ward auch in dem finstern Gemüthe der Wetterschlag und Entschluß plötzlich helle: ein kecker Schritt werde an's rasche Ziel führen. Nur ein solcher könne für das vergebliche Mühen mehrerer, ewig langer Jahre entschädigen. Schon in der nächsten Nacht drang er, nur von zwei vertrauten Knechten begleitet, in das Gemach seiner Wohlthäterinn, nöthigte sie, ihm zu folgen,

ihr den finstersten und abgelegensten Kerker, kaum dem Kastellan bekannt, zum Aufenthalt anweisend. — Des andern Morgens kündigte er dem versammelten Schloßvolke sich als Herrn an, weil die Gebieterinn in so tobenden Wahnsinn verfallen sei, daß sie zu ihrer eigenen und Anderer Sicherheit, bis zu entschiedener Besserung, nach des (erkauften) Arztes Vorschrift, in unzugänglicher Verwahrung gehalten werden müsse. — Zugleich entließ er alle der Herrinn getreue Diener, besetzte das Schloß mit seinen eigenen Leuten, nahm die Huldigung der Vasallen, und — vor ewiger Sorge nicht wagend, den scheuen Fuß außer die Zugbrücke zu setzen, ward er selbst auf Hricso zum Gefangenen bei seiner Gefangenen.

Diese befand sich in dem bejammernswerthesten Zustande. Zu allen Schrecknissen und Entbehrungen ihrer Lage gesellte sich auch noch der herzzerreißende und sinneverwirrende Schmerz über den furchtbaren Undank des Geliebten. Nur der Wahn, diese Härte sei vielleicht bloß das Werk einer grundlosen Eifersucht, einer boshaften Verleumdung; nur die Hoffnung, sein Herz oder sein Gewissen werde sehr bald die Riegel ihres Kerkers sprengen, hielt sie noch einiger Maßen aufrecht. Aber als ihr in dieser unwür-

digen Lage allmälig die Tage wie die Stunden, die Wochen gleich den Tagen verflossen, und Monate wie jene Wochen nachfolgten, überließ sich die Unglückliche der Verzweiflung, die gräßlichsten Flüche und Verwünschungen ausstoßend — gegen die Burg, um deren Besitz willen sie sich lebendig begraben sah, und gegen ihren ruchlosen Peiniger. An den feuchten, dunkeln Wänden, an den einsam düstern Spalten, in Qualen und Schauder todesschwangerer Lüfte, wiederhallte hier der Fluch jenes, von den grausamen Töchtern, denen er sein Reich hingeworfen, in Sturm und Ungewitter und Platzregen hinausgestoßenen Königsgreises Lear:

Blaset ihr Winde, sprenget eure Wangen,
Tobt, blas't! Ihr Himmelsfluten und Orkane,
Strömt, bis ihr Thürm' und Wetterhahn ersäuft!
Ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrab der eichespaltenden Donnerkeile,
Stürzet, versenget, brennt! kommt Wetterstrahlen
Und schlagt sich flach des Weltbau's dicke Ründung!
Zerkracht die Formen der Natur, — verwüstet
Auf Einmal jeden Keim, woraus der Mensch
Entspringt, der Undankbare!

Von dem Augenblicke dieses grausenvollen Fluches, den der Gefangenwärter, die karge Nahrung

reichend, Thurzo'n hinterbracht und auch den Burgleuten kund gegeben hatte, schienen böse Geister diese Burg, und vorzüglich des eingedrungenen Herrn felsenharte Brust zum Wohnsitz erkoren zu haben. Niemand fand das Schloß mehr geheuer, alles sah sich kreuzend und segnend mit verstohlenen Blicken und Achselzucken an. In den unterirdischen Gewölben polterte es, ein seltsames Wimmern durchheulte die langen Gänge, drohende Gestalten rauschten durch die Gemächer mit einem Gefolge verzerrter Thier- und Menschengebilde bis vor Thurzo's Bette; jede richtete hundert Augen, streckte hundert Hände wider ihn. Wie ein fahles Irrlicht, starren Auges, verwünschenden Mundes, erhellte sich vor ihm der Witwe leichenblasses Antlitz, und sein Angstgeschrei traf nie ein hülfreiches Ohr, weil das Entsetzen jeden von ihm am weitesten hinweg trieb.

Einst meldete man Thurzo einen, im Rufe der Heiligkeit stehenden Mönch, der sich nicht abweisen lasse. Nur die Angst überwand den Unwillen des ehmaligen Bischofs. Er ließ ihn kommen, mit krauser Stirne, scheuen Blick und bebenden Knien erwartend, was da kommen würde? Als der Mönch nun eine Donnerstimme erhob und ihn vor seinen Dienern

laut der Gräuelthat anklagte, ließ ihn Thurzo sehr unsanft aus der Burg weisen. — Der Mönch harrte nun vor dem Thore, in Wind und Wetter geduldig, ob es sich ihm wieder aufthue? von Zeit zu Zeit ein lauter Herold der Schande Thurzo's und der Rache, seine Bußpredigt erneuernd. Da keine Drohung ihn vertrieb, ließ ihn Thurzo zum Hungertode in den so genannten Moderthurm schleppen. Es geschah; — aber nun sah Thurzo von seinen Fenstern einen der Felsblöcke der Burg sich zum Riesengebilde eines drohenden Mönches gestalten; und so oft er auch es zu zertrümmern befahl, — er sah es jeden Morgen drohender wieder, mit einer Stimme, daß er den Bergen hätte zurufen mögen: fallet über mich! und den Hügeln: bedecket mich! — Kein Lohn und keine Furcht war nun mehr stark genug, seine treuesten Diener bei dem Mächtigen zu erhalten. Es verließ ihn einer nach dem andern. Dieser endlose Ring von Schrecknissen zerhämmerte endlich Thurzo's Frevelmuth. Er befahl, die Witwe in Freiheit zu setzen, sobald sie feierlich beschworen, sich nie zu rächen, ihn nie zu verklagen. Aber als ihr Kerker sich aufthat, — bedurfte sie keiner irdischen Gnade mehr.

Wie von Furien getrieben, eilte nun Thurzo

nach Lietawa, aber auch dort ward ihm keine Ruhe.

Die Geister vertrieben von Hricso nach und nach alle Bewohner, selbst den mit der Burghut betrauten und so lange als möglich ausharrenden Kastellan — und als nun kein Schuldiger und auch kein Unschuldiger mehr darin war, stand die Burg in der nächsten Nacht, ohne allen kundbaren Anlaß, von allen Seiten zugleich in Flammen und verfiel in den Schutt, in welchem sie noch liegt; denn so oft man sie auch wieder herstellen wollte, stürzte das Aufgebaute wieder zusammen. Desto getreuer hält der Fels, der steinerne Mönch genannt, noch immer die Wache vor dem ehmaligen Eingang und wird sie wohl so lange halten, bis der ineinander stürzende Weltbau auch diese ewigen Berge begräbt.

Der Brunnen der Liebenden.

Wenn der gedankenvolle Wanderer durch das malerische Waagthal eilet und auf Einmal, wo die Berge dem ungeduldigen Fluß nur ungern einen engen Durchzug erlauben, unter dem Rauschen des Stromes und unter dem wunderlichen Brausen der windbewegten Bäume, die gewaltigen Trümmer der Burg Trentsin im blanken Vollmondscheine gegen das unermeßliche Himmelsgewölbe empor streben sieht, wird er, in mächtige Erinnerungen versunken, gerührt stille stehen. — Er wird ernst und weich darüber hinbrüten, was der alte Wald mit seinem Rauschen, und was die Waag manchmal lauter wider ihre Ufer klatschend, und was die tausendjährige Burg, gleich greisen Schulgenossen und Jugendgespielen, kein Ende finden einander zu erzählen, was sie gesehen von Zeiten und von Männern, die darin standen, und den Zeiten (doch nur augenblicklich) das Gepräge ihrer großen Persönlichkeit aufdrückten, und

von hier vollbrachten Thaten, welche noch leben und leben werden, über die engen Grenzen des Raumes und der Zeiten hinaus! — Wie ist vom großen Marhanenkönig Swatopluk bis auf den Tököly, und seit dem Tököly hier alles neu und alles anders geworden! — Nur die Waag und die Karpathen und ihr Schnee sind die Alten geblieben.

Des nordwestlichen Ungarns Schlüssel war Trentsin, von höchster Wichtigkeit für des Königs Mathias Heeresfahrten gegen Mähren und Schlesien, über denen Er, wie über den Kriegen persönlicher Erbitterung gegen den Kaiser Friedrich, den schönsten vom großen Vater ererbten, ihm gleichsam vorzugsweise aufgesparten Ruhm in den Wind schlug, der mehr und mehr geängstigten Christenheit Retter — wider ihren Erbfeind zu seyn. Mathias glaubte Trentsin der kräftigsten Hut, er glaubte es den besten Händen zu übergeben, indem er es an Stephan Zápolya gab. — Stephan erkor sofort Trentsin zu seinem Hauptsitz. So wie er es fand, schien es ihm hinfür zu gering. Des geübten Kriegsmannes Falkenaug' vermißte Manches in der Festigkeit, der Stolz des Emporkömmlings aber,

noch weit mehr an äußerer Pracht. — Wäre jene rauhe Zeit schon so überfein und dünn, wie die unsrige gewesen, hätte auch sie schon den beweglichen Reichthum so starr dem unbeweglichen vorgezogen, und sich wie diese (jede Leistung durch Hand und Sache verketzernd), vor dem Götzenbilde des alleinseligmachenden Goldes niedergeworfen, dieses Trentsin wäre so wenig erbaut als Petersburg.

Durch riesenhafte Arbeitskräfte thürmte sich der Bau unglaublich schnell. Geschickte Werkmeister und Künstler wurden berufen, und auch hier blieb der Adlerschwung nicht ohne sichtbare Rückwirkung, womit Mathias seinen Bücherschatz und seine Universität in Ofen als wahre National-Institute gründete, beständig über dreihundert Kopisten um die eben wiedergefundenen ewigen Werke der Alten ausgesendet hielt, womit er nicht nur Gelehrte, Maler, Bildner, Buchdrucker, sondern auch Baumeister, Handwerker und Landwirthe aus Italien und Deutschland, aus der Provence und vom burgundischen Hofe, um sich und seine Lieblinge versammelte. — Dicke Mauern, durch tiefe und breite, hier und da den Felsen selber enthauene Wälle beschützt, wehrten den Zugang von der einzig ersteig-

lichen Ostseite. Feste Thürme spotteten jeden Sturmes. Ungeheure Gewölbe sicherten die Vorräthe, dreifache Thore mit Zugbrücken und Fallgittern die Eingänge. Doch, was half das alles, so lange eines fehlte: Wasser. — Menschen und Thiere, so zahlreich in der weiten Burg, konnten für den Fall einer langen Belagerung nicht aushalten, mit dem ungewissen, oft sogar seuchenerregenden Hülfsmittel — zweier Cisternen. Vergebens erschöpften der ungestüme Zápolya und seine Baumeister ihre Erfindungsgabe, den Fels bis zu der, wie man meinte, hundert Klafter vorüberströmenden Waag hinunter zu durchbohren. Nur wagerecht mit ihr durfte man hoffen, Quellen zu finden. Die Natur schien hier menschlichem Scharfsinne und menschlicher Kühnheit, die das neu erhobene Trentsin sonst mit allen ihren Gaben verschwenderisch ausgestattet hatte, als eines dünkelhaften Aberwitzes zu spotten, indem sie gerade jenes Einzige mit unerbittlicher Hartnäckigkeit zu weigern schien, was allem übrigen erst dauerhaften Werth beilegte, und wirkliche Vollendung gab.

Der stolze Bau war eben im eifrigsten Betriebe, als dem Grafen Stephan seines Königs Ruf erscholl, zur Heeresfolge wider die Türken. Mit einem

ganzen Banner stieß der Mächtige zu seines Königs sieggewohnten Fahnen, streifte bis tief in die Moldau, und erhielt das Köstlichste aus der Beute, erhielt die angesehensten, reiches Lösegeld gar wohl vermögenden Gefangenen. — Heimkehrend sendete er Eilboten voraus an seine Gemahlinn Hedwig, geborne Herzoginn von Teschen, eine Frau von stolzer, strenger, unerquicklicher Schönheit wie ihr Gemüth, den Wunsch und Befehl ihr zu verkünden: er gedenke die vielen Gefangenen in fremder Tracht mit Mohren und Kameelen, die reiche Beute, die bekränzten Banner, die siegjubelnden Waffenbrüder, die kampfbewährten, mit des Königs »schwarzen Banden« wetteifernden Reisigen, auf ihren, stolzer und ungeberdiger als beim Ausmarsche wiehernden Rossen, unter kriegerischem Schall im festlichen Triumphzug einzuführen, in Trentsin, den neubegründeten Sitz seiner Waldstrom ähnlichen Macht und der Ewigkeit seines Namens, daß er wolle von den wimmelnden Wällen und Thurmzinnen empfangen werden mit fliegenden Fahnen und hellem Zujauchzen, mit Geschützdonner, mit den gleich dem Schlachtungestüm schmetternden Trompeten, und mit den gleich der Hoffart selber dumpf

und dunkel aufwirbelnden Heerespauken!! — Halb Ungarn wogte wie ein neigendes und nickendes Ährenmeer um Trentsin her zu dem seltenen Anblick.

Unter den Gefangenen war dieses Siegeszuges Perle die Tochter eines vornehmen Türken, eine hohe schlanke Gestalt in erster Jugendblüte, nur um so reizender in ihrer versteinerten Trauer. Das milde Feuer der Augensterne, von einer Fülle dunkler Locken beschattet, schien an die Erde fest geheftet, um ein theures Grab zu erwärmen, um es mit wenigen, schweren Thränentropfen aus den langen Wimpern zu erfrischen. Die Rosenknospe des zartverschlossenen Mundes that sich nur selten zum Aushauch tiefer Seufzer auf. Ein ängstliches Erkundigen nach der Herrinn dieser stolzen Burg bei ihren Mitgefangenen, die ihr mit großer Ehrfurcht begegneten, und die mit schüchterner Heftigkeit ausgestoßene Bitte: unter ihre Sklavinnen, wie im Vaterlande, eingeschlossen zu bleiben, war beinahe der einzige Laut, der auf der ganzen Reise den schönen Lippen entfloß. Ihre Bitte wurde ohne Hindernisse gewährt, ja der Herzoginn eigensinnige Gunst ihr zugewendet. — Menschen ohne eigenthümlichen innern Liebesfunken erzeugen durch ihre Gunst mehr Unlust und Qual,

als durch ihren H a ß. — Die Zärtlichkeit des Affen, der das geliebte Kind aus der Wiege nimmt und genau mit allen Geberden der Wärterinn kosend umher trägt, wird die Mutter schwerlich erfreuen.

Mehrere Monate verflossen. Zápolya war eben in Besichtigung der beinahe vollendeten Werke begriffen, und wie immer, so auch heute, jenen einzigen Mangel des Wassers in mürrischem Unmuthe beklagend, als ihm die Ankunft türkischer Kaufleute mit einem ansehnlichen Gefolge und mit der Friedensfahne gemeldet ward. Ihr Haupt begehrte dringend ihn zu sprechen. Er ließ sie kommen. Der Anführer der Karavane (die Sage legt ihm den Namen O m a r bei) wendete sich mit edlem Anstand an den Grafen, ihm eröffnend: »von mächtigen Geschlechtern abgesendet, sei er schon an des Königs Hoflager und an mehreren Burgen vorüber gezogen, um gegen reiches Lösegeld ihre gefangenen Angehörigen der Sklavenfesseln entledigt, in den Schooß ihrer traurenden Familien zu führen.« — Zápolya selbst ein gefürchteter Krieger und darum wenigstens kriegerischen Tugenden nicht fremd, erkannte in dem angeblichen Kaufmann auf den ersten Blick die Haltung des Befehls, ein Feuer, das den Ehrgeiz zur Tugend adelt, und

eine Milde, die er nicht begriff. Weniger rauh als gewöhnlich zeigte sich Graf Stephan gegen Omars Antrag. Würden sie des Lösegeldes einig, so möge der Muselmann die Gefangenen alle frei der Heimath zuführen, nur die nicht, die der Graf seinen Vasallen und Hofleuten bereits zu eigen geschenkt, über welche zu verfügen also nicht mehr in seiner Macht stehe. Derselbe Fall sei auch, jedoch nur mit einer einzigen Sklavinn, die sich die Herzoginn statt alles andern Antheils an der reichen Beute auserkoren, und von der sie unzertrennlich sei. — Ihm sei übrigens recht gerne vergönnt, seine gefangenen Landsleute, alle, ohne Ausnahme, zu sehen und zu sprechen.« — Omar befiel ein inneres Beben, kaum vermochte er nach dem Namen der Gefangenen zu fragen. — Fatme heißt sie der mündlichen Überlieferung. Der Name fiel schwer auf Omars, vom innern Weh der Trennung zerrissenes Herz. — Eines der vornehmsten Paschen Sohn und selbst mit reichen Kränzen des Ruhmes behangen, hatte er Fatmen bei jenem Sturme verloren, wo die tapfern Magyaren im verwirrenden Dunkel der Nacht schon mitten in die Stadt gedrungen waren, zahllose Gefangene weggeführt, weit leuchtendes Feuer hineinge-

worfen hatten, aber von ihm, dem zehn Geister in der Faust und zehn im Busen raseten, wieder hinausgeschlagen wurden. — Nicht seiner mehr mächtig, auch nicht einer Forderung der Klugheit, warf er für diese Sklavinn gleich einen ungeheuren Anbot hin. »Heide, du bist nicht klug,« entgegnete Zápolya, »sprichst du mit einem Mäkler? Fatme gehört der Herzoginn. Sie will sie nie mehr lassen.« — Er drehte ihm den Rücken und sendete ihm die Gefangenen. — Es kamen Männer, die mit Omar so manche heiße Stunde ausgefochten, für welche er, und die für ihn geblutet hatten, mit Ketten belastet, gebeugt vom Heimweh, vom Grame verzehrt. Er sah nicht, er hörte nicht, unverwandt die Augen nach dem obern Thore gewendet — und sie kam — sie war's, — die er besessen und verloren, — die ihn besessen und verloren, und für todt geachtet! — Wer setzt das Übrige hinzu?

Die jedes Herz ergreifende Kunde dieses unausgesprochenen und unaussprechlichen Wiederfindens war auch zu Zápolya's Ohren gedrungen. Er ward aufmerksam. Noch hatte er die, nach ihrer Landessitte stets verschleierte Fatme kaum gesehen und sich weit weniger um sie bekümmert, als um die bun-

ten Papageien und um den weißen Zelter der Herzoginn. Er eilte hinab, und lächelnde, — dann überrascht stockende, — zuletzt brennende Blicke fielen auf die schöne Ungläubige. — In nimmersattem Ehrgeize ganz ertrunken, war zwar seine Brust zeitlebens mit dreifachem Erz wider die Liebe gegürtet. Aber der Mann hielt seinen Willen für das Gesetz der Schwere, und seine Wallungen für das einzige Gesetz, das seine Welt bewegen sollte. Er war recht ernstlich froh, daß ihm niemals eine Lust beifiel, einen Stern an seinen Reigerbusch zu heften, denn hinaufzugreifen hätte er doch nicht vermocht, und der Bruch in seinem Willen hätte ihn wahrscheinlich wahnwitzig gemacht. — Omar verfolgte alle seine Blicke und Bewegungen, wie einst auf pfeilschnellem Rosse den hierhin und dorthin sich in die wilde Flut werfenden Feind.

In seinem Geheimnisse durch Schmerz und Freude, durch Gunst und Ungunst des Zufalls voreilig verrathen, der quälendsten Unruhe Preis gegeben, that Omar, was er am mindesten sollte. Er drang immer lebhafter in Zápolya, und stieg von einem Anbote zum andern. Ungeduldig stieß endlich der Graf den Fuß wider die Erde: » Sie ist mir und der Her-

zoginn um keinen Preis feil, und kein Gott ist stark genug, sie Euch wieder zu geben!« — Ganz außer sich fiel Omar Zápolya zu Füßen. — Der wies Fatmen mit rauher Stimme hinweg in's Frauengemach, und: — »Entlocke Wasser diesem Felsen: nicht früher lockst du in diese Augen des Mitleides thörichtes Wasser!« donnerte er dem Muselmann entgegen. »Versuch' es, mache Wachs aus diesen Steinen, und ich gebe Fatmen, mit allen übrigen Gefangenen, ohne Lösegeld frei!« — Ein schallendes Gelächter von den höhnisch verzogenen Lippen beschloß die harte Rede. — Rasch trat Omar auf den forteilenden Grafen zu und forderte seine Rechte: »Wenn ich dir eine Quelle aus diesem Felsen schaffe, verwandelst du den harten Spott in biedern Ernst?« — Ungläubigen Erstaunens und Hochmuths voll, warf ihm der Graf die Hand entgegen zum Wahrzeichen des Wortes, »das er nie dem Freunde und auch dem Feinde nie gebrochen habe.«

Welch Wunder die Osmanen damals im Minenkriege gethan, zeigt jedes Blatt der Geschichte ihres Angriffs oder Widerstandes in festen Plätzen.

Feierlich die Hände wider die Brust, schwor nun

Omar von dannen nicht zu weichen, bis er Fatmen erlöst, oder hier sein Leben gelassen! Das Gefolge wie die Gefangenen drängten sich zu diesem Riesenwerke, um der Güter höchstes zu erringen, Freiheit und Vaterland, — mit Omar, dem Stolz, der Hoffnung, der Drohung seiner Orta, mit ihm, dessen Gestalt und Sinn und Sitte längst sich alle neigten, Hände und Herzen ihm entgegen trugen, der mit gleichem Ebenmaß und Sicherheit in Freude und Leid dastand, als hätte er ein Unterpfand vom Glück, und wüßte voraus die geheimen Federn des Leichtesten und Schwersten, das er im Leben, im Rath, in Schlachten lösen sollte. — Viele Wochen und Monate lang hielt Omar der Gefährten muthigen Eifer aufrecht, durch Wort und Beispiel, Verheißung und Lohn. — Der Fels blieb immer gleich widerstrebend und seine theuerste und einzige Hoffnung blieb, im Verhältniß der Anstrengung, immer noch ohne nennenswerthen Erfolg.

Drei ewig lange Jahre waren unter diesen Bemühungen verflossen. Vergeblich riefen des Vaters und des Großherrn Bitten, Befehle und Drohungen zurück. Schon war der Unverzagte in eine unglaubliche Tiefe hinabgedrungen, und noch immer kein Was-

ser. — Muth, Ausdauer und Kräfte seiner Gefährten schwanden täglich mehr. Nur er ward das straffe, strenge Band, das dieses lose Ruthenbündel noch zusammenhielt. Allein von ruhmvollen Wunden, von Hoffnung und Sorge und übermenschlicher Anstrengung hart angegriffen, schien der Körper auch ihm jeden Dienst allmälig aufzukünden. Die stolze Schönheit verzehrte sich, der Augen Blitze erloschen, das Leben schlich, sich selbst zuwider, nur träge und verdrossen, des nahen Abschiedes gewiß, durch seine Adern. Dem Kühnen blieb nur mehr die taube Asche eines längst verglommenen Glückes.

Schläge eines feindseligen Verhängnisses haben fast immer ihr Heilkraut im Glauben, — ja selbst der Tod sein Gegengift, im Nachruhm für diesseits und für jenseits. — Aber Wunden, die das Herz sich selber, die von zwei eng verwachsenen Herzen eines dem andern schlägt, sind unheilbar, und der Getroffene verschmähet selbst Ersatz und Trost und Rettung. — So hatte denn Omar ein Meer von Liebe unermüdet in ein verfängliches Sieb der Hoffnung ergossen. — Jetzt schien ihm nichts zu bleiben, als dieses unbezwingliche Lieben und ein unerträgliches Leiden.

Von Erschöpfung und Schmerz endlich auf das Siechbette niedergeworfen, rief er seine Gefährten, bei dem Gott ihrer Väter und bei Mahoms Verheißungen zur Standhaftigkeit ermahnend, auch nach seinem Tode. — Fatmens zärtliche Pflege, durch Zápolya auf keine Weise erschwert, fristete noch mühsam die kleine, flackernde Kerze dieses theuern Lebens.

»Wer nicht will die tausendfachen Begierden des Eigennutzes, noch die niedrigen Winkelzüge der Furcht, noch die tausenderlei Ausflüchte der Trägheit, sondern nur Eines, sein Größtes, sein Nöthigstes, dem wird es gelingen!!« — Goldene Worte (seines Propheten) flüsterte Omar sich selber zu, kaum hörbar athmend, geschlossenen Auges, — als plötzlich ein heftiger Freudenlärm ihn aufschreckte: — »Der Herr ist groß, der Herr ist groß! — Wasser, Wasser, Herr! Allah sei gelobt!« — Wie ein Lauffeuer tobte es durch die Burg. — Das Unmögliche war geschehen, — in einer Tiefe von mehr als 76 Klaftern Wasser gefunden, Zápolya's heißer Wunsch erfüllt, und sein Trentsin jetzt unüberwindlich!

Von dieser und von allen seinen Burgen ließ er

nun alle türkischen Gefangenen durch Eilboten und Wagen rasch versammeln, bewirthete sie königlich, und führte Fatmen selber in Omars Arme, mit einer, seines Hochmuths und seiner Prachtliebe würdigen Ausstattung. —

Edle Rache.

Peter von Szápár, der Stammvater der ältern Linie der jetzigen Grafen von Szápáry, war aus einer alten adeligen Familie entsprossen, deren Ursprung sich weit in die zweite Periode der ungarischen Herrscher hinauf verliert. Obwohl von Natur sanft und gutmüthig, war doch seit der zartesten Jugend schon in seinem patriotischen Herzen ein unauslöschlicher Haß gegen die Feinde des christlichen Namens, die in seinem Vaterlande so schrecklich hausten. Mit Mühe konnte der muthige Jüngling den Augenblick erwarten, wo er die ersten Sporen verdienen sollte, und noch nicht zwanzigjährig folgte er 1650 einem seiner Verwandten auf dem Zuge gegen Csákvár, das durch Überfall genommen werden sollte. Doch der Feind war auf seiner Hut, der Anschlag mißlang, und unser Anfänger, der sich beim Angriff zu weit vorwärts gewagt hatte, sank von einer türkischen Lanze getroffen, schwer verwundet zu Boden, und konnte

nur mit Mühe aus dem Gedränge heraus gerissen, und halb todt nach Hause gebracht werden.

Bei einem ganz gewöhnlichen Menschen, hätte dieser mißgünstige Anfang das auflodernde Feuer mächtig gedämpft, doch bei Petern bewirkte er gerade das Gegentheil. Nur noch muthvoller stand er von dem langen Krankenlager auf und suchte neue Gelegenheit zum Kampfe, die er auch unter manchem erprobten, ruhmvollen Heerführer fand.

Endlich nach dem Tode seines Vaters trat er die nicht unbeträchtlichen, ererbten Besitzungen an, die in der Nähe des von den Türken besetzten Ofen gelegen, der Berührungspunkte viele, zum neckenden Streit darboten. Von gleichen Gesinnungen beseelt, ein eben so tapferer Kriegsmann und unversöhnlicher Feind des Halbmondes, war sein Nachbar Graf Adam von Batthyan, der später zu den höchsten Würden des Reiches gelangte. Nicht sobald hatten sich die beiden Männer kennen gelernt, als sie sich zum Verderben der Barbaren verbanden und einen Freundschaftsbund schlossen, den nur der Tod lösen konnte.

Vereint brachten sie ihren Feinden manche Niederlage bei, und erwarben sich einen Namen, der von

allen Patrioten mit Ehrfurcht, von den Türken mit Schrecken genannt ward.

Besonders schwer fühlte ihre Nachbarschaft der in Erd stationirte Hansa Beg, der oft überfallen, manchen Verlust an Mannschaft, Geld und Vieh erlitt, in beständiger Unruhe leben mußte, und sich der ermüdenden Neckereien gar nicht erwehren konnte. Höchst erbittert war er auf das Freundespaar, und bot alle Mittel auf, sich ihrer unwillkommnen Besuche zu entledigen, doch lange vergebens. Endlich begünstigte das Glück seine Wünsche, und unser Held, der mit seinem Häuflein in einen Hinterhalt gerieth, ward nach hartnäckiger Gegenwehr verwundet, und besinnungslos unter seinem Pferde hervorgezogen, indeß sein Waffengenoß sich nur mühsam retten konnte.

Groß war die Freude über diesen Fang bei den Türken, besonders bei Hansa Beg, der nun seinen fürchterlichsten Feind in seiner Gewalt hatte. Er überhäufte ihn mit den pöbelhaftesten Schimpfwörtern, ließ ihm hundert Peitschenhiebe auf die Fußsohlen geben, die Wunden nothdürftig verbinden, und sandte ihn an den Vezier nach Ofen, mit einem Empfehlungsschreiben, das dem Gefangenen eben nicht die günstigste Aufnahme bereiten sollte.

Mit gleicher Härte ward er dort empfangen, ein finsterer, unterirdischer Kerker ihm zur Wohnung angewiesen, wo auf faulem Stroh liegend, die schlecht verbundenen Wunden aufbrachen, und dem Hülflosen unerträgliche Schmerzen verursachten. Drei schreckliche Tage und ewig währende Nächte, in diesem Zustand durchlebt, brachten unsern Helden an den Rand des Grabes. Allein die Absicht des Veziers war keinesweges den Gefangenen sterben zu lassen, sondern nur ihn auf das empfindlichste zu peinigen; theils um so manches seinen Glaubensgenossen zugefügte Unheil zu rächen, theils um ein höheres Lösegeld zu erpressen. Als man ihm daher den bedenklichen Zustand des Leidenden meldete, gab er Befehl, ihm eine bessere Wohnung zu geben, und seine Wunden zu heilen. Sobald dies geschehen war, legten ihm seine Tyrannen die niedrigsten und zugleich härtesten Arbeiten auf.

Der Held, der sich bei Freund und Feind einen großen Ruf erworben hatte, dessen tapfere Faust so manchem Türken verderblich gewesen war, der von seinen Soldaten geliebt, von den berühmtesten Männern seiner Zeit geehrt, ja selbst von seinem Monarchen geschätzt wurde, mußte nun, dem Koch des Veziers zur Aushülfe zugetheilt, die Arbeiten eines Küchen-

trägers verrichten, erhielt dafür die kärglichen Überreste von Speisen, die niemand mehr mochte, weit öfter noch Schläge von den Übermüthigen, die ihren Muth an dem Wehrlosen kühlten. Besonders hart gegen Peter bewies sich Hansa Beg, der öfters theils in Geschäften, theils zum Besuche, zum Vezier nach Ofen kam, nie unterließ, sich um ihn zu erkundigen, aber auch immer die Veranlassung einer unwürdigern Behandlung war, daher seine Ankunft dem Gefangenen als ein sicherer Vorbothe neuer Mißhandlungen galt.

Mit männlicher Fassung und stiller Ergebung in den Willen des Allmächtigen, duldete der Edle das harte Schicksal, das ihm die Vorsehung auferlegt hatte, und erniedrigte sich nie zu einer Bitte an seine Peiniger. Daher denn einmal, als Hansa Beg im Vorübergehen ihn mit bitterm Hohne um sein Befinden fragte, und Peter den unedlen Spötter keiner Antwort würdigte, dieser im höchsten Zorne ausrief: »Zu gut behandelt man euch Hunde, daher seid ihr »auch noch stolz; doch bei dem großen Propheten sei »es geschworen, brechen will ich diesen Stolz; wie »das Vieh sollst du behandelt werden, gleich ihm, »mir dienen.« Alsogleich ward auf Hansa's Befehl

ein Ochsenpflug herbeigebracht, unser Held mit einem andern Christensklaven in das Joch vorgespannt, und unter dem Hohngelächter des Pöbels, und dem schadenfrohen Spott der Knaben, auf ein benachbartes Feld getrieben, um zu pflügen.

Diese Erniedrigung brach dem bisher standhaften Manne das Herz, und er widersetzte sich der Vollziehung des Befehles, jedoch nur um sein Schicksal zu erschweren, denn fünfzig Peitschenhiebe auf die Fußsohlen machten ihn unfähig aufrecht zu stehen, und dennoch mußte er troß der empfindlichsten Schmerzen, von der Peitsche des Unmenschen getrieben, die auferlegte, empörende Arbeit verrichten.

Indeß der Bedauernswürdige in so harter Gefangenschaft schmachtete, war sein treuer Freund Adam nicht müßig gewesen, um seine Befreiung zu bewirken. Er hatte sich gleich anfangs an Hansa Beg gewendet, und wegen Loslassung seines Freundes Unterhandlungen anknüpfen wollen, doch von ihm die Antwort erhalten, daß er ihm um keinen Preis feil sei, und der Vezier von Ofen ließ auf das an ihn diesfalls ergangene Schreiben erwiedern, 30000 fl. sei nur ein zu billiger Kaufpreis für einen Gefangenen von solcher Wichtigkeit.

Diese, für jene Zeiten beinahe unerschwingliche Forderung, ließ wenig Hoffnung Peter jemals befreit zu sehen; dennoch ließ sein hochherziger Freund, der für Frau und Kinder des Abwesenden väterlich sorgte, den Muth nicht sinken. Alles, was sich sowohl von seinem als des Gefangenen Vermögen zu Gelde machen ließ, ward veräußert, alle Bekannte nah und fern zur Beisteuer aufgefordert, und hiedurch zwar eine bedeutende Summe Geldes, jedoch noch bei weitem nicht die Hälfte des nöthigen Lösegeldes zusammengebracht. Alle Juwelen, Kostbarkeiten und Kleinodien, die Peters Gemahlinn besaß, waren auch schon veräußert, und die Unterthanen, obwohl selbst nicht reich, hatten sich freiwillig besteuert; doch das alles genügte nicht, — da beschlossen die redlichen Bauern Abgeordnete in alle Gegenden des Reiches zu schicken, um für die Befreiung des geliebten Herrn — zu betteln.

Allein trotz der äußersten Bemühungen der traurenden Frau, des trefflichen Freundes, und der eine seltne Treue beweisenden Unterthanen, ging das Geschäft sehr langsam, denn der größte Theil des Landes war in Feindes Gewalt, das übrige ausgesaugt, geplündert, der Hülfe bedürftiger als selbe zu geben im Stande.

So waren dem Gefangenen drei schreckliche, der liebevollen Gattinn und dem traurenden Freunde eben so viele kummervolle Jahre verflossen, die verlangte Summe wollte noch immer nicht voll werden, und alle Vorschläge wegen Peters Entlassung waren von den Türken zurückgewiesen worden. Da erfuhr Graf Adam, daß ein vornehmer Aga, mit höchst wichtigen Aufträgen an den Vezier zu Ofen unterweges sei, und beschloß sein Leben zu wagen, und den Freund zu retten. Alle Mannschaft, die er nur immer aufbringen konnte, raffte er zusammen und zog damit, nachdem ihm seine Kundschafter die Annäherung des Aga gemeldet hatten, auf die Lauer. Bald kam dieser mit einem ansehnlichen Gefolge, und so wie er auf dem Punkte war, wo der Graf ihn erwartete, stürzte der ganze Haufe über die Türken. Verzweifelt war der Kampf, die Angegriffenen wehrten sich tapfer, angefeuert durch das Beispiel ihres Gebieters, der sich, obwohl ganz umrungen, nicht ergeben wollte, und dem nicht zuzukommen war; denn schwer hatte der Graf verboten den Aga zu tödten; lebend wollte und mußte er ihn haben, sollte seine Absicht erreicht werden. Endlich war er zu Boden geworfen, geknebelt, und ohne sich viel mit Plünderung seiner

Habe aufzuhalten, eiligst in sichere Verwahrung gebracht.

Der Vezier hatte kaum von dem Unfall seines hohen Glaubensgenossen Kunde erhalten, als er an den Grafen schickte, um dessen Freilassung zu erwirken. Dies hatte der letztere erwartet, und verlangte nun eine ungeheure Summe als Kaufpreis des Aga. Als sich hierauf der Vezier in Unterhandlungen einließ, schlug Adam den Tausch des Aga gegen seinen Freund Peter vor, und genoß endlich das lang ersehnte, unaussprechliche Glück, ihn, den geliebten Freund und Waffenbruder, nach beinahe vier Jahren einer leidenvollen Gefangenschaft, befreit in seine Arme zu schließen.

Nichts von der Scene des ersten Wiedersehens, die jede Beschreibung nur entheiligen würde.

Unkenntlich selbst für seine Familie, abgemagert, blaß, kraftlos von harter Arbeit und stäter Mißhandlung, in elende Lumpen gekleidet, tief herabhängend der Bart, einer wandelnden Leiche ähnlicher, als einem Menschen, so erschien Peter von Szápár, an der Hand des entzückten Freundes, im Kreise der Seinen. Auf eine weite Strecke waren sie ihm in großer Anzahl entgegen gekommen, mit ungestümen

Jubel äußerte sich die Freude über die Rückkehr des verehrten Gebieters, doch in lautes Weinen löste sie sich auf, über den erbarmungswürdigen Zustand, worin sie ihn erblickten. Mit thränenschweren Augen zog der ganze Haufe zur Kirche und dann feierte jeder Hausvater das hohe Fest der Heimkunft seines Herrn, für den er mit Freuden ausgezogen war zu betteln.

Nur schwer konnte sich dieser erholen, die alten schlecht vernarbten Wunden öffneten sich, die von Schlägen und schweren Ketten gedrückten Beulen verursachten heftige Schmerzen, die so oft mißhandelten Füße versagten ihren Dienst; der erschöpfte Körper konnte nicht zu Kräften gelangen, und nur der beinah unzerstörbare Stoff, aus dem die Kraftmenschen jener noch nicht überfeinerten Zeit geformt waren, mit der sorgsamen Pflege einer treuen Gattinn, waren wirksam genug der gänzlichen Auflösung der so bedeutend zerrütteten Maschine zu widerstehen, und den Kranken, in einigen Monaten der Ruhe, langsam der Genesung entgegen zu führen.

Da erscholl plötzlich der Ruf, ein mächtiges Heer, angeführt von dem tapfern Herzog von Lothringen und vielen andern hochberühmten Feldherren, die ihren Heldenmuth bei der kurz vorhergegangenen Belage-

rung Wien's beurkundet hatten, sei im Anzuge, um die Hauptstadt des apostolischen Königs den Ungläubigen zu entreißen.

Welcher Ungar hätte bei dieser Nachricht gleichgültig bleiben können? Welcher nicht mit Gefahr seines Lebens zu diesem heiligen Unternehmen beitragen mögen? Und ein Held wie Peter von Szápár sollte bei dem großen Werke der Befreiung nicht zugegen seyn? Unerträglich, ja unmöglich nur der Gedanke daran!

Neue Kraft durchströmt seinen Körper, die Schwäche ist gewichen, alle Leiden sind vergessen, Leben und Gesundheit ergießt sich in jede Muskel, die Füße schwanken nicht mehr, aufrecht und fest steht der Mann, genesen durch die freudige Hoffnung seines patriotischen Herzens. »Auf!« ruft er, »auf meine Freunde, daß wir Theil nehmen an dem großen Kampfe für Freiheit und Vaterland.« Vergebens bittet ihn die besorgte Gemahlinn, sich noch zu schonen, vergebens ist die Vorstellung: die Genesung sei noch nicht vollkommen, vergebens ist das Zureden des Arztes: eine so heftige Bewegung müsse schädliche Folgen nach sich ziehen. »Laßt mich,« spricht der Held, »denn ich will nicht leben, kann ich an dem großen Werke der Befreiung nicht Theil haben.«

Mit jugendlicher Kraft ordnet nun Peter alles zum Zuge, bietet die sämmtliche, waffenfähige Mannschaft auf, bringt Weib und Kind in Sicherheit, und zieht vereint mit seinem bewährten Freunde in das Lager des großen Lothringers, dem die kampfbegierigen Ungarn von allen Seiten zuströmen. Mit Auszeichnung werden die wohlbekannten Helden aufgenommen, und stets vereint kämpfen sie Seite an Seite den blutigen Kampf mit.

Der glorreiche Erfolg des zweiten Septembers 1686 ist wohlbekannt, daher nur so viel davon, als zur gegenwärtigen Skizze gehört.

Mit unendlicher Anstrengung hatten beide Theile gestritten, wohl einsehend die Wichtigkeit des Tages, daher man nach der endlichen Erstürmung der Festung, die Todten nach Tausenden, die Gefangenen nur nach Hunderten zählen konnte. Unter diesen wenigen befand sich jedoch Peters fürchterlicher Peiniger Hansa Beg, den der Vezier, gleich allen übrigen umliegenden Befehlshabern mit ihren Truppen, zur Verstärkung noch vor Anfang der Belagerung in die Festung gezogen hatte.

Als endlich die Ruhe in der eroberten Stadt hergestellt war, feierten die Sieger das gelungene Werk,

nach vollbrachtem Dankopfer, mit einem großen Gastmahl, dem alle Heerführer beiwohnten. Während dessen mußte Peter von seiner Gefangenschaft erzählen, und that es mit einer Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung, die alle bis zu Thränen rührte. »Wohlan,« nahm endlich der Herzog das Wort, »Euer unbarmherziger Feind ist in unserer Gewalt, er sei Euer, ich schenke ihn Euch, verfahret mit ihm nach Eurem Gutdünken.« Dankend nahm Peter das Geschenk an, und während jeder sich in Vorschlägen zu neuen Martern erschöpfte, die dem Ungläubigen seine Grausamkeit zehnfach vergelten sollten, eilte einer der aufwartenden Diener, von Schadenfreude getrieben, zu Hansa Beg's Kerker, und brachte ihm die Nachricht, die er so eben vernommen, mit einem spöttischen Glückwunsch über die Glückseligkeit, die ihn bei seinem neuen Herrn erwarte. Mit sichtbarem Entsetzen hörte der Türke die Worte des Dieners, der sich schnell wieder entfernte.

Nach aufgehobener Tafel eilten die beiden Freunde zu dem Gefangenen, und fanden ihn düster, in sich gekehrt, in einer Ecke des Gemaches sitzend. »Nun Hansa,« rief ihm Peter zu, »erkennst du mich wieder? weißt du wohl, daß du mein gehörst mit Leib »und Leben?« »Ich weiß,« entgegnete jener, »daß

»ich dir geschenkt bin, aber darum gehöre ich noch »nicht dein, und lache deiner ohnmächtigen Drohungen.« — »Und was glaubst du wohl, daß ich nun »weiter mit dir zu thun gesonnen sei?« fragte Peter. »Was sonst,« erwiederte der Türke mit Trotz, »als dich zu rächen.« »Nein,« sprach der Edle, »ich »räche mich nicht. Die Freiheit schenke ich Dir ohne »Lösegeld, ohne Bedingniß.«

Staunend, verwirrt, einem Träumenden gleich, blickte Hansa lang und starr seinen großmüthigen Herrn an, endlich rief er aus: »Nein! es ist nicht »möglich, du täuschest mich, dieses Edelmuthes ist ein »Mensch nicht fähig.«

Nur mit Mühe konnten ihn die Freunde von der Wahrheit dessen, was er gehört hatte, überreden; in feierlichem Tone erklärte Peter, die Religion Christi lehre, man müsse seinen Feinden verzeihen, und denen, die uns Böses thun, mit Gutem vergelten, und bei dem, der diese Lehre nicht bloß gab, sondern auch mit seinem Beispiel besiegelte, schwöre er treue Erfüllung seines Versprechens. Da sprang Hansa plötzlich auf, und umfaßte die Knie seines Wohlthäters. »Nun,« sprach er, »ist mir erst recht innig leid, was ich an »dir, und was ich an mir gethan habe; denn wisse,

»ich kann von deiner himmlischen Milde keinen Ge-
»brauch machen. Als jener schadenfrohe Diener mir
»verkündete, ich sei dir geschenkt worden, zweifelte
»ich nicht, du würdest mich mit ausgesuchten Qualen
»zu Tode peinigen. Um dem Schmerz zu entgehen,
»nahm ich Gift, das ich stets bei mir führte, und dessen
»Wirkung sich bereits zu äußern anfängt. Doch da der
»Gott deines Glaubens eine so erhabene Lehre gab,
»wie du sie mir eben vortrugst, wünsche ich, mich
»zu ihm wenden zu können, und als Christ wenig-
»stens zu sterben.«

Tiefe Rührung ergriff die beiden Freunde bei die-
ser überraschenden Erklärung. Mit ängstlicher Eile
wurden Ärzte und Geistliche in den Kerker entboten,
zu retten den Leib und die Seele. Doch die Hülfe
der Kunst kam zu spät, gerade nur auslangend, den
entfliehenden Geist aufzuhalten, bis zum Schlusse
der heiligen Handlung. Mit möglichstem Prunk feierte
Peter das Begräbniß seines Täuflinges, und beglei-
tete selbst, als erster Leidtragender, die Leiche seines
vormaligen grausamen Feindes zur Ruhestätte.

Der Wundersturz zu Lietawa.

Am Fuße des Schloßberges von Lietawa (vier Jahrhunderte hindurch die Bühne gewaltiger Entwürfe und Thaten der Bebeker, Zápolya's und Thurzonen) liegt das kleine von Hirten und Ackersleuten bewohnte Pfarrdorf gleiches Namens, mit seiner alten gothischen Kirche, in welcher wohl nur ein auf jeden Zug die früheste Kindheit der Kunst verrathendes, durch Flügelthüren verschlossenes Gemälde, einige Aufmerksamkeit verdient. — In Ölfarbe auf Holz, stellt es den schroffen felsigen Schloßberg, jedoch noch ohne Gebäude, in dem Augenblick vor, wo von seinem Gipfel viele Menschen jedes Alters und Geschlechtes, — unter ihnen, als Hauptfigur, ein Priester, von wüthenden Tataren in die unten aufgerichteten, spitzenreichen Pfähle hinabgeschleudert werden. Erst vor ungefähr achtzig Jahren, als die Burg auch von ihren letzten Bewohnern, dem Kastellan und seinem Haiducken, verlassen wurde, kam dieses Denkmahl aus

der Schloßkapelle in die Dorfkirche herab. Der Gegenstand desselben lebt dergestalt in der mündlichen Überlieferung:

Als Dschengis Chans Mongolen nach der unglücklichen Schlacht am Sajó sich in vier Heeren über Ungarn ergossen, die Mauern der Städte niederwarfen, die Dörfer einäscherten, alle Männer niedermachten, die Weiber verstümmelten und in die Sklaverei fortschleppten, die Kinder zum Zeitvertreib und in die Wette von den mongolischen Knaben mit Keulen erschlagen wurden, König Bela nach Dalmatien und zuletzt auf die Insel Veglia geflüchtet, und bei der Mongolen Abzug im Sommer 1242 alles Land von Siebenbürgen und zwischen der Donau und Theiß nur eine Wüste und Brandstätte war, durch menschenleere Strecken in einer Ausdehnung von fünfzehn Tagereisen die abgebrannten Kirchthürme die einzigen Wegeweiser, die Wölfe so kühn waren, daß sie Säuglinge an den Brüsten der Mütter zerrissen, der Hunger zur Menschenfresserei zwang und die Seuche vollendete, — in dieser Schreckenszeit blieben die gebirgigen Gegenden am linken Ufer der Donau vor solchem Gräuel großen Theils bewahrt. Nur Beutegier und Mordlust trieb einige Streifparteien theils

auf ihren leichten Rossen, theils auf Schläuchen über den starken Strom zu schwimmen. Die Gefahr stieg, als die Donau zum großen Glück nur auf wenige Tage theilweise zufror. Eine solche Heuschreckenwolke umschwärmte auch die Gegend um Lietawa. Was fliehen konnte, floh in die Wälder; nur Greise, Kinder, Kranke, Schwächlinge, unfähig die Anstrengungen zu schneller Flucht und die Entbehrungen und Mühseligkeiten der Wildniß zu tragen, blieben in Erwartung des Schrecklichsten zurück, mit ihnen der achtzigjährige Pfarrer, fest entschlossen, Gefahr und Noth, Freude und Leid, bis zum letzten Athemzuge zu theilen. Alle flüchteten in die Kirche und verrammelten sie.

Schon hatten die Tataren unter wildem Geheul und dem Knall ihrer langen Peitschen das Dorf Lietawa geplündert und hier und überall ringsum schwarz und blutig emporsteigende Feuersäulen zum Wahrzeichen ihres schrecklichen Daseyns gemacht, als sie zuletzt mit jener behutsamen Feigheit, die überall ihre Angriffe bezeichnete, an die Kirche kamen, noch ungewiß, auf welche Weise sie sie öffnen sollten? Das Jammergeschrei der Eingeschlossenen machte sie stutzen und gab einen Augenblick Frist. Ihn benützte der Pfarrer,

um von einer Maueröffnung herab durch Worte und Zeichen eine menschliche Regung zu Gunsten der Wehrlosen zu erflehen. — So wie die Mongolen durch falsche, von gefangenen Geistlichen verfertigte, mit dem erbeuteten königlichen Siegel versehene Briefe häufig von Flucht und von Widerstand abhielten, wie sie überall vortheilhafte Kapitulationen eingingen und alle mit meineidiger Grausamkeit brachen, forderten sie auch hier — Leben und Freiheit zusichernd — die Öffnung der verrammelten Kirche. — Wie diese erfolgte, ergoß sich der wilde Strom unaufhaltsam in das Gotteshaus, beraubte und verunehrte Altäre und Kirchengefäße, und überhäufte dann die Armen in viehischer Lust mit sinnreichen Mißhandlungen. Zuletzt sagten sie sich, daß aus dem ganzen armseligen Kreise gar niemand zu Sklavendiensten brauchbar sei und beschlossen, nach ihrem Abzuge hier nichts Lebendes übrig zu lassen. Dennoch boten sie denen Verschonung, die ihren Glauben verläugnen würden. — Der Pfarrer, wiewohl am schwersten gepeinigt, erklärte, ehe den grausamsten Tod leiden zu wollen und forderte mit letzten Kräften die Übrigen zu gleicher Standhaftigkeit auf. — Darob wuthentbrannt, schleppten die Unmenschen, was noch Athem holte,

auf den Berg, sie von dort herab in den Abgrund zu schleudern, andere hatten eilig starke Pfähle mit scharfen Spitzen unten aufgerichtet. Schon brachte der gräßliche Sturz der Ersten die Übrigen zum Wanken. — Der Pfarrer erneuerte seinen Zuspruch und sein Gebet, gleich dem blinden und entlockten Simson, bei dem Hohnjauchzen seiner Feinde. — Ergrimmt fielen die Mongolen auf ihn mit dem Zuruf: ob denn sein Gott ihm jetzt helfen werde? und stürzten den Greis in die schwindelnde Tiefe, — aber Worte sind unzureichend, ihr Entsetzen und der Christen gläubige Erhebung zu schildern, als sie ihn wie von einer unsichtbaren Hand ihren Blicken und ihren Qualen entrückt, während des Sturzes plötzlich verschwinden sahen! Panisches Schrecken ergriff sie und unbekümmert um ihre Gefangenen, stäubten sie von dannen, dem Wirbelwinde gleich, wie sie gekommen waren.

Den heldenmüthigen Greis hatte ein dichtes Gesträuch aus einer etwas vorragenden Felsenspitze im Fall aufgefangen und Aller Blicken entzogen. Schwer getroffen und betäubt lag er einige Zeit regungs- und bewußtlos. Seine hülferufende Stimme zog alsbald Retter mit Stangen und Stricken herbei.

Durch mehrere Jahrhunderte beging ein feierliches

Dankfest alljährlich den Gedächtnißtag dieser Begebenheit. Die lange Unglücksnacht der bürgerlichen Unruhen hat auch dieses heilige Andenken von der Tafel der Gegenwart verwischt; aber es lebt und wirkt noch fort in diesem Bilde und in dem schrecklichsten Fluche, den hier unter dem gemeinen Volke ein Feind für den andern hat: »Möchten sie doch dich in tausend Spitzen schleudern!«

Das Gastmahl zu Winna.

In Ungarns bergigtem Nordost, in der Ungher Gespanschaft, reich an Schönheiten der Natur und an klassischen Reminiscenzen (denn dieser Boden war der erste, den die Magyaren bei ihrer kriegerischen Einwanderung betraten), ragt, nördlich der von Nagy-Michaly nach Szobrantz führenden Poststraße, eine kleine aber stolze Burg, Winna, herab. Am Fuße des Felsblockes liegt der dieser Burg dienstpflichtige, den gleichen Namen tragende Flecken. — Hier hauste um die Mitte des durch Türken und Rebellen verwirrten und blutbefleckten siebzehnten Jahrhunderts ein wackerer Degen, Stephan Csdenffy. — Aus seinen Ahnen nennt die Geschichte zu vorzüglichem Ruhme den Ladislaw Csdenffy, Obsieger der Türken am rothen Thore (1550), Feldhauptmann des Gegenkönigs, Johann Zápolya, und späterhin des rechtmäßigen Thronfolgers der Jagellonen, des Erbkönigs Ferdinand, Vice-Woywoden in Siebenbürgen.

In früher Kindheit älternlos und dem Eigenwillen eines feindseligen Vormunds in die weite Welt hinaus entflohen, in alle dem glänzenden Elend der letzten anderthalb Jahrzehende des dreißigjährigen Krieges wider Schweden und Franzosen, und wohl auch unter den Scharen des wetterwendischen Rákotzy umhergetrieben, hatte Stephan Csödenffy das eigene Vaterland von der Ungh und Lotorcza bis an die Leitha, Sau und den Balaton-See, Deutschland von den niederländischen Morästen bis jenseits der Oder und bis in die Tiroler-Alpen durchzogen, die Verwirrung in Polen mitangeschaut, und der Moskowiter Grenzmarken überschritten. — Doch nicht die Waffen allein hatten ihm Blick und Kräfte in Sturm und Schlacht, in Mühsal und Noth, erprobt und gestählt. Auch die Kenntnisse und Künste des Friedens trachtete er mit gleichem Eifer den späteren Jahren zum Nothpfennig zurückzulegen. — Wie, der das Eisen gut führt und regieret, auch des Silbers und Goldes sicher seyn darf, so braucht der Krieger alles Wissen und jegliche Kunst der übrigen Stände. — Meint und handelt er anders, so ist er kein Krieger, — Soldat nur, vom Solde also genannt, und nur um denselben beküm-

mert, eine Ziffer, eine Masse, aber nie, was gerade dem Manne des Krieges am besten gelingt, »ein ganzer Mann!« —

Die ziemlich verödete Burg Winna mit ihrem Burgfrieden war Stephans Eödenffy, wiewohl des einzigen Sohnes seines Vaters, einziges unbestrittenes Erbtheil. Der Flecken und mehrere feste Wohnhäuser darin wurden ihm von Geschwisterkindern und Seitenverwandten lebhaft angefochten. Er, der das Kriegshandwerk von Kindesbeinen auf mit der heftigsten Vorliebe getrieben, war — wie alle Äußersten sich berühren — nunmehr jedem Unfrieden so abgeneigt, daß er, wiewohl dadurch ungemein bevortheilt, lieber alle seine Ansprüche aufgab, lieber sich einfältig und furchtsam schelten ließ, und auf dem einsamen Neste einsam wohnte, mit einem einzigen alten Diener, der von frühester Jugend an treulich bei ihm ausgehalten, alle seine Pilgerfahrten mitgemacht hatte, und nun auch ihm einzig getreu blieb in dieser äußersten, menschenfeindlichen Zurückgezogenheit.

Stets ehelos und ein grimmiger Feind aller Weiber, der Gesellschaft der Menschen ohne Unterschied abhold, floh er selbst die Besuche seiner nächsten Ver-

wandten, die trotz der rauhen Wirklichkeit des ungerechtesten Streites, doch einen Heuchelschein vor der Welt retten wollten. — Sie wurden es aber auch gar bald müde, den ungehörten Ruf zu blasen, und vergebens zu harren an der beständig aufgezogenen und fest verschlossenen Zugbrücke, sie überließen den närrischen Vetter achselzuckend seinem Geschick und seiner eigenen Wahl.

In lauen Vollmondsnächten sahen manchmal Jäger, Hirten, Wanderer, Nachtwächter den einsiedlerischen Burgherrn und seinen alten Diener unter seltsamen Geberden Kräuter sammeln auf dem Abhang des Berges und im nahen Wald. Oft wollte man in dunkeln Nächten das ganze Schlößlein flammenhell gesehen und ein gewaltiges Windeswehen verspürt haben, dem der mächtige Urfels erzitterte, der es trug. — Armen und Verfolgten Rath zu geben und wo möglich auch Hülfe, ließ Eödenffy keinesweges außer Acht. Aber das Innere der Burg selber betrat kein menschlicher Fuß.

Jahre waren unter diesen Verhältnissen hingeschwunden. Niemand sprach mehr von dem Sonderling, der anfangs so vieles Aufsehen erregt hatte. — Da führten Amtsgeschäfte den Palatin Franz Wes-

selényi, berühmt durch seine kühn romantische Brautwerbung als Belagerer von Muranyi um die belagerte Maria Szetsi, nach dem Markte Winna. Das ansehnlichste Kastell, das Eigenthum einer verwitweten Verwandten Csödenffy's, eben derjenigen, die wider ihn ungerechten Streit geführt, und zu deren Gunsten er sich seiner Rechte begeben, ward dem verehrten und willkommenen Gaste zur Wohnung angewiesen. Das Bestreben, dem Palatin die geschäftslosen Stunden möglichst angenehm auszufüllen, wohl auch das Bestreben, die Schuld eines ungerechten Streites von sich wegzuwälzen, lenkte das Gespräch sehr bald auf Stephan Csödenffy und auf sein einsames Zaubererleben. — Der lebhafte Palatin davon ergriffen, äußerte den Wunsch, den Wundermann zu sprechen. Alles hielt dieses für unmöglich. Dennoch meinte die Hausfrau: Csödenffy sei ein Ungar, und kein Ungar würde vermögen, Wesselényi seine Pforte zu verschließen, besonders (setzte die Hausfrau mit rascher Schadenfreude hinzu), wenn ihm der Palatin die Ehre erweisen wollte, sich für den nächsten Mittag bei ihm zu Gaste zu laden.

Mit lautschallendem Gelächter wurde der Vorschlag angenommen. Alsogleich schritt ein Bote des

Palatins vor die stets verschlossene Zugbrücke des Schlößleins Winna, und kaum hatte er das Glockenseil in der Hand, als Cödenffy selbst, wie dieser Beschickung schon gewärtig, am schmalen Einlaß erschien, den Boten kaum enden ließ und mit freundlichem Ernst erwiederte: »Hocherfreut über so ausgezeichnete Ehre und über das Wiedersehen eines jüngern Waffengenossen, der wohl ihn längst, er aber seiner nie vergessen, werde er zur anberaumten Zeit des hohen Gastes gewärtig seyn. Doch nicht den Palatin allein, auch alle seine muntern Begleiter mit Roß und Wagen wünsche er zur würdigen Feier eines so seltenen Begegnisses nach Möglichkeit zu bewirthen. Seine liebe Anverwandte wage er zu bitten, hiebei um der Ehre ihres gemeinsamen Namens willen an so festlichem Tage das Amt der Hausfrau zu üben.«

Solcher Antwort hatte sich wohl Niemand versehen. Das wiehernde Lachen und der stechende Witz waren aus Wesselényi's vorlautem Gefolge auf einmal verschwunden. Ein bettelhaftes Mittagsbrot und viele lange Weile versprachen die einzige Ausbeute des vorangegangenen Muthwillens zu werden. Der einzige Wesselényi freute sich des kommenden Tages, weil das Wesen jedes ausgezeichneten, wenn auch noch so

sonderbaren Mannes ihm, der die Herzen der Frauen, der Krieger, des Volkes in seiner Hand trug, ein reicherer Born scharfsinniger Beobachtung und fruchtbarerern Vergnügens war, als die glänzendsten Feste und Bankette.

Am unheimlichsten ward bei dieser unerwarteten, raschen Annahme der Einladung der schuldbewußten Witwe, doch hoffte sie für jedwede Möglichkeit, hinreichenden Schirm von der Macht und dem Ansehen ihres Begleiters, des geliebten, geehrten und gefürchteten Reichspfalzgrafen. — Die Stunde schlug und der gesammte Zug setzte sich in Bewegung gegen die verrufene Burg.

Schon der erste Eintritt setzte den hochherzigen Wesselényi in Verwunderung. Sein Gefolge kam vor Überraschungen garnicht zu sich. Auf dreimaligen Trompetenstoß rasselte und rollte die Zugbrücke langsam herunter. Csöbenffy's alter treuer Diener hielt den Bügel und küßte den von Edelsteinen blitzenden Säbel des Palatins. Beide halfen der Dame vom Roß. Dann wandte sich der Diener zum Gefolge, wies ihm die mit Allem reich versehenen lichten und luftigen Stallungen und mahnte die Mannen, wenn die Rosse versorgt wären, sich zwei Treppen höher zu Tische zu mühen.

Der Palatin hatte inzwischen die Dame die Treppe hinaufgeführt. An deren oberster Stufe harrte der Gäste ein kleines hageres rauhes Männlein, voll Ruhe und Ernst in Ton, Gang und Geberde, aber voll unruhigen inneren Lebens in den tiefliegenden blitzenden Augen; mit freundlichem und freudigem Selbstgefühl grüßte das graue Männlein den hohen Palatin, ein durchbohrender Blick schoß auf die nur zu wohl bekannte Muhme, die leichtfertige und schadenfrohe Ursache dieses Besuches, der einen Jedem, wo er konnte, wohlthätigen, Niemanden beleidigenden Anverwandten, gegen den sie noch dazu gar sehr im Unrecht stand, in Verlegenheit und Beschämung versetzen und dem Spotte Preis geben sollte.

Doch dieser unbestimmte Fieberfrost wich sehr bald dem unaussprechlichen Gegensatz und Widerspruch des ärmlichen und baufälligen Äußern der Burg und der unglaublichen Ausdehnung, vollendeten Bequemlichkeit und stolzen Pracht der langen Reihe von Gemächern. — Indem rief ein unsichtbarer dreimaliger Tusch von Trompeten und Pauken zur Tafel.

Goldenes und silbernes Geschirre, kunstreich und geschmackvoll gearbeitete Schüsseln boten die auserlesensten Speisen und Schaugerichte dar. Aus großen

silbernen Humpen und künstlich geschnitzten Willkomm-bechern, aus den Hörnern des Steinbocks, aus rothen Korallen-Zacken, aus schimmerndem Glaserz, mit allerlei Vorstellungen von heidnischen Göttern, christlichen Rittern und minniglichen Frauen, glühte und erblaßte in brennenden Farben, mit gelben Augen, goldenem Blute köstlicher Wein aus den Bergen von Tokay und Ofen, entzündeten sich manchmal in leichten lieblichen Flämmlein, die den Ungarn vorzüglich leckern geistigeren Getränke. —

Viele mit Gold und Silber reich beborbete Diener (Niemand hatte bisher eine lebende Seele, außer den beiden Alten, im ganzen Schlosse je gesehen), rannten geschäftig durch einander und lauerten über die ganze Tafel hin, jeglichem Wunsche der Gäste zuvorzukommen. Geisterhaft abstechend gegen all diese Pracht des lebendigsten Lebens war die einfache, durch den nur allzu sichtbaren Zahn der Zeit armselig gewordene Kleidung des Burgherrn und seines Gefährten.

Während der ganzen Tafel war wie aus hohler Wand oder aus zauberischen Tonkästen und Maschinen eine reichbesetzte Musik zu vernehmen, bald schmeichlerisch ladend, leise und linde, dann in ma-

jestätischer Ruhe fortschreitend, endlich die Gesänge lauter, die Hörner und Pauken anrufender, drohender, donnernder, die Tanzweisen wüthender und hohnlachender, gleich plötzlich aus dem Kamin die Zunge hervorschießenden Flammen.

Die glühenden Weine und diese unwiderstehlich mit sich fortreißende Musik hatte sichtbar genug auf die ganze Gesellschaft gewirkt, den für Genuß und Gefahren des Lebens gleich mannesstarken Palatin allein ausgenommen, und die äußerst verblüffte Dame, an die Cödenffy mitten unter der allgemeinen Fröhlichkeit manche zornentbrannte Blicke richtete und manches nur ihr verständliche scharfe Wort.

Wesselényi fand, es sei hohe Zeit, das Gelage aufzuheben, drückte dem Hausherrn herzlich die Hand, überhäufte ihn mit Dankes- und Höflichkeitsbezeigungen, rühmte unter lautem Zujauchzen seines wohlbezechten Gefolges, ein köstlicheres und geschmackvolleres Mahl nie genossen zu haben. Alles schwang sich auf die ungeduldig wiehernden und stampfenden Rosse und zog weiter.

Wohl eine gute Stunde war der muthwillig lärmende und neckende Troß, unter unaufhörlichen Lobpreisungen der Küche und des Kellers und des kostba-

ren Hausrathes auf der Burg Winna und manchem unzarten Scherz über den Burgherrn, fortgeritten. Der Abend brach allmälig herein. Ein scharfer Nordwind pfiff sausend über die Heide hin und lichtete Dunst und Nebel in den Köpfen. — Auf Einmal erscholl helles Gelächter. Einer der vornehmern Diener des Palatins, der seltsam genug in so kurzer Frist nach dem verschwenderischen Gelage Hunger verspürte, hatte in seiner Säbeltasche sehr emsig nach einem mitgenommenen Restchen vom köstlichen Imbiß gesucht, und dafür eine Handvoll Asche und einige Bröckchen Ziegel herausgezogen. Gar bald aber schwieg der Scherz. Ein zweiter und dritter begann gleichfalls über wüthenden Hunger zu klagen, die Jammerblicke derer, die sich etwa solcher Klage schämten, waren noch beredter als die Worte der andern. Die Dame, die ihren hohen Gast eine gute Strecke weit hatte begleiten wollen, ächzte unverhohlen über heftige Schmerzen, als zucke Gift ihr durch alle Adern. Zuletzt gestand auch der Palatin, er könne es vor Hunger nicht länger mehr aushalten und fragte rasch um den nächsten Ort, wo man einkehren könne, oder um den kürzesten Weg nach Winna umzuwenden.

Allein so mächtig sie die Rosse spornten, so rasch

sie auch vom inwendigen Feinde getrieben, vorwärts eilten, war doch weit und breit nur eine kahle Heide, die Nacht brach immer finsterer, immer kälter herein. Zwei Irrlichter fahlen Greisenantlitzes hüpften manchmal verwirrend vor und neben dem Zuge her, der Reiter, Licht und Obdach einer nahen Hütte vermuthend, lag in einem Graben, andere geriethen in den Sumpf. Alles klagte, lärmte und fluchte, und ritt wie toll die Kreuz und die Quer bald auseinander, bald wieder zusammen, jenes in ungeduldigem Drang, aus Hungerpein und Sturmnacht Ausweg und Zuflucht zu finden, dieses in der Angst einander in der finstern Öde zu verlieren.

Alles umsonst! Kein Sporn und keine Gerte und kein Fluch der unmuthigen Reiter vermochte die gleichfalls ausgehungerten und von dem tollen Umherjagen todesmüden Rosse weiter zu bringen. Kein Mittel blieb, als trotz des nagenden Hungers in der grausen Nacht unter Gottes freiem Himmel auf kühlem, nassen Grase zu lagern, und den rettenden Tag zu erwarten.

Auf einem vorragenden Felsstein sitzend, in den weißen Mantel gehüllt, auf den Griff des gefürchteten Säbels gestützt, sah der Palatin den ersten Mor-

genstrahl auf den blassen, mürrischen Gesichtern der von Müdigkeit und Schlaf endlich doch überwältigten Leibeigenen des Hungers. — Lächelnd dachte er, wie sie dem alten Zauberer, den sie verspottet, selber die Zielscheibe unerschöpflichen Spottes und arger Demüthigung geworden, — und wie auch er, der ernste Held unter diesen Männlein der bunten Jacke und Schellenkappe, der Vergeltung nicht entronnen sei, sich so vorschnell zum Werkzeug der Verhöhnung eines Weibes hergegeben zu haben!

List mächtiger als Gewalt.

Kriegerisch war von jeher Ungarns kräftiges Volk, deshalb bewahrt uns seine Geschichte der Heldennamen viele. Doch auch die Edlen, die nicht auf Zerstörung, sondern auf Bewahrung von Menschenwohl ausgingen, und die stillen Tugenden der Liebe, Treue und Anhänglichkeit übten, haben ihre Geschichtschreiber, haben die ihrem Verdienste gebührende Anerkennung gefunden.

Ein herrliches Muster der Treue hat uns Paul Gregoriantz *), jener kräftige Bischof von Raab 1553 und eine kurze Zeit Erzbischof von Kalotza, in der Geschichte Benedikt Cheneházy's aufgestellt.

Groß war Mathias Corvin in jeder Hinsicht, groß als Herrscher und Mensch, hoch emporragend aus dem Troß seiner Zeitgenossen, und klein waren die wahrlich nicht, doch — auch nicht von Schwächen

*) Einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, von Ferdinand I. vielfach in Staatsgeschäften und Gesandtschaften besonders an die italienischen Höfe gebraucht.

frei, er würde ja sonst aufgehört haben Mensch zu seyn, nur in Tempeln müßte ihn die Nachwelt verehren. Zu diesen gehörte eine ganz besondere Neigung für das schöne Geschlecht, die den Mann, dessen Gerechtigkeit zum noch bestehenden Sprichwort geworden ist, manchmal von dem geraden Pfade abweichen und straucheln machte. Nicht unbekannt war dieses im Lande, denn auch die Flecken in der blendenden Sonne, obwohl tausendmal überstrahlt von ihrem glänzenden Lichte, sind es nicht, und eben so wenig unbekannt war es Niklasen Bánffy von Alsó Lindwa, dessen Gemahlinn Margaretha, Herzoginn von Sagan, den Ruf der schönsten Frau im Lande behauptete.

Es war dieser Niklas Bánffy einer der reichsten und angesehensten Herren im Lande, Graf von Preßburg, und Reichskapitän des königlichen Schlosses alldort, so wie zu zwei verschiedenen Malen Gesandter Corvins an den König Ferdinand von Sicilien, und an den Herzog von Mailand. War es Zufall oder das Werk eines müßigen Höflinges, der die Gunst des Königs, weil er sie zu verdienen unvermögend, zu erschleichen suchte, der Corvin auf diese eben so tugendhafte als schöne Frau aufmerksam machte, genug, daß er alsobald beschloß sie zu sehen, und

daher unter dem Vorwande dringender Geschäfte die seine persönliche Gegenwart durchaus zu Preßburg forderten, dahin abreisete.

Doch so fein auch der Faden gesponnen war, konnte er dem Auge des besorgten Gemahls nicht entgehen, und alsogleich war der Plan gemacht, der Gefahr lieber aus dem Wege zu treten, als sich durch kühnen Trotz den dräuenden Stürmen auf einem unsicheren Meere Preis zu geben. Graf Niklas beruft daher Benedikt Chenehäzy, einen noch in seines Vaters Diensten ergrauten vielfach erprobten Kämpen, der sein Vertrauen in so hohem Maße genoß, daß er ihm als Schloßhauptmann auch die Obhut des Schlosses in seiner Abwesenheit anvertraute, theilt ihm die erhaltene Nachricht nebst allen seinen Zweifeln und Besorgnissen mit, und schließt endlich mit dem Auftrag Margarethen alsogleich nach dem Stammschlosse Limpach zu führen, sie sorgsamer Obhut zu übergeben, und dann eiligst auf seinen Posten zurückzukehren. Der treue Diener wagt zwar Gegenvorstellungen, wie der König zwar allerdings dem Frauenvolke sehr geneigt sey, aber doch nie sich gegen Frauen von hohem Stande vergessen, oder Gunstbezeigungen, die ihm nicht freiwillig eingeräumt wurden, erzwungen habe,

folglich da er dieses wohl auch nun kaum unternehmen würde, und Graf Niklas von der Treue seiner Frau vollkommen überzeugt seyn könne, durchaus nichts zu besorgen sei.

Überdies werde ein solches Verfahren den König, dem die Ursache der plötzlichen Entfernung der Gräfinn unmöglich ein Geheimniß bleiben könne, nothwendigerweise aufbringen, und könne schwere Folgen nach sich ziehen. Doch alle diese Vorstellungen bewirkten bei dem Grafen, der seine Frau zärtlich liebte, gar nichts, und er beharrte fest bei seinem Entschlusse, so daß dem redlichen Benedikt nichts übrig blieb, als die Gräfinn alsobald nach Limpach zu geleiten, und nachdem er dort alles zu einem längeren Aufenthalte, so wie zu ihrer möglichsten Sicherheit Nöthige veranstaltet hatte, zu seinem Herrn zurückzukehren. — Nicht ohne Bangigkeit erwartete Bánffy den König, der bald darauf zu Preßburg erschien, im Schlosse seine Wohnung nahm, und die Geschäfte, welche seiner Reise zum Vorwande dienen mußten, zur Sprache brachte. Doch konnte es dem aufmerksamen Grafen nicht entgehen, daß der König mit dem Empfang, obwohl Bánffy nichts, was die schuldige Ehrfurcht erheischt, versäumt hatte, nicht ganz zufrieden schien.

Nicht lange ließ ihn der König in der Ungewißheit, denn nach manchen gleichgültig scheinenden Fragen, warf er die Bemerkung nur so wie ganz von ungefähr dahin, er habe nicht ohne inniges Befremden Bánffy's Gemahlinn bei seinem Empfange vermißt und vermisse sie mit noch größerem Erstaunen auch bisher. Mit schwer zurückgehaltenem Unmuthe vernahm er die Gründe, durch die Bánffy die Nothwendigkeit der Entfernung seiner Gemahlinn darzuthun bemüht war, allein da kurz darauf der Zwischenträger einer (leider gibt es deren an dem größten wie an dem kleinsten Hofe) ihm den ganzen Zusammenhang der Sache, freilich nur mit tief gekrümmtem Rücken und in der submissesten Devotion zu erklären wagte, entbrannte der Zorn des beleidigten Königs auf das höchste, denn er sah sich von seinem ganze Volke einer Untugend beschuldigt, die ihn desto empfindlicher traf, als ihm sein Bewußtseyn nur zu deutlich sagen mochte, daß er von ihr nicht ganz frei und des Grafen Verdacht nicht ohne Grund sei.

Schnell befahl er ihn zu rufen, tadelte alle Maßregeln, die Bánffy auf seinem wichtigen Posten als Befehlshaber des Preßburger Grenzschlosses zur Sicherheit des Landes gegen Kaiser Friedrich, mit dem

Mathias, wie bekannt, in stätem Unfrieden lebte, getroffen hatte, und nahm hieraus Veranlassung ihn mit Vorwürfen zu überhäufen. Je mehr und je gründlicher sich der Graf verantwortete, je deutlicher er bewies, daß er keine seiner Pflichten verlezt habe, je unumstößlichere Gründe er anführte, daß ihn keine der Beschuldigungen treffen könne, desto wüthender wurde der König, in dem immer steigenden Gefühle seines Unrechtes (das ganz nach dem Gange des menschlichen Herzens, auch seinen Unwillen immer steigerte) und fiel endlich aus seiner Rolle so ganz, daß er dem Grafen auch die schnelle und geheime Entfernung seiner Frau, und die daraus folgende Beleidigung vorwarf. Nun vergaß Bánffy den Unterthan, vertheidigte sich mit edler Freimüthigkeit als Mann gegen Mann, in seinem Hause sich so gut König dünkend, wie Corvin auf dem Throne, und nahm die Worte nicht so genau auf die Wagschale, als wie es bei den Vorwürfen, die ihn als Staatsdiener betrafen, geschehen war. Hiedurch war das Übel nur noch ärger, denn was vermögen wohl Gründe über ein von ungestümer Leidenschaft aufgeregtes Gemüth — der König kannte sich vor Wuth nicht mehr und befahl mit drohender Geberde dem her-

beigeruften Schloßhauptmann, dem Grafen Niklas Fesseln anzulegen und ihn in den Kerker zu führen.

Heftig erschrocken über das Außerordentliche der Sache und unschlüssig wie er sich gegen seinen Herrn benehmen sollte, stand er einen Augenblick verblüfft und erstarrt, so daß der König seinen Befehl bereits das zweite Mal wiederholte, als Benedikt zur Besinnung kam, und mit der Versicherung, augenblicklich zurückzukehren das Gemach verließ.

Mit der größten Eile versammelt er nunmehr die unter seinem Befehle stehende Besatzung, läßt sie den Eid der Treue gegen ihren Grafen und des Gehorsams gegen seine eigenen Befehle wiederholen, befiehlt ihr sich zum schleunigen Abzuge bereit zu halten, seine Rückkehr vom Könige am Schloßthor versammelt zu erwarten, und überreicht seinem Lieutenant einen Beutel mit Gold, die verfallene Löhnung zu bezahlen. Er selbst aber tritt, die Schlüssel des Schlosses in der Hand, vor den König, beugt das Knie, und spricht, »diese Schlüssel hat mir mein Herr und Gebieter mit dem Befehle anvertraut, sie treu und redlich zu bewahren und ihren Besitz selbst mit meinem Leben zu behaupten. Niemand auf der Welt dürfe ich sie übergeben, nur den Fall ausgenommen, wenn ich die

sichere Kunde seines Todes oder seiner Gefangenschaft erhielte, dann sollte ich sie Dir, großer König, ausliefern. Nun sehe ich ihn gefangen. Dir überantworte ich daher diese bis jetzt treu bewahrten Schlüssel. Doch daß ich selbst die Hand an meinen Herrn anlege, verbietet mir meine Pflicht, Eid und Gesetz, daher mögest du dies einem andern gebieten.« Mit diesen Worten entfernte sich Chenehäzy, und zog mit sämmtlicher Mannschaft aus dem Schlosse ab, den Weg gegen Limpach nehmend. Groß war das Aufsehen, das dieses Ereigniß erregte, allgemein die Theilnahme an dem Schicksale Bánffy's, und die Bewunderung der seltenen Treue seines ihm ergebenen Dieners. Selbst der König konnte sich der stillen Anerkennung eines solchen Verdienstes nicht enthalten, und legte kein Hinderniß seinem Abzuge. Allein bald siegte sein Unmuth über das erwachende bessere Gefühl, und Bánffy ward in Fesseln geschlagen, an eine Kanone angeschmiedet, später jedoch auf einen Wagen gesetzt und so in dem Gefolge des Königs, der nicht länger zu Preßburg zu verweilen Lust hatte, nach Ofen geführt.

Chenehäzy langte indeß mit seiner Mannschaft zu Limpach an, verbot bei Todesstrafe irgend etwas von dem Vorfalle zu erwähnen, und brachte der Gräfinn

die besten Nachrichten von ihrem Gemahl. Durch ganze zwei Jahre, so lange dauerte die Gefangenschaft des Grafen, wußte er sie stets in dem für ihr gefühlvolles Herz glücklichen Irrthum seines Wohlseyns zu erhalten, brachte ihr öftere Nachrichten von dem Gemahl, ersann verschiedene künstliche Vorwände, um seine lange Abwesenheit zu entschuldigen, und verschaffte ihr selbst einen scheinbaren ziemlich lebhaften Briefwechsel mit ihm, den er jedoch selbst besorgte.

Die Verhaftung und ungesetzmäßige Behandlung eines der ersten und mächtigsten Kronbeamten hatte indeß das ganze Land in Bewegung gesetzt, und die Unzufriedenheit, die mehrere gewaltthätige Schritte des Königs ohnedies schon erregt hatten, nicht wenig vergrößert. Kaiser Friedrich IV., der stets Gelegenheit suchte, seinem geringgeschätzten Nachbar zu schaden, und sich die Krone Ungarns zuzueignen, sah diesen unbedeutenden Funken zur Unzufriedenheit unter den Großen des Landes mit heimlichem Vergnügen entstehen, und unterließ nicht ihn zu hellen Flammen anzublasen. Durch geheime Wege wendete er sich an verschiedene Magnaten, und auch an Graf Niklas Bruder Jakob, der durch die Schmach seines Bruders auf das empfindlichste gekränkt, und bei der

thätigen, doch vergebenen Verwendung für dessen Befreiung von dem Könige hart angelassen, den bittersten Groll im Herzen nährte. Schon fing sich die Gährung an zu äußern. Mathias, eben in seine böhmischen Projekte verwickelt, mit ganzer Heeresmacht gegen Podiebrad ziehend, mußte es bedenklich finden, sein von Truppen entblößtes Land nicht vollkommen ruhig zu verlassen. Der stets wiederholten Vorstellungen zu Gunsten des Gefangenen, der sich auch jetzt mit hoher Würde ruhig in sein Schicksal ergeben betrug, müde, vielleicht auch einer inneren Stimme, die ihm Übereilung und Härte vorwerfen mochte, nachgebend, entließ er endlich nach zwei langen Jahren Bánffy, mit Einsetzung in seine vorigen Ehren und Würden, der Haft, und unvermuthet kehrte dieser in die Arme seiner schon so lange vergebens harrenden Gemahlinn zurück.

Nicht ohne Erstaunen bemerkte sie nach den ersten zärtlichen Ergießungen des freudigen Willkommens, die tiefen Furchen des Kummers auf dem blassen und eingefallenen Antlitze ihres Gemahls, so wie den langen Kinnbart, den er sich durch die ganze Zeit seiner Gefangenschaft nicht hatte abnehmen lassen. Mit inniger Rührung stellte sie daher an ihn die Frage, woher dieses Zeichen der tiefsten Trauer rühre, da ihm

doch nichts Widriges widerfahren sei? Nur mit ähnlichem Erstaunen schien der Graf antworten zu können, bis er endlich einem zärtlichen Unwillen Platz machte, mit dem er sie frug, ob sie denn seine zweijährige Gefangenschaft so geschwind habe vergessen können, oder nicht glaube, daß sie hinlängliche Veranlassung zur Trauer sei? da erhob Margaretha ein lautes Jammergeschrei, als sollte ihr geliebter Mann jetzt erst das harte Los erleiden, und erfüllte das ganze Schloß mit ihren Klagen, die jedermann bis zu Thränen rührten.

Nun erklärte Chenehäzy, der keiner der ungerührtesten Zeugen bei dieser Scene war, den wohlthätigen Betrug, und die sinnreich ersonnenen Mittel, durch die es ihm gelungen war, die Gräfinn in ihrer glücklichen Unwissenheit zu erhalten, und nun flossen die Thränen der Zärtlichkeit und Dankbarkeit noch reichlicher. Unter tausend Umarmungen, dankte ihm Graf Niklas seine so zart bewiesene Treue, belohnte ihn mit mehreren Dörfern, und mit dem, was für den edlen Mann noch größeren Werth hatte, mit seiner Freundschaft, indem er erklärte, unmöglich könne ferner noch sein Diener bleiben, der Freundes Treue an ihm bewiesen hätte.

Der Löwenstein.

In einer schauerlichen Wüste liegt der hohe Löwenstein, wohl eines der kühnsten Gebäude des Mittelalters in Ungarn. Über dem senkrecht aufgethürmten Fels erhebt sich in schwindelnder Höhe, alle übrigen Werke, Giebel und Zinnen hoch überragend, eine Warte, die mit ihrem weit über den bodenlosen Abgrund hinausragenden Erker, zu den erstaunenswerthesten Überresten jener Kraft und Zeit gehört, die wir mit allen ihren Gebilden, Menschen und Thaten in die Fabelwelt verweisen würden, sprächen nicht jene düstern Zeugen ihrer Herrlichkeit, an denen unser verkümmert Geschlecht mühsam hinaufblickt, zu laut für ihr einstig Daseyn. Still und öde ist es in und um die alte Burg, denn selten nur verirrt sich ein Menschenfuß den langen irrsamen Bergpfad entlang bis hieher, wo ihn die ewige Windsbraut gar unsanft empfängt. So war es auch vor einem halben Jahrtausend, lange bevor noch sich ein Stein zu dem

andern gefügt und zu einer menschenschützenden Wohnung gebildet hatte. Freie Wahl mochte wohl den ersten Gründer schwerlich geleitet haben, als er sich so weit von aller Gemeinschaft und kaum mit guten Fernröhren — die zu jener Zeit noch unbekannt waren — aus dem Thale sichtbar ansiedelte. Wie es damit zugegangen, erzählt uns die Chronik folgendermaßen.

Der furchtbarste Gegner König Karls I., aus dem Hause Anjou, den ein bedeutender Theil der Reichsstände nach dem Tode des letzten Árpaden auf Ungarns Thron berufen hatten, war Matthäus Graf von Trentsin, Herr des ganzen Waagthales, von dem schwachen Gegenkönig Wenzel aus Böhmen zum Palatin ernannt. Er allein hielt noch das Feld, als bereits sämmtliche Reichsherren dem neuen Herrscher gehuldigt hatten, seine Besitzungen wurden daher am schwersten mitgenommen durch das wechselnde Geschick des Krieges. Endlich unterlag auch dieser gefürchtete Mann, und was er, der gewaltigste Dynast des Jahrhundertes, sein genannt, fiel der Krone anheim. Ruhe kehrte in die vielfach verwüstete Gegend zurück, mit ihr auch die zerstreuten Einwohner der Grafschaft.

Allein kaum begannen sie ihren friedlichen Beschäftigungen nachzugehen, als neuer Schreck den ganzen Landesstrich stromaufwärts der nunmehr königlichen Veste Trentsin erfüllte. Einzelne Schäfer hatten mehrmal da und dort ein Stück von ihrer Herde vermißt, das sie in den Klüften der Berge verunglückt, oder von Wölfen, deren Kühnheit durch die zahlreichen ihnen eigentlich geschlachteten und bis in die Ebenen aufgetischten Kriegsopfer zugenommen hatte, hinweggerafft wähnten. Allein bald mehrten sich die Klagen über ähnliche Verluste so sehr, daß kein Hirt mehr die Alpentriften zu besuchen wagte, und als endlich sogar Menschen abhanden kamen, allgemeines Entsetzen sich verbreitete. Ein unbekanntes furchtbares Ungeheuer, das Einige als Lindwurm, Andere als gepanzerten Drachen, noch Andere als geflügelte Feuer und Giftdünste hauchende Schlange bezeichneten, benöthigte täglich einiger Opfer, und holte sie selbst aus den Bewohnern einzeln stehender Hütten, wenn der Zufall weder Mensch noch Thiere früher ihm in den Weg gebracht. Zwar hatte Niemand das Ungethüm gesehen, denn wer es erblickt — so verkündete das tausendzüngige alles vergrößernde Gerücht — fiel als Beute dem Schrecklichen anheim. Allein Thatsache

war es, daß Thiere sowohl als Leute verloren gingen ohne Spur dessen, was mit ihnen geschehen. Das Schlimmste hiebei war, daß sich diese Erscheinung auf eine weite Strecke, die Grenzgebirge mit Mähren entlang wiederholte, so daß es schien, als vervielfältige sich das schreckliche unbekannte Wesen in das Unendliche und sei überall zugleich gegenwärtig. Bald traute sich Niemand aus seinem Hause heraus, und die Geschäfte des Feldbaues und wechselseitigen Verkehres lagen danieder.

König Karl I., mit Polen und Böhmen freundschaftliche Verhältnisse anknüpfend, wollte sich den Grenzen dieser Reiche zur Erleichterung der Mittheilungen nähern, ohne diese seine Absicht darzuthun. Er ergriff daher den Vorwand, daß er sich persönlich von dem Zustande, den Bedürfnissen und Wünschen dieser seiner zuletzt ihn anerkennenden Provinz überzeugen wolle, zu einer Reise nach Trentsin. Alles strömte herbei ihm zu huldigen und huldigte ihm von ganzem Herzen, denn die Kunst aller Liebe, die ihm nahe kamen, sich durch Herablassung, Theilnahme, Güte und Wohlwollen zu erwerben, verstand Karl vollkommen. Es konnte nicht fehlen, daß bei dem väterlichen Nachforschen des gütigen Königs,

um alles, was dem Gemeinwohl Noth thue, nicht auch die Verheerungen des unbekannten Ungeheuers zur Sprache gekommen wären. — Alsobald ließ der König verkünden, wer das Land von der schrecklichen Plage befreie, könne auf ansehnliche Belohnung Rechnung machen. Manchen spornte diese Verheißung an, sein Glück gegen den gewaltigen Feind zu versuchen, doch entweder kamen die Kämpen zurück, ohne ihn gefunden zu haben, oder hörte man nie wieder etwas von ihnen. Das Jammergeschrei der Gefährdeten mehrte sich indeß von Stunde zu Stunde, denn es schien allerdings als sei das Ungeheuer nur noch mehr gereizt durch diese Aufforderung, indem nunmehr seine Nachstellungen mit gänzlichem Verschmähen der Thiere, bloß auf Menschen gerichtet waren. Auf wiederholte eindringende Klagen bestimmte nunmehr der König, wer dem Unwesen ein Ende mache, indem er das Ungeheuer tödte, sollte Herr seyn über so viel Land, als sein Blick von dem Fleck, auf dem er die Heldenthat vollbracht, erfassen könne.

Von Nahe und Ferne strömten Waghälse herbei, das Abenteuer zu bestehen und den trefflichen Preis zu erringen. Doch nicht besser war ihr Los, als das ihrer Vorgänger, und dem Verderben unwiderruf-

lich Preis gegeben schien das arme, rettungslose Land.

Alles, was die Waffen zu tragen im Stande gewesen, versammelte Graf Matthäus Gebot, als er das gefährliche Spiel gegen den verhaßten Gebieter zum letzten Male gewagt. Bei Rozgony hatte ihn das Glück verlassen, seine Scharen lösten sich auf, und was mit dem Leben davon gekommen, eilte der Heimath zu. Aber so mancher Verwundete mußte wohl erst die Heilung abwarten, bis er diesen seinen heißen Wunsch erfüllen konnte. So kam es denn, daß gleich so vielen andern auch Bentze, ein kräftiger tapferer junger Mann, der in der letzten Schlacht unter den Vordersten gewesen, erst itzt, nachdem seine Genesung es erlaubte, dem theuren Gebirgsdörfchen, in dem ihm die Sonne zuerst geleuchtet, zueilen konnte. Der einzige Sohn und Ernährer bejahrter Ältern, würde er sie nie verlassen haben, wofern der Befehl des gewaltigen Grafen irgend eine Ausnahme gestattete. Desto freudiger eilte er nun nach Hause in die Arme der geliebten Ältern. Aber nebstbei zog hn noch ein anderer Beweggrund so gewaltig hieher, die Liebe zu Belitza, die er wohl schon die Seine genannt haben würde, hätte das

furchtbare Aufgebot ihn nicht zu den Waffen und auf das ferne Schlachtfeld geführt. Nun war er heimgekehrt, aber so arm wie er auszog, denn das Bißchen, was früheres Kriegsglück ihm zugebracht, verschlang die langwierige Heilung und beschwerliche Heimreise. Doch hoffte Bentze durch Fleiß und Arbeit es wohl dahin zu bringen, daß ihm Belitza noch werden könne, denn die Treue, die sie ihm beim Abschied geschworen, bewahrte sie fest, obschon man durch falsche Todesnachricht von dem Geliebten sie wankend machen wollte. Einstweilen suchten die Liebenden durch trautes Beisammenseyn sich über die Beschwerden der Gegenwart wenigstens auf kurze Augenblicke zu täuschen, denn selten, kaum öfter als Sonnabends nach vollbrachter Arbeit (wann der Dienstherr den Burschen den Mädchengang nicht verwehren darf) konnte Bentze die karg zugemessene Zeit bei der Theuren zubringen. Ganz mit seiner Liebe und der Sorge um die Zukunft beschäftigt, kümmerte er sich wenig um das, was in der Welt vorging, hörte zwar von des Königs Verheißung und des Landes Jammer, nahm die Sache jedoch ziemlich gleichgültig, da in der Nähe schon geraume Zeit Ruhe geherrscht.

Eines Abends hatten sich die Liebenden bis spät in die Nacht in Gesprächen über ihre Hoffnungen und Aussichten vertiefet, endlich mußte geschieden seyn und Belitza geleitete den Geliebten noch bis vor die kleine Hausthüre. Da erglühte plötzlich etwas wie ein paar Feuerflammen im nahen Gebüsch, ein unförmliches, durch unsicheren Mondesschatten bis zur Riesengröße ausgedehntes, phantastisches Ungeheuer stürzte mit donnerähnlichem Gebrüll hervor, erfaßte Belitza und eilte mit der schönen Beute in wildem Laufe davon.

Starr vor Entsetzen bei dem ersten Anblick des Unthiers fand Bentze sogleich sein volles Bewußtseyn, als er den Raub der Geliebten ersah, und schleuderte mit der Kraft der Verzweiflung dem fliehenden Ungeheuer seine Streitaxt nach, zugleich mit furchtbarem Geschrei ihm nacheilend. Indeß das ganze Dorf in Aufruhr gerieth, kam Bentze dem Feinde stets näher, der, wie die Blutspuren deutlich bewiesen, verwundet, durch die Last der Geraubten im raschen Laufe gehemmt ward. Endlich hatte er ihn erreicht, und begann den Kampf, sein gutes Schwert dem Thiere tief in die Weichen einsenkend. Da ließ das Ungethüm die Beute fahren, erbrüllte mit einer Ge-

walt, daß die Erde davon erzitterte und wandte sich rasch gegen den tollkühnen Angreifer. Von scharfen Klauen fühlte sich dieser zerrissen, dem unvermeidlichen Verderben Preis gegeben, denn die wiederholten Streiche, so kräftig sie auch Bentze führte, dienten nur die Wuth des riesigen Ungeheuers zu steigern. Da öffnete es den gewaltigen Rachen mit einem Male zu enden. Schnell erfaßte Bentze den Augenblick, mit aller Gewalt der ihm noch erübrigenden Kräfte, das Schwert hinein zu stoßen bis an den Griff. Ein Schlag des geringelten Schweifes streckte den Kämpfer zu Boden, aber auch das Thier wankte, schleppte sich mühsam noch einige Schritte weiter, und röchelte dort niedergestürzt unter gräßlichen Schmerzenstönen das Leben aus.

Nur mit großer Anstrengung kroch der Gerettete bis dahin, wo Belitza mit Blut überdeckt in tiefer Ohnmacht lag, einer Todten ähnlich, und von Schreck, Schmerz und Blutverlust dem Tode nahe gebracht. In verzweiflungsvollen Jammertönen ergoß sich Bentze's Schmerz über den Verlust der Geliebten, an ihrer Seite war er niedergesunken, mit ihr wünschte er sterben zu können und fühlte freudig, wie auch sein Leben mit dem strömenden Blut dahinschwinde,

bis es dunkel ward vor seinen Augen und sie sich schlossen zum ewigen Schlaf.

In ängstlicher Erwartung harrten die Bewohner des Dorfes auf den ersten Morgenstrahl, denn weder Bitten noch die eindringendsten Vorstellungen der unglücklichen Ältern beider Verschwundenen konnten die grenzenlose Furcht besiegen, die in jedem Schatten der Nacht die Wiederholung des entsetzlichen, in seinem Umfang nicht einmal genau bekannten Ereignisses sah. Endlich war der Tag angebrochen, die rüstigsten Männer machten sich wohlbewaffnet auf den Weg, den ihnen die Blutfährte bezeichnete, und sie an den Ort brachte, wo die Schreckensscene der Nacht geendet hatte.

Leblos neben einander gebettet fand man die beiden Gesuchten, in geringer Entfernung von ihnen das getödtete Ungeheuer — einen in seiner Erstarrung noch furchtbaren Löwen, mit dem Schwert im Rachen.

Unter lautem Wehklagen brachte man die beiden Hingeschiedenen zu den ihren. Doch indem man ihnen den letzten Liebesdienst zu erweisen dachte, bemerkte man leise Spuren eines noch glimmenden Lebens bei Belitza; und versäumte nichts, um den Fun-

ken zur hellen Flamme anzublasen. Der Erfolg war glücklich, so wie bei Bentze, dessen gesunder, kräftiger Körper der Genesung rasch entgegen eilte.

Die Nachricht von diesem Ereigniß verbreitete sich, auf den Flügeln der geschwätzigen Fama fortgetragen, schnell bis zu dem König, der seiner Zusage eingedenk dem glücklichen Sieger alsobald mit offenem Brief und Siegel seines königlichen Wortes Erfüllung bestätigte. Bentza erbaute nunmehr auf der Felsenkuppe, an deren Fuß ihm aus Tod ein glückliches Leben mit der geliebten Belitza hervorgegangen war, eine feste Burg, die er Löwenstein und sich von derselben den Löwensteiner nannte. Lange bewahrte man bei seinem Geschlecht als sichtbares Andenken der Heldenthat des ersten Ahnherrn, die erbeutete Löwenhaut, bis mit dem Erlöschen der Löwensteiner gegen Ende des sechszehnten Jahrhundertes Burg und Gebiet andere Herren erhielt, und mit ihnen auch andere Ereignisse die alten Erinnerungen bis in jenen halb dunkeln Hintergrund, wo nur mehr die Sage herrscht, zurückdrängten.

Des Vaters Fluch.

Seit drei Jahrhunderten sind die Erdödy ein fruchtbares Geschlecht herrlicher Männer des Rathes, vorzüglich aber des Krieges. Weit ausgebreitete Güter und die ersten Würden im Heer und in der innern Verwaltung, lohnten ihre kräftige, den Schimmer der heiligen Krone vielfach verherrlichende Tugend. Der Nachruhm hat ihr die mächtigen Schwingen gelöset, sich emporzuheben über die enge, finstere Behausung des Grabes.

Ein rechter Vordermann der Heroen Karls V., Ferdinands I. und Max. II. war Peter von Erdödy. — Zweihundert auserlesene Reiter führte er auf eigene Kosten Karln und Ferdinanden zu, wider den schmalkaldischen Bund, und sah bei Mühlberg den unglücklichen Ehrgeiz und hohlen Trotz des sächsischen Kurfürsten, Johann Friedrich, in sein Nichts zusammenstürzen, sah ihn als Gefangenen des Kaisers, den Er »Karln von Gent, so sich einen römischen

Kaiser nennet,« in einem kecken Absagebrief verspottet.

Nach der Abdankung des großen Niklas Zrinyi, des ungarischen Leonidas an den Thermopylen von Szigeth, ernannte Ferdinand Petern zum Ban von Kroatien, Dalmatien und Slavonien (1557). Zweimal befreite Erdödy auf diesem erhabenen Posten jene Lande vom türkischen Joch, zweimal wurde er von König und Vaterland feierlich als Retter begrüßt. Heldenthaten und Wohlthaten machen dem Kroaten seinen Namen gleich unvergeßlich. Bis ins späte Greisenalter schlug die helle Flamme jenes ungestümen, den Feinden verzehrenden, den Freunden wohlthätig wärmenden Feuers empor, das in ewig frischem Andenken noch oft des mehr als siebzigjährigen Kriegsfürsten Wimpern und Knebelbart näßte, und, wenn gleich gesühnt und verziehen, die stolzwallende Heldenzuversicht demüthig niederwarf im Gefühl der menschlichen Schwäche und der entsetzlichen Macht der Hölle in jedem unbewachten Augenblick.

Peter I. von Erdöd, dieses Helden Vater, war als Erbe seines Ohms, Thomas Bákats, Kardinal-Erzbischofs von Gran, und Primas von Ungarn, zu großen Reichthümern gelangt. Zu dem Unglücks-

tage von Mohacs war er mit seinem Bruder Simon, Bischof zu Agram, dem unglücklichen König Ludwig mit siebenhundert Reitern zu Hülfe gezogen, und hatte aus der schrecklichen Niederlage mit Mühe das Leben davon gebracht. In dem darauf eingetretenen Thronzwist stand er anfangs nur einige Zeit für Zápolya, dann trat er zu Ferdinand, der ihm die hohe Würde des den Reichsbaronen beigezählten Stallmeisters der Krone, sammt der Obergespanschaft von Eisenburg verlieh. Des Knaben Peter II. unbeugsamer Sinn und grenzenlose Heftigkeit fanden in den strengen Zurechtweisungen des rauhen Vaters vielmehr neue Nahrung, und sein unkluger Wahn, bei jeder Gelegenheit zu verfügen, was dem stürmischen Sohn gerade am meisten zuwider war, erzeugte in diesem einen schlecht verhaltenen, in jedem scheuen Blick, in jeder Miene wetterleuchtenden Ingrimm. Gleich zwei feindlichen Gestirnen, gleich zwei drohenden Gewitterwolken standen Vater und Sohn sich gegenüber.

Des wilden Peters sanfte milde Mutter, Sara Banffy, starb, und zu seiner grenzenlosen Wuth vernahm der eben von einem glücklichen Streifzuge wider die Türken sieghaft heimkehrende Jüngling, der Vater werde binnen wenigen Tagen mit morgen-

ländischem Prunk seine zweite Vermählung feiern, mit Barbara von Puchheim, aus einem der ältesten, ein Jahrhundert später, im Schwedenkriege, in den Fehden des ältern Rákotzy vielgenannten österreichischen Geschlechter. — Der Ruf verkündete große Opfer, die der alte Erdödy gemacht, Barbara's himmlische Reize durch ein glänzendes Los zu bezahlen, ihr ein reiches Witthum, und den Kindern dieser Ehe ein fürstliches Auskommen zu sichern.

Des Jünglings Peter Zornwuth riß sich gleich eben so vielen Wirbelwinden los von den ehernen Banden, womit der gewaltige Vater ihn bisher gebändiget hatte. — Eigenwillig und eigennützig fordre der Vater alle Hoffnungen der Jugend, er fordre ihm dieses Leben wieder ab, die einzige Gabe, die er ihm, und wie es scheine, nur zu schadenfroher Pein gegeben! Jedem Bettler sei doch vergönnt, in sich und für sich und sein eigenes Ziel zu seyn, er aber solle nur die Freiheit eines Gefangenen, das Leben eines unaufhörlich Sterbenden genießen? — Jeden, den größten wie den geringsten ihrer mannesstarken Söhne, rufe die Natur zur Freude und zum Genuß. — Was an diesem allgemeinen und gemeinen Gut verhindere, das dürfe jeder hinausstoßen aus seiner

Rennbahn, und die Stärke sei der einzige, und ein untrüglicher Schiedsrichter zwischen Gewalt und Gewalt!! Noch sei kein Todter aus dem Grabe gestiegen, solche Wahrheit zu widerlegen! Verächtlich wäre, wer nicht muthig zurückschleudere, was feindlich seine Seligkeiten stört. Nur der sei elend, der sich selbst verlassend, elend seyn will! Nicht der Verfolger falle, sondern der feige Flüchtling.

Dieses unaufhörliche Flüstern und Anhetzen und Hohnlachen der finstern Mächte des Abgrundes in Peters Busen, verbunden mit dem gerechten Unwillen des in die junge Frau heftig entbrannten Vaters über Peters unanständige Geringschätzung gegen sie, kam gleich in den ersten Tagen zum Ausbruch. — Der Sohn tobte und rief den Schatten der verstorbenen Mutter herauf, der Vater sprach mit der finstern Strenge jener alten Römer, welche mit unveränderter Miene, das Haupt ihrer Söhne, vom Henker gefällt, zu ihren Füßen in den Staub hinrollen sahen. — Da vergaß der unglückselige Sohn sich so weit, daß er dem Vater mit geballter Faust einen Schlag ins Antlitz gab, und des Greisen ehrwürdigen Silberbart bespie!! — Schon blitzte der Gürteldolch in des Vaters krampfiger Rechten wider des entarteten

Sohnes Brust. Schon legte dieser die Hand an den Säbel, als die neuvermählte Stiefmutter sich zwischen die Rasenden warf, und solch gräßliche Irrung der Natur vergütete.

Kraftlos stieß der Vater den Dolch in die Scheide, hob das todtenbleiche Antlitz und die funkelnden Augen nach oben, daß, so wie Er, so auch der Himmel von dem verfluchten Sohn sein Antlitz wende, wenn ihn die glühenden Krallen und das Klapperschlangenauge des Verderbens umgarne, daß ein ewiges Schaudern ihm die frevlerischen Gebeine zermorsche, daß er ein Leibeigener alles Unheils und aller Schrecken unaufhörlich sterbe ohne je zu ersterben, daß ein sichtbares Brandmahl an seiner Stirne, wie es Gott auf jener des ersten Brudermörders eingebrannt, jedes Mitleiden und jedes Erbarmen weit von ihm hinwegscheuche!!

Erschüttert, aber ungebeugt, hörte Peter die gräßlichen Verwünschungen. Als aber ein brennender Schmerz an der Stirne den Hinausstürmenden vor einen Spiegel trieb, und er wirklich das furchtbare Mahl an derselben erblickte, war es, als hätte der Wahnsinn seine vollen glühenden Schalen auf ihn heruntergegossen, — bald als trüge er im Herzen und

Gehirn ein mächtiges Gift, das jeden Augenblick seine Schale zu zersprengen drohe, als zögen seine scheu umherschweifenden Blicke die Flammenkreise der ewigen Verdammniß immer enger um seinen unstäten Fuß, — bald als habe er sich in der feuchten Nacht eines ungeheuern Todtengewölbes verirrt, und poche vergeblich um Hülfe; — bald wieder, als seien in ihm alle die blindwüthenden, lautschreienden, sinnlos durch einander drängenden, panischen Schrecken eines überfallenen und geschlagenen Heeres.

So der Sohn. — Von namenlosen Schmerzen zerrissen kam der Vater lange zu keiner Wahl zwischen kämpfenden Entschlüssen. Der Augenblick der ersten Selbstrache und väterlichen Machtvollkommenheit war vorüber. Sollte er seinen einzigen Sohn dem unerbittlichen Richtschwert ausliefern? Und blieb die ungeheure That straflos, wie konnte der alte Kriegesheld, vom eigenen Sohne geschlagen und beschimpft, erscheinen vor dem Angesichte seiner Kampfgenossen?

In diesem entsetzlichen Widerstreit des Ritters und Vaters mahnte es den Stolzen in Demuth, wie er durch Jahre vom eignen wilden Blute gegen den Sohn getrieben, Mitursache geworden sei, des großen Vergehens. — Er wählte freiwillige Verbannung.

Die Güter überließ er dem Sohne. Mit allen seinen Schätzen und mit der jungen Gattinn zog der Trauernde nach Venedig, die Republik zum Erben dieser seiner Schätze einsetzend, unter Bedingniß lebenslänglichen Schutzes.

Alle irdischen Güter schienen aus freigebigem Füllhorn über den Sohn ausgegossen, jugendliche Schönheit und feurige Heldenkraft, Reichthum und Ruhm; allein »dieses sind die größten Güter nicht, der Übel größtes aber ist, die Schuld!«

Peters Einbildungskraft steigerte sich mehr und mehr in den Foltern der Gewissensbisse und des selbstverklagenden Wahnsinnes. So oft er der Messe beiwohnte, erschien ihm der vom Priester empor gehobene Leib des Herrn blutroth und im gleichen Augenblicke trat auch das schreckliche Feuermahl auf die Stirne des unnatürlichen Sohnes, in markverzehrendem, brennenden Schmerz sich ankündigend. — Peter entzog sich der Gemeinschaft der Gläubigen, dem Anblick jener blutigen Verfinsterung des Unterpfandes der ewigen Gnade, auf welche alle Sünder hoffen, zu entgehen. Aber in der Stunde des verübten Frevels erschien das Mahl täglich, durch äußere und innere Schmerzen an die begangene Unthat erinnernd.

Zwei ewig lange Jahre dieser irdischen Höllenstrafen hatte der Verbrecher durchsiecht. Alle Mittel der Heilkunde waren erschöpft, alle Feinheiten des Menschenwitzes vergeblich. Da wendete sich der Verzweifelnde nach geistlicher Hülfe. Ein naher, im Rufe der Heiligkeit stehender Mönch antwortete der unbestimmten Anfrage, kurz und trocken: Zweifelsohne laste ein schweres Vergehen auf Peters Seele, werde dieses gesühnt und vergeben, so werde das schreckliche Kainszeichen von selbst schwinden. Sonst aber warte des unbußfertigen Sünders, nach den Peinen dieses Lebens, auch noch ewige Strafe.

Von den Rachegöttinnen unerbittlich verfolgt, wallte Peter Erdödy zum Gnadenbild von Loretto, that Buße, und spendete reiche Opfer, aber von den Stufen des Altars wies ihn der Beichtiger vielmehr hinweg zu den Füßen des schwerbeleidigten Vaters.

Wie Donnerwolken und Abendgold sind auch die wildesten Gemüther, häufig die mildesten. — Mit Thränen hörte der Greis die Qualen des Sohnes, mit Thränen sah er die zur Leiche verkümmerte Götterjünglingsgestalt. — Feierlich, wie er ihn gesprochen, nahm er auch wiederum den Fluch vom Haupte

des Armen. Noch einmal flammte das Brandmahl hoch auf, um nimmer wieder zu kehren.

Der Vater starb in Venedig, die Schätze blieben der hohen Signoria, der Sohn eilte ins Vaterland zurück.

Peter Erdödy hat von dem an oft über die feindliche Übermacht glorreich gesiegt. Oftmals ward Er als Held bejubelt und als Retter begrüßt. Er ist da gestanden inmitten der rasenden Schlacht, als der Schlachtengott, und sein hoher und sicherer Blick hat die Mitstreiter niedergeworfen, ohne Beschämung, ohne Neid. Sie haben ihren Herrn erkannt, wie man ohne Wehe, zu unendlicher Lust, in Freud und Leid für immer und ewig die Herrinn erkennet. — Er aber, feurig und düster, wild und mild, hat den Herzen, wo sie zu ihm sprachen, Herz und Hand geboten. Lobpreisungen einer Vollendung, wie sie hier unter dem Monde doch nirgend gefunden wird, wies er ernsten Unwillens von sich. — Galt aber solche Überschätzung und verblendete Zuversicht andern, sprach er immer in Erinnerung voll Demuth und Wehmuth das nämliche, weltgeschichtliche Wort: »Liebe Brüder! Wer da stehet, sehe wohl zu, daß er nicht falle!!«

Das steinerne Geld.

Einer der glorreichsten Namen in dem heldenreichen Ungarn, der Corvinische, war in einem Kind der Liebe entstanden und untergegangen; dem großen Gubernator, Johann Huniady, hatte König Sigmunds Aufenthalt in des Hatzegerthales romantischer Einsamkeit bei Elisabeth Morsinai das Leben, — jener königliche Ring, der schwangern Geliebten zum Wahrzeichen geschenkt, hatte ihm reichen Adelsbesitz, — jener Rabe, der auf der Reise im Walde dem kleinen Johann eben jenen glänzenden Ring entführt, und den der Oheim Kaspar Morsinai noch glücklich erlegt hatte, das Wappen und den Zunamen Corvin gegeben.

Noch war der große Gubernator kaum zur Gruft gelangt, noch seit seinem herrlichsten Sieg über den Eroberer Constantinopels wenige Monden verstrichen, und Ladislav's, des ältern Sohnes, Haupt war unter dem Schwert des Nachrichters gefallen. Der

jüngere, Mathias, kaum sechszehnjährig, seufzte im Gefängniß zu Gutenstein. — Noch ein Jahr und er stieg aus dem Kerker auf Ungarns Thron und hat ihn bis in's vierte Jahrzehend also behauptet und also verherrlicht, daß der Corviner Name ewig in der Geschichte, — »Königs Mathias Gerechtigkeit!« aber annoch in des magyarischen Volkes Lied und Sprichwort lebt.

Aus mehreren Ehen kinderlos (so wie jener gleichgeartete letzte Babenberger Friedrich der Streitbare) ruhte aller Eigensinn der Liebe Mathias auf dem einzigen außerehelichen Sohne, Johann Corvin, den ihrem schönen, hochgesinnten, unwiderstehlichen König eine ungarische Edelfrau geboren hatte.

Dem Herzog Johann Corvin die Thronfolge zuzuwenden, war Mathias einziges Trachten. Als er in dem ersiegten Wien (im nämlichen Augenblicke, wie Max auf der Martinswand) mit dem Tode rang, haftete sein Auge unverwandt auf dem einzigen Sohne seiner Liebe. Nur ihm galten die letzten vergeblichen Anstrengungen durch Worte oder Zeichen, an die versammelten Großen zu sprechen. — Reiches Besitzthum, hohe Würden, feste Burgen, des Reiches Schlüssel, hatte Mathias bei Zeiten in seine

Hand gelegt. Er hieß unter andern Herzog von Liptau. — Unter dem übrigen Gut erglänzte das trotzige Bajmotz. Auf steilem Berge schaute es weit hinaus in das Land. Dem Fuß seiner Felsen entsprudelt eine heilende Quelle, zu den schon seit grauen Zeiten von Ferne die Kranken wallten, um Heilung zu finden.

Den Greisen Raphael Maythényi hatte das Alter gezwungen, die Hut der Burg aufzugeben, die er seit manchem Jahr unter vielen Gebietern geführt. Da setzte Herzog Johann Peter Poky, einen gefürchteten Kriegsmann, auf Bajmotz, daß er dies Kleinod ihm wahre. Aber Poky war ein rauher Mann, im Herzen wohnte ihm verzehrender Golddurst. So umschanzt hatte ihn das Metall, daß jegliches Flehen und Klagen ungehört vor seinem Ohre verhallte. Er begann rund umher das Volk zu bedrücken und mehrte alltäglich von dessen Schweiß seinen funkelnden Mammon. Der Bedrückungen ungewohnt, erhob das Volk laute Klagen, und als, da diese nichts halfen, einige der Kühnsten äußerten, sie wollten wohl weiter Abhülfe finden, ließ er diese ihre Verwegenheit bei Molchen und Unken in dumpfen Kerkern büßen. Alles Gut der Widerspänstigen erklärte er für verfallen;

da lähmte starres Entsetzen die übrigen schweigend unter dem Joche.

Täglich entglomm in Poky's Brust der Goldesdurst höher und höher, doch wollten die Quellen in eben dem Verhältniß sich nicht mehren, da schloß er endlich den Heilbrunnen ein, und mit schwerer Steuer nur konnte von nun an der Unglückliche Labung sich holen, dem sie sonst aus der königlichen Hand der Natur frei und unbeschwert geflossen. Der friedliche Ort, der sonst nur frommen Dank und segnende Wünsche gehört, erschallte jetzt von Klagen und tausendfachen Flüchen, die alle, gleich Geistern des Abgrunds, an Poky's Namen sich hingen, um ihn nieder in den Pfuhl der Verdammniß zu ziehen. Doch wie der Metalldurst, je mehr er befriedigt wird, nur desto höher entflammt, also begann in Poky's ungesättigtem Busen freveles Gelüst sich zu regen, nach den Burgen und nach den Dörfern, den Bergen und Thälern, die vor seinen Blicken sich dehnten und denen er bloß Hüter war, und gerne Herr und Eigner geworden wäre. —

Bald erwuchs die Begier zur That. Er ließ zwei Mörder vor sich kommen und bot überreichen Lohn, so sie seinen Herrn meuchlings aus dem Wege räum-

ten! Da nahte die Rache, die seiner lange verschont. Einst stand er auf dem Söller und schaute mit behaglichem Sinn hinaus in die reiche Landschaft, die im Abendglanz zu seinen Füßen sich dehnte, und die er bald *sein* zu nennen wähnte, da wankte auf Krücken ein Greis heran und hob flehend die Stimme, der Gebieter möge die Steuer ihm erlassen. Arm sei er und von ferne hergewandelt, den wundenbedeckten Körper mit dem heilenden Naß zu tränken. Verschmachten, vergehen im Mangel und in den Schmerzen seiner Gebrechen sei sein Los, denn nimmer könne er heim, wenn ihm Poky nicht Gnade erwiese. Mit rauhen Worten wies Peter den Unglücklichen von dannen, da hob dieser nochmals die Stimme und flehte um *Erbarmen*, so wahr er *selber* einstens auf Erbarmen hoffe. Unter gräßlichen Flüchen donnerte ihm Poky zu, er wolle kein Erbarmen vom Himmel und keines mit ihm haben, zugleich gebot er, gegen den Greis die wilden großen Hunde loszulassen, auf daß sie den Überlästigen in Stücke zerrissen! — Urplötzlich warf der Unglückliche die Krücke von sich. Schimmer umstrahlte seine Gestalt, zum rollenden Donner wurde seine Stimme und er begann: »Du stehst am Ziele. Versiegen soll die Quelle deiner

Schätze, nutzlos sollen sie dir werden, bald wird die Rache dich ereilen, und kein Erbarmen wirst du finden, wie du selber kein Erbarmen trugest.« Noch suchten ihn Poky's wuthentbrannte Blicke, aber er war verschwunden. Statt seiner kamen keuchende Boten gelaufen, die kündeten die seltsame Mähre, wie daß eben die Heilquelle unter Donner und gewaltigem Brausen und Zischen sich in einem mächtigen Strahle gen Himmel gehoben habe und dann plötzlich zurück in den Abgrund gefallen sei. Keine Spur war von ihr mehr übrig geblieben.

Also war Poky's Herz verstockt, daß er mit Unmuth, doch unerschüttert die Kunde vernahm, er gedachte seines gesammelten Schatzes und des Reichthums, der, so dachte er, bald der seinige werden sollte; aber die Zeit ging mit Schneckenschritt vorüber, in der seine ausgesandten Mörder heimkehren sollten vom blutigen Werk und keine Kunde kam ihm von ihnen. Da bemächtigte sich seiner Seele der Sorge nagender Wurm, bleiche Furcht füllte das trotzige Herz und mit Angst harrte er auf den Ausgang, als plötzlich das dumpfe Gerücht auch nach Bajmotz erscholl, daß zwei Mörder den Herzog meuchlerisch angefallen hätten, aber glücklich sei der

Streich abgewehret worden, und die Buben in sichere Gewahrsam.

Da gedachte Poky, was also begonnen worden, könne nur durch Trotz und Gewalt vollführet werden. Er nahm also frech und ungescheut die anvertrauten Söldner in eigene Pflicht, doch als er den langverwahrten Schatz öffnete, wer malet sein Entsetzen, als er alle die gehäuften Münzen in Stein verwandelt sah! Noch war Gestalt und Gepräge das nämliche, aber wie unglaubig er auch das Wunder anstarrte, wie oft er den Schatz prüfend wog und überzählte, der verwandelte Mammon wollte nimmer wieder tönendes Metall werden.

In der Glut des auflodernden Zornes gebot er mit den Steinen den Schlund, der nun statt der Quelle gähnte, zu füllen, allein seine Stunde hatte geschlagen, schon pochten mit lauten Schlägen die Diener der Gerechtigkeit an das wohlverwahrte Thor von Bajmotz und forderten Peter Poky, ob dem an seinem Herrn verübten Verrath vor das Gericht des Königs nach Ofen. Noch versuchte er ohnmächtigen Widerstand, aber bald gingen die geringen Mittel aus, da empörten sich seine Söldner, übermannten und mißhandelten ihn und lieferten ihn gebunden

den Gerichtsboten aus, auf daß ihnen desto eher ihr begangener Fehl verziehen werde.

Unter lautem Frohlocken des Volkes und tausendfältigen Flüchen ward Poky abgeführt. Das Gericht sprach: Er solle lebend von vier Pferden zerrissen, sein Körper zu Asche verbrannt, und diese in alle vier Winde zerstreut werden, daß von dem treulosen Bösewicht keine Spur mehr auf Erden sei. — Da sank ihm der wilde Trotz zu schmählicher Feigheit, zu schimpflichen Thränen; — vergeblich flehte er den sonst zur Milde geneigten Uladislav an, für ihn war kein Erbarmen, wie jener Greis es geweissagt. Auf dem Georgenplatze zu Ofen ward das Urtheil vollstreckt.

Wo sonst die Quelle gewesen, da senkt sich jetzt ein unergründlicher Sumpf in die Tiefe. An seinen Ufern liegen in großer Menge runde, flache Steine umher. Das Landvolk meint: das seien die verwandelten Münzen.

Jahrelang blieb die Quelle im Bergesschooße verborgen, bis sie sich endlich einen neuen Ausgang, unfern des alten, sprengte, aus dem sie noch fortwährend zum Heile der Kranken quillt.

Die Felskapelle an der Waag.

Alt und häufig waren sie, die Sprichwörter und Gleichnisse der Oberungarn, über stürmische Unbeständigkeit, entlehnt von der stürmischen und unbeständigen Waag, die das von ihr benannte, durch viele Wunder der Anmuth und Heilkraft, durch viele große Erinnerungen magyarischer Vorwelt, durch viele romantische Sagen berühmte Thal durchwindet, sich beinahe jedes Jahr ein neues Bette gräbt, dabei viele hundert Joche urbaren Landes verschlingt, und nur zu oft ein schaudererregendes Nachbild jener in aller Völker ältesten Mythen fortlebenden allgemeinen Flut gibt. — »Die Waag sei zu spät gekommen, als der Schöpfer die Gewässer regelte und ordnete, daher sei sie verurtheilt worden zu irren, ohne bestimmte Ufer, daher auch dieses Flusses Name, »Vagus, der Herumirrende,« ist ein eben nicht glücklicher Witz der Sage nicht nur, sondern auch mancher alten Chronik. — Aber

irre und schäume und tobe der mächtige Waldstrom auch immer, nimmer kann man dem Zürnenden zürnen, wenn er oft, nur mit äußerster Gewalt, sich zwischen himmelansteigenden Felsblöcken den schmalen Durchgang brausend erzwingt.

Eine solche Stelle zeigt sich unter andern an den Grenzmarken der Trentsiner Gespanschaft gegen die Thurotz. Zwei mächtige Felswände drängen sich ganz nahe aneinander und kaum begreift man, wie sich die Wogen hier einen, wenn auch noch so schmalen Durchgang gebrochen. — Die von schwarzem Nadelholz finster umlockte Scheitel dieser starren Riesenhäupter krönten einst sturmfeste, trotzige Burgen, sich so nahe, daß die eine über den tosenden Abgrund hinüber mit einer Feldschlange die andere gar leicht erreichen konnte. Oft waren Erb- und Ahnenfeinde die Besitzer. — Strecsen und Owár sind auch jetzt noch, da sie längst in Schutt und Trümmer gesunken, nicht unbekannt, nicht unberühmt in der Umgegend, als die Hauptsitze ansehnlicher Güter, die diesen mächtigen Schlössern huldigend, als Zugehörden auch von ihnen benannt wurden.

Strecsen war in den unruhvollen Tagen der Ferdinande, ein Eigen Franzens Wesse-

lényi von Hadad, der in der Jugend und im frühe-
ren Mannesalter, da er noch wenig Anderes sein
nennen mochte, als einen altadeligen Namen und
sein gutes Schwert, alldort wohnte.

Durch des Kardinal-Primas, Peter Pázmán,
Feuereifer, ein zwanzigjähriger Götterjüngling, zum
Übertritt vom reformirten Bekenntniß zum Glauben
seiner Väter bestimmt, mit Schönheit und Stärke,
mit List und Kriegesmuth gerüstet, ein unbändiges
Blut in den Adern, im Haupt die größten Entwürfe,
einen ungeheuren Trieb raschen Wirkens durch große
Mittel in der ewig bewegten und dennoch verschwie-
genen Brust, Jahr aus Jahr ein auf flüchtigem
Rosse wider den türkischen Erbfeind im Kampfe,
Berge und Auen und einsame Wälder und gesellige
Burgen vorüberfliegend, suchte Wesselényi allmä-
lig, — (die ersten Schritte sind immer die schwer-
sten) einen festen Grund und Schlußstein weiteren
Emporsteigens. — Den fand er bald in einer rei-
chen Heirath, in der engen Verbindung mit einem
angesehenen Hause. — Glühende Rosen wollte er
seinen frühen Lorbern gesellen.

Als Feldoberster zu Filek hatte der mächtige
Thomas Bosnyak, ein wider die Türken sieg-

erprobter Kampfesheld, geehrt an Ferdinands Hofe, in Ungarn geliebt und gepriesen, eine längere Reihe von Jahren mit dem Ruhme seines Namens erfüllt. Doch dieser Name reifte mit ihm dem Grabe entgegen. Aus zwei Ehen war kein Sohn ihm geblieben, wohl aus der ersten drei liebliche Töchter, denen einst all sein großes Besitzthum heimfallen sollte.

Hierher wendeten sich des jungen Wesselényi Blicke. Des greisen Bosnyak und des kühnen Jünglings feurige Augensterne, treue Hände und freudige Herzen begegneten sich, hielten sich fest, ließen sich nimmer. — Bevor sie Wesselényi noch gesehen, war ihm Sophie, die älteste Tochter, durch des Vaters ernsten Willen zugesagt, und solchem Willen für das ganze Leben sich zu fügen, war in jenen sturmerregten Tagen der zarten Töchter dunkles Los und unterwürfige Sitte. — Doch zündete bei der Anwerbung des schönen feurigen Helden, der ersten Liebe heiliger Götterstrahl, die einer milden Neigung, wie die Blumen des Sonnenlichtes bedürfende Engelsseele. — Der Kindheit eintönige Wünsche schwanden wie Seifenblasen auf Einmal alle. Ein plötzlicher Frühling duftete und

blühte in dem frommen warmen Herzen. Vor der eigenen Liebe zaghaft erröthend, durchzitterte die Holde ein einziger freudig-süßer Zweifel, wie das Wanken der Schatten, wie Waldesrauschen, wie der Gießbäche fernes Gespräch. — Kaum wagte sie's zu athmen, zu schauen, zu fühlen, denn ihr Alles war auf Einmal sein geworden, so wähnte sie, sei auch die Luft sein und das Licht sein und alles Leben!

Auch Wesselényi war einen Augenblick im Innersten mächtig ergriffen. Selbst eine rauhere Heldenbrust widersteht sehr schwer dem Maigeschenk der Liebe. — Nur wer geliebt wird, sollte den Himmelsklang: »mein« aussprechen, der Sieger nicht und nicht der Reiche, auch nicht der Künstler und nicht der Wissende! — Dein und mein sind die Angeln, die beide Welten bewegen und das erste schüchterne: »unser« ist ein Geheimsiegel der Himmel. — — Sophiens liebe Verwirrung, das süße Ringen jungfräulicher Unschuld mit der willkommenen Übermacht der Liebe, dehnten und weiteten sein stolzes Herz, — und Beider Flammen brannten zusammen; seine, wie aus dem Dunkel die rothe Fackel glüht; ihre, wie dem weißen, milden Mondlicht die Blumen stärker duften und der Thau-

tropfe voller erglänzt! — Alles klagte über Strecsens einförmige Einsamkeit, man sei ja wie außer der Welt! — Sophien war diese Einsamkeit ein theures Glück, ihre Welt war Er.

Die Liebe der Witwe des siebenbürger Fürsten, (einst Gegenkönigs) Bethlen Gabor, Katharina, Prinzessinn von Brandenburg, zu Stephan Csaky, — Gustav Adolph's beständige Aufreizungen Georg Rákotzy's, — des letzteren Feindschaft wider die Bethlens, — des Palatins Eßterházy üble Laune — und die öftere Türkengefahr bewegten Ungarn in diesen Jahren. — Oft riß sich Wesselényi aus den Armen der sanften Sophie. — — Lieben, wachen, weinen, beten, war ihr Thun. Sie hatte in den froh verflossenen Jahren zwei Mutterfreuden erlebt. Um so inniger hing ihr Herz an dem, in's wilde Leben stracks hinausstürmenden Gemahl, der anfangs immer ein unverändert Herz mit heimzubringen schien.

So blieb es aber nicht immer. — Aus Wesselényi's dunkelm, wildem Auge glühte eine verzehrende Sehnsucht, dem Waldbrande gleich, der, wenn jeder Baum schon verbrannt ist, noch in den Wurzeln unter der Erde wüthet. — Sein stundenlanges träumerisches Schweigen glich eines fernen Wasser-

sturzes kaum mehr hörbarem Fall; manch plötzlich rasches Wort, dem räthselhaften Donner im heitern Himmelsblau. — Sophie verdoppelte ihre Zärtlichkeit und die Wolken an seiner Stirne verfinsterten sich nur desto mehr; er wollte fliehen und blieb wie angewurzelt. Eine Höllenangst durchzuckte ihn, wenn die Arme der holden Frau ihn umwanden. Schon ihren Tritten erbebte er, gleich einem scheuen Reh. — Seiner Kinder Lallen scholl ihm furchtbar — und als Sophie einst mit süßen Worten ihr vergebliches Liebesflehen beklagte, brach der Gewaltige, an allen Gliedern zitternd und auf den kalten harten Boden hingestreckt, in einen Strom von Thränen aus. — Aber sie linderten nicht. Die Brust war ihm zu — und sein Mund blieb verschlossen. — Als er ausgebebt hatte und sich allein sah, schritt er gesenkten Blickes zur Burg hinaus, befahl, ihm seinen alten Emerich mit dem schnellen Barberroß nachzuschicken und bot, bis dieser mit ein Paar Knechten, mit Rossen und Waffen herbeisprengte, vom Toben der Elemente, wie gelüftet und geletzt, den heißen Kopf, die zerrissene Brust, unbedeckt, den Blitzen und den Strömen des Himmels dar, schwang sich auf's Roß und ritt, wie von seinem bösen Engel fortgerissen, sporn-

streichs davon. — Sein Geist strebte nach Hoheit, nach Besitz, nach Gewalt. — Sophiens zärtliche Liebe war ihm noch Frost. Er bedurfte einer irdischeren Flammenbrust, Glut in Gluten unterzugehen und sich wechselseitig zu verzehren.

Sophie war betrübt bis in den Tod. — Doch nicht den Gatten klagte ihre tiefe Herzenswunde an. Mild gegen den Geliebten, gegen den Vater der engelschönen Kinder, die sie ihm geboren, strenge gegen sich selbst, durchforschte sie jeden Tag und jede Stunde, jeden Schritt und jedes Wort, einen Fehler (unwillkührlich zwar und unbewußt) zu ergründen, der des Gemahles Tiefsinn verschuldet, der seine Neigung ihr entzogen habe? — Umsonst! — Einsam, die schönen Hände in den Schooß, den feuchten Blick zur Erde gesenkt, aufgelöst die langen güldnen Flechten, die Wesselényi in den Stunden des ersten Minneglückes oftmals trunken als einen unauflöslichen Knoten um seinen Hals und Arm geschlungen, mit wehmüthigem Lächeln vor sich hinstarrend, saß sie oft stundenlang, aber ein Ruf, ein Liebesblick, ein Küssen und Kosen der Kinder, nahm den Stachel aus der Seele, den Schmerz aus dem Herzen, goß ihn aus in brünstigem Gebet.

Wesselényi war bei der Wiederkehr gefaßter, gehaltener. Noch wetterleuchtete es in seinem Innern, aber es erfolgte kein Ausbruch. Desto entschiedener war er für Sophien durch und durch erkältet und erstorben. — Achtungsvolle Höflichkeit, sanften Anstand schien ihm sein Gewissen strenge zu befehlen, aber ihre Nähe machte ihn unruhig und unglücklich. — Wo man innig geliebt hat und nicht mehr liebt, sollte man auch nicht mehr leben! Man hat ja dann sich selbst überlebt! —

Hätte Sophie auf Strecsen nicht beinahe in undurchdringlicherer Einsamkeit gelebt, als einst Genovefa in dichtester Wildniß, so wäre auch ihr kein Geheimniß geblieben, was aller Welt längst keines mehr war. Wesselényi, der feurig stolze Kriegesheld, schmachte in den Banden eines stolzen Weibes! In dem Liebestrank, den sie ihm zugebracht, habe sie das Mark seines Daseyns ausgetrunken. — Sein Gehirn glühe, Fieberhitze durchzucke seine Adern, sein Herz brenne, ohne zu verbrennen. Er lebe ein beständig Sterben, ohne zu ersterben. Gleich der Windesrose folge Er ihren Augenwinken, ihre Nähe labe und verzehre ihn zugleich! — Doch ohne sie zu leben — sei ihm unmöglich, der Kopf wüste, das Herz

verdorrt, alle Lebenskraft weggegossen! — Der ewig Bewegte, der nie Befriedigte bringe jetzt Stunden und Tage damit hin, zu ihren Füßen, an ihren Blicken zu hangen, ihren Bewegungen zu folgen, ihre ungebornen Wünsche zu erspähen, verlebe Wochen im Schweigen und in müßigen Träumen von ihr! — Wie sie die Augen von ihm wende, wie sie den Fuß aus dem Gemache setze, wähne er die Himmelspforte vor ihm zugeschlagen und sich zähneklappernd und verzweifelnd draußen in der ewigen Finsterniß! — Die anmuthstrahlende Zauberinn, ihren Sklaven durch Furcht und Hoffnung, durch herrische Launen und durch unterwürfige Zärtlichkeit, durch Gunst und Strenge nun anziehend, nun zurückstoßend, lasse ihn sogar mit gräßlichen Gedanken gierig spielen, wie Kinder mit dem Messer, mit dem Gedanken der Trennung von Sophien, des Abfalls vom Glauben, der Wiederkehr zur abgeschwornen Lehre, um der ersten Ehe Überdruß zu lösen, um die ersehnte zweite anzuknüpfen! —

Noch war dieses von warnender Schwesterhand an Sophien geschriebene unheilsvolle Blatt nicht zu Ende, als es der Herrinn heftig zitternden Händen entflatterte. — Langsam, wie ein fliehendes Glück,

das noch zum ewigen Abschiede Zeit lassen will, sank es zur Erde. Schneller war in schmerzlicher Ohnmacht, auf ferner einsamer Kammer vergehend, Sophie ihm nachgesunken, das Herz dicht an dem Briefe zuckend, wie an dem Mordstahl die Todeswunde! — In's Leben und Bewußtseyn zurückgekehrt, schaute sie wie in eine höher und höher gegen sie heraufsteigende Flut des Verderbens. Ringsum überall nur schwarze Wolken und kaltes Gewässer. — Ihr Blick fiel auf den Gekreuzigten. Sie sank nieder vor dem erhabensten Bilde des Liebens und Leidens und in heißen Thränen löste sich allmälig der stumme, starre, unendliche Schmerz, den sie nicht aussprechen, nicht einmal ahnen lassen durfte vor ihren Kindern, vor ihren Frauen. — Wie dem Irdischen bereits entrückt, umgab ein höherer Glanz ihre holden Züge. — Kein Gotteshaus der Umgegend blieb ohne reichere Spende, kein Altar ohne Zierden von ihrer kunstreichen Hand, — kein Gefangener ohne Trost, kein Kranker ohne Hülfe, kein Armer ohne Gabe von dieser »neuen Elisabeth!«

Ein dunkler Liebeszug kettete Sophien schon lange mit besonderem Vertrauen an die nahe Felskapelle an der Waag, auf einer steilen Spitze über den

brausenden Wasserschlund und die gefahrvolle Durchfahrt herabhängend, gegenüber der schmalen, unsichern, in die Thurotz führenden Bergstraße, darum ein Gegenstand der Bitten und Gelübde der Reisenden zu Wasser und zu Lande. — Am späten Abend war sie einst vom gewohnten Bittgange zur Mutter aller Gnaden müde und matt zur einsamen Burg gekehrt und entschlummert, als sie sich im Traume noch immer da sah, woher sie eben erst gekommen, in der Felskapelle vor der Hochgebenedeiten. Der Glanz der Himmel und die Harmonie der Sphären verherrlichte die Jungfrau mit ihrem Sohne. Mild und hülfreich schien sie auf die Dulderinn zu blicken und mit jedem dieser Blicke eine schwere Last abzurollen von der bedrängten Brust.

Sophie erwachte; — schaute, fühlte um sich, sah sich in ihrem Schloßgemach, zweifelte an den eigenen Sinnen. Doch raffte sie sich augenblicklich empor, im leichten Nachtgewande, mit bloßen Füßen, in der kühlen Herbstnacht, durch die Finsterniß, durch die heulende Windsbraut und die an den Fenstern sich kündenden Regenströme hindurch zur Kapelle zu eilen. Nur ein Kreuz hing sie um den zarten Nacken und ein schwacher Stab war in ihrer Hand.

Erst dem wiederholten, ernsten Befehl der gelieb-

ten Herrinn gehorchten die erstaunten und besorgten Wächter, Thor und Zugbrücke zu öffnen und sie — allein — ziehen zu lassen.

Ein schmaler Lichtstreif zitterte durch's Dunkel vor ihr her, sie fliegt ihm nach, — abenteuerliche Gestalten spuken am Fels und an des Abgrundes Rand, sie folgt furchtlos, — die Natur ist in Aufruhr, in ihr war jetzt Friede, — die spitzen Kiesel saugen der zarten Füße rosiges Blut, das wunde Herz war ihr geheilt. — Hell schimmerte die Kapelle ihr entgegen, nun war sie da, — nun zu den Füßen der Gnadenmutter. — Sie meinte, jetzt habe segnend ihre Wunderhand sie berührt — und die ganze schmerzvolle Vergangenheit sei ein schwerer Traum, hinuntergesunken in's Nachtmeer der Vergessenheit.

Wie lange sie in süßer Selbstvergessenheit der Freude und des Dankes an des Altares Stufen gelegen, wie konnte sie's ahnen? Aus den Glücklichen ist der Liebende der Glücklichste und für die Glücklichen ist keine Zeit, am wenigsten also für die Liebenden, denn die Zeit — ist ja Schranke und Maß! — Über den lichten Morgen erschrocken, eilte Sophie heim, den freudig aufschreienden Dienern begegnend, die dem Verbote

zuwider, der greise Kastellan, als die Herrinn länger ausblieb, ängstlich nachgesendet, und die sie überall gesucht, nur da nicht, wo sie war. — Wenige Stunden waren verflossen, seit Sophie in die Burg zu den lieben Kindern im Morgenroth der Hoffnung rückgekehrt war, als Strecsens Gewölbe von dem Freudenrufe tönten, »der Herr, der Herr, unser Herr ist wieder da!« — Der böse Zauber schien wie durch ein Wunder gelöst, die Binde von Wesselényi's Augen gefallen. Innige Erkenntniß und Reue hatten ihn zurückgeführt, hatten Frieden und Liebe zurückgeführt.

Alle Jahre feierte Sophie den Tag ihrer Erhörung. Dasselbe Kreuz an der Brust, denselben Stab in der Hand, in demselben Gewande, — die Sohlen aus den Schuhen geschnitten, pilgerte sie zu der mit den herrlichsten Gaben geschmückten Felskapelle an der Waag. — Von nah und fern nahten sich Dürftige, reiche Spende zu empfangen. — Sie machte aus diesem Jahrestage der Andacht und Wohlthätigkeit eine förmliche Stiftung.

Die Burg Strecsen und die Felskapelle an der Waag wurden in den Tökölyschen Unruhen zerstört, unter Schutt und Trümmern such-

ten Greise und Kinder, Mann und Weib ängstlich den Leichnam der Heiligen des Ortes, der theuren Wohlthäterinn Sophie. — Er wurde unbeschädigt aufgefunden und war unversehrt. — Der Ruf dessen breitete sich durch die Gegend. Es geschah ein großer Zulauf des Volkes. — Man brachte den Leichnam in die Kirche des nahen Dorfes Teplitz, wo er in einer Seitenkapelle noch ruht. — Das Volk wallfahrtet seitdem dahin und betet an Sophiens Sarge um Zeichen und Wunder. — Der Küster öffnet den Sarg auf Jedermanns Verlangen und man erblickt den vollkommen unversehrten Leichnam in einem schwarzen Taffetkleide, das jedes dritte oder vierte Jahr erneuert wird. — Darüber hängt ihr Bildniß mit einer einfachen Inschrift.

Drei und zwanzig Jahre hat Franz Wesselényi Sophien Bosnyak überlebt. — Sieg und Waffenruhm und Gut und Glück, Ehren und Würden haben erst seit ihrem Hinscheiden recht bei ihm eingekehrt, aber der Schutzengel seines edleren Selbst war mit ihr zum verwandten Himmel entflohen.

Die Brautwerbung.

Der dreißigjährige Krieg wüthete in Deutschland mit allen seinen Schrecknissen; die Schweden, den Tod ihres großen Königs zu rächen, hauseten mit einer Grausamkeit, die, bis auf die spätesten Zeiten zum Sprichwort geworden, nur durch die zügellosen Räuberhorden der Tyrannen unserer Zeit übertroffen ward. Die Völker durch Meinungen beirrt hingen nur mit losen Banden an ihren Monarchen; diese, sämmtlich in großen Streit verwickelt, bald Sieger, bald Besiegte, von dem unbeständigen Schicksal hin und her geworfen, sahen sich bald ihren Feinden zur nahen Beute hingegeben; da starb Ferdinand II. und hinterließ seinem älteren Sohn ein von allen Seiten bedrängtes Erbe. Schwerlich würde er dieses in seiner ganzen Ausdehnung zu erhalten vermocht haben, wären nicht kurz vorher die Religionsunruhen in Ungarn beigelegt, und mit den Türken Frieden geschlossen worden. Doch war hierdurch das Feuer nicht gelöscht, sondern nur

zum Theil gedämpft, denn obwohl zwar den Protestanten einige Freiheiten eingeräumt wurden, so glaubten sie doch bei weitem zu noch größeren Forderungen berechtiget zu seyn, besonders da sie durch die Fortschritte ihrer bewaffneten Glaubensbrüder in Deutschland ermuthiget wurden. Je weiter diese um sich griffen, desto lauter äußerte sich das Mißvergnügen, und bald konnte man einem neuen Ausbruch mit trauriger Gewißheit entgegensehen.

Georg Rákotzy der ältere, dem nach Bethlens Tode die Wahl der Stände, oder vielmehr seine tief versteckten und schlau durchgeführten Machinationen, auf den siebenbürger Herrscherstuhl emporgehoben hatten, sah diesem sich zusammenziehenden Ungewitter mit heimlicher Freude zu. Sehr richtig hatte er berechnet, daß man seiner, falls es zwischen den Protestanten und dem Kaiser zum offenen Bruche kommen sollte, nicht würde entbehren können, und daß sich alsdann, wenn nicht das Projekt seines Vorgängers auf die ungarische Krone erneuern, doch wenigstens ein bedeutender Zuwachs an Gebiet erobern ließ. Doch seine Politik in das tiefste Geheimniß hüllend, nahm er noch gar keinen offenbaren Theil an der dumpfen, sich schon hie und da äußernden Gährung, sondern suchte

sie nur auf allen ordentlichen Wegen zu nähren. Noch schien ihm nicht Zeit, loszubrechen, denn ein großer Plan, nicht bloß ein vorübergehender Aufstand, sollte ausgeführt werden, und hierzu waren mächtige Verbindungen nöthig.

Der Tod des türkischen Sultans Amurath (1639), mit dem die Unterhandlungen bereits ziemlich weit gediehen waren, verursachte einen etwas längeren Aufschub, besonders da sein Bruder und Nachfolger Ibrahim genug zu thun hatte, um sich auf dem Throne zu erhalten, und daher zu auswärtigen Unternehmungen weder Lust, noch Zeit oder Kraft hatte. Endlich ward mit diesem, und zugleich mit den mächtig vordringenden Schweden ein Bündniß geschlossen, Truppen angeworben, Kriegsbedürfnisse aufgehäuft, Einverständnisse in mehreren wichtigen Städten und Schlössern eingeleitet und alles zum großen und wichtigen Schlage vorbereitet.

Nun trat Rákotzy im Jahre 1644 öffentlich als Vermittler zwischen den bedrückten ungarischen Protestanten und dem Kaiser auf, der nur nothgedrungen, und auf vieles Bitten dieses Geschäft übernommen habe, und überschickte Ferdinanden Vorschläge, die diesem durchaus nicht annehmbar schienen. Kaum war

die abschlägige Antwort in Siebenbürgen angelangt, als der Fürst ein Kriegsmanifest erließ, indem er sich zum Beschützer des Glaubens aufwarf, alle Gleichgesinnten zur thätigen Mitwirkung zur Erkämpfung ihrer Rechte, die zu verfechten er das Schwert ziehe, aufforderte, und seinen Worten durch eine Armee von 22,000 Mann, mit der er sogleich in Ungarn einfiel, den gehörigen Nachdruck gab.

Ferdinand in Deutschland vollauf beschäftiget, konnte dem plötzlich andringenden Strom nur eine schwache Macht unter der Anführung des tapferen Palatins Niklas Eßterházy entgegen setzen, der nicht zu verhindern vermochte, daß im ersten Anlauf, Tokay, Kaschau, Eperies, Leutschau, Neusohl, Schemnitz und mehrere andere feste Städte und Schlösser verloren gingen. Muranyi, die wichtigste Veste, nicht bloß der Gömörer Gespanschaft, sondern beinahe von ganz Oberungarn, im Besitz der Maria Szétsi, des Stephan Bethlens hinterlassener Witwe, öffnete die Thore, und nahm die Rákotzy'sche Besatzung auf, so daß sich nun die siebenbürgischen Völker weit im Lande ausbreiten und eine große Anzahl Mißvergnügter an sich ziehen konnten, mit denen vereint sie Furcht und Schrecken beinahe bis gegen Preßburg zu verbreiteten.

Doch nun vermehrten sich auch die Streitkräfte des Kaisers, und dem raschen Vordringen ward durch den Palatin und ein zweites Heer unter General Buchheim ein starker Damm entgegengesetzt. Einige glückliche Gefechte zwangen Rákotzy sich zurück zu ziehen, und einen großen Strich Landes, eben so schnell verloren als es gewonnen war, seinen Gegnern Preis zu geben, mit Ausnahme der festen Plätze, die mit starker Besatzung versehen wurden.

Hierher gehörte das eben erwähnte Muranyi, dem der wohlerfahrne Feldherr, die ungemeine Wichtigkeit des Platzes wohl einsehend, seine vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte, und es deshalb mit dem Kern seiner Truppen besetzte. Allein mehr noch als auf diese, konnte er sich auf die Eigenthümerinn, die sich die Kommandantenwürde nicht nehmen ließ, verlassen.

Diese hochherzige Frau, die älteste Tochter Georg Szétsi's, eines der ersten Helden seiner Zeit, doch auch die letzte seines angesehenen Geschlechtes, hatte die großen Eigenschaften ihres heldenmüthigen Vaters geerbt. Die Natur schien sich geirrt zu haben, indem sie für eine kräftige männliche Seele einen weiblichen Körper schuf, gleich als hätte sie im unentschlossenen Schwanken, ob sie einen so berühmten Heldenstamm

erlöschen lassen sollte oder nicht, durch einen halben Willen für beides, ein Zwittergeschöpf hervorgebracht! Muth, Entschlossenheit, Tapferkeit und ein unbeugsamer glühender Freiheitssinn, waren die Ideale höchster Vollkommenheit, die ihrem furchtlosen Geiste unaufhörlich vorschwebten, und die zu erreichen all' ihr Streben war, sollte sie auch darüber die Grenzen zarter Weiblichkeit überschreiten. Ein starker und doch reizender Körperbau begünstigte diese Gesinnungen nicht wenig, und gab die Möglichkeit, den Willen zur That werden zu lassen.

Kaum über die ersten Kinderjahre hinaus, zeigte sich die feste, männliche, mit ihrem Geschlechte in seltenem Widerspruche stehende Meinung für jede Kraftäußerung, und nicht Drohungen der Ältern, nicht ein langwieriger Kerker konnten ihr den ungeliebten Gemahl aufdringen, wohl aber die eindringenden, flehenden B i t t e n des Vaters, jenes Mannes, der nie gebeten hatte.

Bei dem Ausbruche dieses Krieges war Marie bereits Witwe, und durch den schon einige Jahre früher erfolgten Tod ihrer Ältern im Besitze der festen Burg Muranyi, sammt der sehr beträchtlichen dazu gehörigen Herrschaft. Eifrig dem evangelischen Glauben

zugethan, hatte sie Rákoßy's Partei mit allem Eifer ergriffen, und ihm freudig die Thore geöffnet; auch nun bei seinem Rückzuge nahm sie willig seine Truppen zur Verstärkung der eigenen Besatzung auf, und rüstete sich auf das thätigste zu einem kräftigen Widerstande. Selbst den Oberbefehl führend, mit männlichen Kleidern angethan, die Brust durch den Stahlpanzer verwahrt, den Kopf mit dem Eisenhelme unter hoch wallenden Federn bedeckt, an der Seite ein mächtiges Schwert, so erschien sie, wie Pallas Athene schön und furchtbar anzusehen, in der Mitte der versammelten Krieger, durch feuerentflammte Worte den Muth der Tapferen zur Begeisterung zu erheben, denn ferne Staubwolken verkündeten das Anrücken des Belagerungsheeres.

Der Palatin Eßterházy war nämlich mit der Hauptmacht dem sich zurückziehenden siebenbürgischen Fürsten nachgefolgt, und sendete gegen die Veste Muranyi einen starken Heerhaufen unter Franz Wesselényi, der sich durch manche ritterliche That die Sporen ehrenvoll verdient hatte, und später (1655) bis zur Würde eines Palatins emporstieg. Mit kluger Vorsicht, der festen Begleiterinn des erfahrnen Kriegsmannes, und sich wohl erinnernd, der hart-

näckigen, mühevollen Belagerung eben dieser Veste vor etwa 100 Jahren durch den großen Feldherrn Grafen Niklas Salm, beschränkte er sich die ersten Tage seiner Anwesenheit bloß darauf, die Felsenburg von allen Seiten zu umgeben, und Kunde von allen Eigenheiten des Platzes einzuziehen.

Ein Abgeordneter, der den Kommandanten aufforderte, kam bald darauf, nicht bloß mit einer schnöden Antwort, sondern auch mit der überraschenden Nachricht zurück, daß dieser Kommandant kein anderer als die Herrinn selbst sei, der nicht bloß ihre eigenen, sondern auch die Rákotzy'schen Völker unbedingt gehorchten. Zwar hatte Wesselényi die Anwesenheit Mariens in dem belagerten Schlosse wohl gewußt, doch hätte er nicht vermuthet, daß sie selbst so thätigen Antheil an dem Kriege nehmen würde. Sein Ehrgeiz fühlte sich auf das dringendste aufgeregt, alles Mögliche anzuwenden, um den Schimpf nicht zu erleben, von einem Weibe besiegt zu werden.

Die Kriegsmaschinen fingen nun an, rund herum ihr verderbliches Geschoß gegen die Mauern zu schleudern, doch schienen sie nur zu spielen, — wie Ezelino in Heinrich Collins herrlicher »Bianca« sagt — denn unerschüttert standen in stolzer Höhe die festen

Thürme, mitleidig spottend der nutzlosen Bemühungen ihrer ohnmächtigen Gegner. Müde des vergeblichen Spiels, ließ der Feldherr zum Sturme blasen, doch nur um sich die Lehre zu holen, daß er seine Schaaren vergebens dem sicheren Verderben entgegen führe.

Tage und Wochen verstrichen, Wesselényi kam seinem Zweck nicht um einen Schritt näher, erkämpfte zwar manche kleine Vortheile, die aber stets mit einem verhältnißmäßigen Verlust errungen, für das große Ganze nichts entschieden, und sah die Hoffnung des Gelingens durch Mariens ungewöhnliche Thätigkeit mit jeder Stunde sich weiter entfernen. Einige Versuche durch Bestechung und große Verheißungen einen Theil der Besatzung zu gewinnen, oder wenigstens Uneinigkeit und Zwist in der Burg zu erregen, waren an der Wachsamkeit und Strenge der Befehlshaberinn gescheitert, und hiermit alle gewöhnlichen, bei ähnlichen Gelegenheiten gebräuchlichen Mittel erschöpft.

Wesselényi wollte verzweifeln, denn es schien nun beinahe gewiß, er werde von diesem Weibe besiegt werden, da eben die Nachricht einlief: das siebenbürgische Heer rücke in Folge mehrerer siegreicher Gefechte wieder vor. Plötzlich fuhr es wie ein Blitz durch seine Seele; ein Gedanke hatte sich wie ein Licht-

funke aus finsteren Wolken losgerissen, und wartete der weiteren Gestaltung. Auf mehrere Stunden schloß sich der Befehlshaber in sein Zelt, und schickte dann einen Herold an Marien, mit der Bitte um sicheres Geleit für einen der Unterfeldherren, und persönliches Gehör bei ihr selbst, während dessen alle Feindseligkeiten eingestellt werden sollten.

Beydes ward zugesagt und Wesselényi, der selbst die Rolle seines Abgesandten übernommen hatte, stand bald darauf in einem der äußeren Werke, vor der hochherzigen Kriegerinn. Der Worte viele verschwendete er vergebens, sie zur Übergabe zu bereden, die ihm nun zehnfach mehr wünschenswerth wurde, da seiner tapferen Gegnerinn jugendlich schöne und majestätische Gestalt einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Da er jedoch nichts auszurichten vermochte, und Mariens Unwille über die ihr zugemuthete Schwäche aufzulodern begann, brach er schnell ab, überreichte ein versiegeltes Schreiben vorgeblich von seinem Feldherrn, bat um baldige Antwort, und entfernte sich mit möglichster Eile.

Wer malt ihr Erstaunen, als sie in selbem las, Wesselényi voll hoher Bewunderung ihres Muthes und von unwiderstehlichem Drange, die göttergleiche

Frau zu sehen, dahin gerissen, sei selbst vor ihr gestanden, und biete ihr, der Herrlichen, die das Bild seiner Phantasie nicht bloß erreicht, sondern weit übertroffen habe, willig Herz und Hand zum ewigen Bunde. Überrascht, doch den Antrag seiner Sonderbarkeit wegen, noch mehr aber aus Rücksicht des männlich schönen, ritterlichen, nicht unberühmten Brautwerbers, der Beachtung nicht unwerth, schwankte Marie lange in ihrem Entschluß, und antwortete endlich, wolle der Schreiber Antwort haben, möge er sie selbst holen. Ist seine Gesinnung wahrhaft redlich, Muth ihm nicht fremd, so findet er an der Nordseite der Veste in der Mitternachtstunde ein erleuchtetes Fenster und eine dahin führende Strickleiter, auf der er, jedoch ganz allein, der Entscheidung entgegen eile!

Nicht ganz nach Wunsch und eben so unerwartet wie der Antrag war diese Antwort, doch nach kurzer Überlegung war von Wesselényi der Entschluß gefaßt, das Wagstück zu bestehen. Nur einem einzigen seiner Gefährten vertraute er das Geheimniß, Anordnungen treffend für den Fall, daß ihm etwas Menschliches begegne. Lange schon war die Erde in Nacht verhüllt, tiefes Schweigen herrschte rund um-

her, bloß von den am Wachfeuer versammelten Soldaten unterbrochen, da erhob sich der Feldherr leise aus seinem Zelte und eilte der verhängnißvollen Nordseite zu. In schwindelnder Höhe (hier war der Fels am höchsten und am steilsten) schimmerte ein kleines Licht, einem leitenden Sterne in düsteren Nebelwolken nicht unähnlich, zu dem ein schwankender Pfad aus trügerischen Stricken geflochten hinanführte, den sicheren Tod in unermeßlicher Tiefe dem unvorsichtigen Wanderer dräuend.

Eines unwillkührlichen Schauders konnte sich unser Held bei diesem Anblick nicht erwehren, doch begann er muthig und festen Schrittes seine geheimnißvolle Reise und gelangte glücklich — an das bezeichnete Fenster, und durch dasselbe mit einem Sprunge in ein leeres, sparsam erleuchtetes Gemach. Kaum hatte er den Fuß in daſselbe gesetzt, als er sich von rückwärts ergriffen, und mit aller Gewalt zu Boden gerissen fühlte. In demselben Augenblick stürzten mehrere vermummte Gestalten über ihn her, entrissen ihm Schwert und Dolch und forderten sein Wort, sich ruhig zu verhalten, wofern er nicht geknebelt seyn wollte; worauf sich eine Nebenthüre öffnete und dem Betrogenen ein kleines, festes, hoch vergittertes Ge-

mach zum Aufenthalte angewiesen ward. Hier überdachte er seine mißliche Lage, sah sich von einem Weibe überlistet, gefangen, seinen Ruhm verdunkelt, sein Heer Preis gegeben, sich selbst der schwersten Verantwortung ausgesetzt. Doch nicht lange ward ihm zu seinen Betrachtungen Zeit gegönnt. Ein hoher düsterer Mann trat ein und sprach in abgemessenem dumpfen Tone: »der Ort, an dem ihr euch befindet, spricht selbst, in wessen Gewalt ihr seid. Doch bietet euch meine mächtige Gebieterinn Freiheit, ja selbst ihre Hand mit dieser Burg und allen ihren Besitzungen, wenn ihr die Sache eures Königs verlasset, und des Siebenbürgers treuer Anhänger werdet. Weigert ihr euch aber,« fuhr er wild fort, »so erwartet euch binnen einer Stunde der Tod, und euer hauptloses Heer bei dem anbrechenden Morgenstrahle sicheres Verderben.«

Mit Unmuth erwiederte der Gefangene: tief beleidigt fühle er sich durch eine ähnliche Zumuthung, nie würde er sein Leben durch schändliche Treulosigkeit erkaufen, heilig sei ihm stets sein Wort. Auf dieses, von einer heldenmüthigen Frau gegeben, sich verlassend, sei er hierher gekommen, nicht ahnend den schwarzen Verrath. Kein Recht habe die Gebieterinn über

sein Leben, doch ehe möge sie es ihm entreißen, als er sich ihrem Willen füge.

Von Recht nicht, sprach jener, bloß von der Macht sei hier die Rede und davon, den Vortheil, den sie gewährt, klug zu benützen. Gewählt müsse werden zwischen Übertritt und Tod, in einer Stunde kehre er wieder, sich des einen zu versichern oder das andere zu vollziehen.

Der Gedanken mancherlei durchkreuzten den tief bewegten Sinn des so bitter getäuschten Helden. Eine Braut hoffte er zu umfassen, und sollte nun in des Todes kalte Arme sinken? Durfte er wohl klagen? legte nicht das Schicksal sein Los in die eigene Hand? Aber Verrath! Nein nimmermehr! Es komme, wie es wolle, rühmlicher ist es, groß zu fallen, als schandbefleckt zu leben.

In diesem festen Entschluß traf ihn der dräuende Unglücksbote, der mit der Stunde letztem Schlage das düster erleuchtete Gemach betrat. Nochmals bot er alles auf des Feldherrn starren Sinn zu beugen; doch als Mahnen fruchtlos war, füllte sich der Kerker auf ein gegebenes Zeichen mit Gewappneten, und aus ihrer Mitte trat ein Mann, dessen bereits in gräßlichem Schimmer der Fackeln hellblitzendes Schwert

den Vollstrecker des grausamen Blutbefehls verkündete. Im kurzen Gebet die Seele dem Schöpfer empfehlend, den Blick voll Hoheit und Würde, schreitet der Muthige mit festem Schritte dem furchtbaren Manne entgegen. Da rauschen faltige Gewänder in Eile durch die Gemächer, und des Schlosses hehre Gebieterinn steht vor Wesselényi's ernst gefaltetem Antlitz.

»Du hast die Probe ritterlich bestanden,« so tönt es aus ihrem lieblichen Munde, »du bist es werth, daß ich dir der Güter höchstes, meine Freiheit zum Opfer bringe. Nur ein großgesinnter Mann durfte es wagen, mir die gebietende Hand zu reichen, darum mußtest du den Muth größer als in der Schlacht bewähren, sollt' ich dir, dem Stärkern mich beugen. Hier meine Hand, und mit ihr diese Veste, die von nun an dein und deines Königs Dienste gehört.«

Betäubt von dem plötzlichen Wechsel der widerstrebendsten Gefühle, sank der Glückliche zu Mariens Füßen. Doch mit männlicher Besonnenheit erinnerte sie ihn, noch sei hiermit nicht alles gethan, denn nicht bloß die eigenen, sondern auch Rákotzy's auserlesene Völker vertheidigten die Burg, und diese würden nur der Gewalt weichend, in Gutem nimmermehr

abziehen. Schnell gebe der Feldherr Befehl, hundert der muthigsten Krieger sollen auf dem ihm wohlbekannten Wege die Burg in aller Stille besteigen, indeß das übrige Heer den Sturm von außen beginne. Mariens ernste Stimme verdoppelte die Eile des Boten, und kaum hatte die Sonne den fernen Horizont überschritten, so war das königliche Heer im Besitze des Schlosses, und die siebenbürgische Besazzung gefangen.

Kurz darauf knüpfte des Priesters Segen jenes unauflösliche Band, das eines der edelsten Heldenpaare beglückt und beglückend vereinte.

Die Mauerblende zu Budethin.

Wild und reißend strömt die Waag durch den nördlichen Theil der Trentsiner-Gespanschaft den Grenzen zu, umlenkt schäumend den Fuß des Berges, durch welchen, eine Viertelstunde weit von Sillein, die Straße nach Trentsin gehauen ist, und stürmt dann mit stolzem Trotze zwischen rauhem Hochgebirg von den ewig schneebedeckten oder von tausendjährigen Wettern kahlgewaschenen Häuptern der Arver-Alpen bestaunt, in das sich öffnende Thal. Im rechten Winkel stürzt sich am Eingang der Bergebene der verwüstende Strom Kißutza in dieselbe. Karg und unscheinbar rollt bei gewöhnlichem Wasserstande dieser Strom dahin, daß er gar leicht zu Pferd und zu Wagen durchwatet werden kann. Aber wie sich die Waag erhebt und ihn mit ihren Fluten zu überwaschen droht, da steigt der Eifersüchtige empor, nimmt alle Mächte des Gewitterregens in seinen Bund auf, schwillt furchtbar an, und schießt, einem Wasserfalle

gleich, fünf bis sechs Schuh höher als die Waag, in ihr Bereich hinein. Darum heißt auch von diesem gewaltigen Nachbar beinahe das ganze Thal das Kißutza-Thal. Die Bewohner desselben sind arm und ernähren sich fast ausschließend vom Holzhandel. Ihre Tracht besteht in schwarzen Joppen von dem Halena-Tuche, welches sie selbst den schwarzen Schafen abgewinnen. Die Männer sind schön, kräftig gestaltet, hoch, schlank und abgehärtet, rechte Söhne des Berges. Mit unglaublicher Anstrengung und halsbrecherischer Kühnheit zwingen oft die Floßleute über den angeschwollenen Kißutza-Sturz ihr Fahrzeug in die Waag hinab.

Durch zwei Schlösser, welche die Eingänge des Thales hüten und durch die Straße nach Polen und Schlesien, steht die öde vereinsamte Gegend einigermaßen mit Vergangenheit und Gegenwart in Verbindung. Den Berg verlassend, durch dessen Rippen er gebrochen ist, dehnt sich der Heerweg breiter und bequemer aus. Bei Hricso, dessen Burgfels »der steinerne Wundermönch« bedeutsam von jenem Adlerhorst niederschaut, führt er über den Berg Oblazow, in dessen Schluchten ein seltener Kampf der Verzweiflung und Liebe gekämpft wurde.

Kaum ein Paar hundert Schritte von der Straße, wo sie sich über eine Brücke schlingt und dem Städtchen »Sillein« am jenseitigen Ufer zuwendet, steht die Veste Budethin. Aufragend aus der Ebene beherrscht sie die Flüsse Waag und Kißutza, von deren winkelrechtem Zusammenflusse sie auf zwei Seiten umwogt wird. Die dritte Seite schützte vor Zeiten ein tiefer breiter Graben mit Wasser gefüllt, so daß die ganze Burg auf einer Insel stand. Hohe Thürme krönten die starken Mauern des Schlosses. Rechts gegenüber liegt ein kahler, himmelanstrebender Berg, der die Aussicht gegen Westen hemmt und einen Eingang des Thales bildet. In solcher wildschöner Umgebung ruft uns das starke rauhe Schloß die Zeiten der starken rauhen Vorzeit vor's Auge. Die Geister der Ahnherren scheinen über die Zinnen zu schreiten und auf einen hellglänzenden Felsen zu starren, der wohl acht Stunden südlicher emporsteigt und im Sonnenscheine bis gegen Tyrnau hinaufschimmert. Der Fels ist Löwenstein (die Jakusits-Burg), der kühnste Bau im Land umher. — Auf einem Riesenberg erhebt sich ein einzelner Felsblock, um welchen sich in drei Abtheilungen die Burg emporrankt. Aus drei Absätzen bestehend, klammert sich der letzte

derselben nur an einer Seite an die Felskuppe fest und streckt die kühnen Glieder frei und weit in die Luft hinaus. Die Farbe der Burg ist weiß und weiß des Felsens Farbe — darob auch beide den fernen Beschauern ununterscheidbar bleiben.

Und die beiden Schlösser, Budethin im Thale, Löwenstein in den Wolken thronend — stehen in einer schauerlichen Verbindung. Eine Sage, traurig und tief, vereinigt beide im Gedächtnisse der Thalbewohner auf ewig.

Budethin war der Hauptsitz des weitbekannten Stammes der mächtigen Szuniogh. — Von hier aus beherrschten sie viel Land und Leute in der Umgegend. Nicht nur Reichthum und Macht, sondern die ausgezeichneten Männer, die ihm entsprangen, gaben diesem Hause sein Ansehen.

Stammherr desselben war damals der finstere Ritter Kaspar. Zu den Zeiten der beiden auf Ungarns Throne sich folgenden Ferdinande, gebot er, allgemein gefürchtet, in jener Veste. Dem Saale des heimlichen Gerichtes gleich, stand sie einsam und unbesucht an der Heerstraße. Niemand pochte an's Thor, der nicht mußte; denn wiewohl der Burgherr strenge Gerechtigkeit übte, war er doch hart und wild; fin-

stere Blicke und Worte um sich schleudernd, unzugänglich jedem Widerspruche. Oft verließ er seine Burg, wenn ihn sein thatendurstiger Geist hinaustrieb in den Kampf mit den Türken, mit denen ihn die Oberbefehlshaberstelle auf der Veste Szendrö und die Obergespanswürde des Neograder-Komitates, häufig zusammenstoßen ließ. Solche That und Rath erheischende Beschäftigung nahm seinen Kopf und Arm unausgesetzt in Anspruch. Dennoch konnte seine vielfältige Abwesenheit das Hausregiment nicht beeinträchtigen. Die Furcht vor ihm schritt, sein Doppeltgänger, durch alle Gemächer, gebot, schuf, forderte blinden Gehorsam, und strafte den Übertreter seiner Befehle mit Pein und Tod.

Kaspar erhielt von seiner Gemahlinn Susanne Bánffy von Lossontz eine Tochter. Als einziges Kind war sie der Trost und die Freude ihrer Mutter, der Stolz und das Wohlgefallen ihres Vaters. Sanft und hold in seltner Fülle der Schönheit und Anmuth blühte Katharina. Sie war das Bild der Zucht und des Gehorsams, auferzogen in gänzlicher Abgeschiedenheit und Unkenntniß der Welt, hielt sie die Mauern der Burg für die Grenzen der Erde; den Willen ihres Vaters für ein heiliges Gesetz, wel-

ches zu übertreten sie gar nie versucht werden könnte. Die Mutter, welcher selten ein freundliches Auge oder ein heiteres Antlitz entgegenlächelte, legte den ganzen Schatz ihrer Weiblichkeit und Liebe in den empfänglichen Busen des Mädchens. Während Kaspar die liebende Hingebung Susannens mit dem barschen Ton eines Gebieters vergalt — verstand Katharina der Mutter leiseste Zärtlichkeit, verstand den unterdrückten Wunsch und die unausgesprochene Sorge. Als vermittelnder Engel stand das holde Töchterlein zwischen der Kraft und der Milde, und zwang selbst den gebräunten, leicht aufflammenden Wangen ihres Vaters, beim Empfange nach langer Entfernung, ein kaum bemerkbares Lächeln und seinen bartumschatteten Lippen ein Paar Worte zufriedenen Wohlgefallens ab, zur Freude der beklagenswerthen Mutter.

Man könnte die Lüfte mit Recht »Verräther der Schönheit« nennen. So einfach auch, so einförmig und jeder Gesellschaft entfremdet das Leben der Frauen in ihrem öden, von einem schwarzen schirmenden Thurme verbauten Gemache auf Budethin war: erscholl dennoch der Ruf von Katharinens wundersamer Schönheit und zarter Milde nah und fern und weckte die Sehnsucht, der Herrlichen zu nahen, im Herzen

manches hohen Jünglinges um so mehr, je größere Hindernisse der Erfüllung entgegendräuten. Durch Geburt, Anstand und Rittersinn gleich ausgezeichnet, war der zwei und zwanzigjährige Graf Franz Forgáts, aus einem in Ungarns größten Geschicken hervorleuchtenden Heldengeschlecht. Vom Freunde geliebt, vom Feinde gefürchtet, geehrt von Beiden, wäre er wohl jedem Vater einer reizenden Tochter ein annehmbarer, ja ein höchst willkommener Eidam gewesen. Ihn auch zog die Kunde der bezaubernden Blume herbei, die in Budethins düsteren Mauern unverletzlich, wie die Wunderrose zu Lethra, mit jedem Tage reicher sich entfaltete. Die Gunst eines Augenblickes verlieh ihm, wonach er sich lange umsonst gesehnt und gemüht — Katharinens Anblick. — Aber wie der Blitz, kaum entrissen der dunklen Wolke, schon zündet und verzehrt: so zündete und verzehrte der erste Blick, herabgesandt aus ihrem schwarzen Auge, das Herz des Jünglinges. Was die innigste, was die kühnste Liebe nur fühlen, träumen und wagen kann, das fühlte, träumte und glaubte er wagen zu müssen, zumal eine lebensglühende Ahnung ihm zuflüsterte, daß auch ihr, der Theuern, der Eindruck nicht entgangen sei, den ihre nur allzu bald entzogene

Gegenwart auf ihn gemacht. Unbefangen wie sie war, gestand es sich die Jungfrau selbst, daß sie dem Zufalle keineswegs zürne, der ihr den schönen Jüngling so nahe gebracht! —

Forgáts sann nun einzig darauf, wie er sich der Geliebten nähern, sich ihrer Neigung werth machen und versichern könnte, um dann bei dem stolzen Vater ihre Hand zu begehren. — Liebe, Muth und Gold vermögen einzeln viel, vereint Alles. Diese drei Mächte führten den Liebenden zu der Geliebten, bewirkten die Möglichkeit des öfteren Wiedersehens, nachdem sich das Paar verstanden und den Wechselbund geschlossen hatte und bereiteten den Glücklichen manche Stunde verstohlener, doch namenloser Seligkeit.

Der Mutter Katharinens konnte eine solche Veränderung nicht lange unbemerkt bleiben. Das milde Auge der reifen Jungfrau gewann ungewöhnliche Glut. In leichten Wellen kämpfte der Busen mit den Seufzern der Sehnsucht, und die Unbefangenheit, die sich vor der Liebe siegendem Befangen in den letzten Winkel des Herzens zurückgezogen, trat noch einmal hervor und gestand dem forschenden Mutterauge, was es selber längst geahnt. Wie ein Don-

nerstreich traf die Mutter das Geständniß. Urplötzlich erschien ihr Katharinens junge Liebe wie ein blühender kräftiger Säugling vor der Seele, hinter ihm zwei Gestalten, die sich mit aller Wuth des Ehrgeizes und der Verzweiflung um das Kleinod stritten, indeß eine dritte mit rollendem Blicke dasselbe zu fassen und mit grausam starkem Arme zu erdrücken drohte. Böse Ahnung ergänzte des Bildes Hintergrund. Die Ahnung trog Susannen nicht, oder trog sie vielmehr, leider! darin, daß die Schrecken der Wirklichkeit jene der Besorgniß weit überboten.

Großes Glück wählt sich selten einen einzigen Besitzer. Darum war auch Forgáts nicht der einzige, welcher sich das Glück, Katharinen sein zu nennen, ersiegen wollte und zu erkämpfen begann. Stephan Jakusits, Burgherr des Löwensteins, ein ältlicher Hagestolz, der nur mit der Göttinn Victoria Liebschaft gehabt, wandte sich, wenig um die Gegenliebe des Burgfräuleins bekümmert, geradezu an den Budethiner Schloßherrn. Erfreut, den Gebieter des benachbarten Löwensteins zum Eidam zu gewinnen, lud ihn Kaspar, auf seine nah bevorstehende Rückkehr, auf die Brautschau zu Budethin. Nur zu früh für der Liebenden Glück

kam er diesmal heim. Susanne, die es um der Tochter willen auf sich genommen, Forgátsens Anwerbung in einem günstigen Augenblicke vorzubereiten, brachte dem heimkehrenden Gatten seiner Tochter bestes Gefühl zum Empfange dar. Da zogen sich des rauhen Mannes Brauen buschigter zusammen, seine Stirne schob sich in Runzeln, und mit dräuenden Zornesblicken sprach er die Donnerworte: »Sie solle der Tochter künden, ihr Vater habe ihre Hand bereits vergeben; Gehorsam sei ihre Pflicht, Widerspruch Tollheit; Liebe, die sie ihrem bestimmten Bräutigame schuldig, einem andern gezollt, ihr Verderben.«

Das Gewitter ging vorüber, ausgebrannt war Katharinens Busen und der heftigste Schmerz unterdrückter erster Leidenschaft desselben einziger Bewohner. Durch einen treuen Boten von diesem Vorfalle unterrichtet, wollte Forgáts verzweifeln. Die Furcht Aller vor Szuniogh hatte sich zwischen ihn und zwischen das Ziel seiner Wünsche als unbesiegbarer Hüter gelagert.

Da raffte Katharina noch einmal all ihre Kraft zusammen, um das Letzte zu wagen, worauf sie noch einige Hoffnung gebaut hielt. Sie warf sich mit des Kindes ganzer Gewalt über das Vaterherz, dem fro-

stigen Kaspar zu Füßen, umklammerte seine Knie, bestürmte ihn mit Bitten, Thränen und Beschwörungen. Umsonst! Los riß sich der Vater, auf dem kalten Boden sank die Trostlose nieder und hörte nur Donnerworte des Fluches, welchen ihr Vater über den leisesten Gedanken an ihren Buhlen ausstieß, halbzerstoßen ihrem Ohre vorüber sausen.

Der letzte Faden, der sie seither noch an der Hoffnung fest hielt, war nun gerissen. Dumpfbrütende Verzweiflung nahm der unglücklichen Jungfrau Sinn ein. Nicht das geschäftige Treiben auf den Gängen, nicht der Diener Hin- und Wiedereilen, nicht der auf- und zurollenden Zugbrücken Gerassel, oder einziehender Reiter fernhin hallender Hufschlag, durch des Thorwarts schmetterndes Lärmhorn angekündet, weckte sie seit jenem Augenblicke des Schreckens aus ihren tiefen Träumen. Wohl aber Susannens thränenerstickte Stimme rief sie verzweifelnd wach, die ihr Kaspars unwandelbares Wort zu bedeuten kam: »Sie möge des Bräutigams, welchem man sie feierlich verloben würde, gewärtig seyn.«

Der Tag der Verlobung erschien, die Ringe wurden gewechselt; eine reiche Tafel beschloß das Fest. Da saßen die Ritter unter dem Panzer von Eisen, Herzen

von Eisen, fühllos für der Braut bittere, glühende Thränen. Die Schuld der Zeit, welche jedes Recht in die Faust setzte, hatte jeden Keim des Mitleids in aller Männer Busen so sehr erstickt, daß Bräutigam und Gäste von Katharinens Todtenblässe keinesweges auf ein gebrochenes Herz schlossen.

Forgáts erfuhr die Hinopferung seiner Geliebten, wie der schuldlos Verdammte sein Todesurtheil, dessen er bei dem Ingrimme seiner Richter doch lange schon gewärtig war. — Einmal sein süßes Leben noch zu sehen, ihr den Scheidekuß mit kühner Schüchternheit abzufordern verlangte sein Herz — und dann hinabzustürmen in den Kampf mit den Ungläubigen und darin sein Leben zu verhauchen. Die drei Mächte, die ihm den ersten Gruß seiner Katharina verschafften — verschafften ihm auch ihren letzten. Ein leichter Fischerkahn brachte zur Mitternachtsstunde den Tollkühnen an den Fuß des Thurmes, der aus der Waag aufragend die Frauengemächer schirmt: eine Strickleiter, die ihm ein Knappe, mehr durch Mitleid als durch Gold gewonnen, herabließ an der Geliebten Thüre; der Liebe mächtigrührendes Flehen in ihre Arme.

Was für Gefühle des Wiedersehens, der nahen

Trennung, der Liebestreue und des kindlichen Gehorsams tausendfach der Jungfrau Busen durchzuckten, wie ihr der begeisterte Jüngling ewige Liebe schwur, wie er ihr von Entführung, von Schutz und Trutz, von Tod und Leben zusprach, wird, wer Liebe kennt und Trennung kennt, fühlen und erkennen. Da stürzte plötzlich der Knappe, der Forgátsen wohl zehnmal schon zum Aufbruch gemahnt hatte, mit dem Schrei: »Wir sind verrathen« in das Gemach. Versteinernder Schreck, ein Kuß auf der ohnmächtigen Katharina Lippen und ein rascher Schwung auf das Fenster waren Eins. Da glomm auch schon vom andern Ende des Ganges her röthlicher Fackelschein und brüllte Szuniogh mit gezücktem Schwerte, von seinen Knappen umringt; Forgáts erstarrte. Auf Katharinen allein bedacht, wollte er zurück, als ihn der Knappe, seines eigenen Lebens gedenk, umfaßte, mit kräftigem Arme zurückschob und über die Sprossen in Eile hinabdrängte.

Wuthschnaubend, wie der Sturm auf eine junge Palme, fuhr der Vater auf seine Tochter hin. Schon schwang er das Schwert zum grausen Kindesmord, — als ein böser Dämon zu noch grauserem Frevel die erhobene Rechte zurückhielt. — »Die Schändliche,

welche verlobt bereits fremder Buhlschaft gepflogen, sei unwerth des Lebens, so sie an das Gesetz verwirkt, sie sei unwerth des Todes durch Heldenhand. Sie habe die Schmach, womit sie der Löwensteiner Haus brandmarkte, mit dem Mantel der Nacht bedecken wollen — ewige Nacht solle darum sie bedecken!« — Rief's und bot all die Seinen auf, um in einer der dicksten Mauern augenblicklich eine Blende herzustellen. Der gräßliche Zwinger war in wenigen Stunden vollendet, eng, niedrig, kaum fassend einen Menschenleib. Mit Lebensmitteln auf drei Tage versehen, wurde das verzweifelnde Mädchen eingemauert.

Grabesstille verbreitete sich über die Burg, als derselben einziges Kleinod in sein frühes Grab gestiegen. Furcht verwehrte dem Mitleide sich zu äußern. Nur in abgelegenen Winkeln, wo Kaspars Blick selten hinfiel, flossen ungestört Thränen um die Vergehende. Susannens Los war nicht glücklicher. Der Todesschmerz um ihrer Tochter willen verdammte sie zu ewigem Grame; die Grausamkeit ihres Gatten, als Mitschuldige, zum Gegenstande schrecklicher Vorwürfe und zu einsamer Gefangenschaft.

Wie der Blitz durch Eisen, drang auch die Kunde von diesem Gräuel rasch durch die ehernen Pforten

Budethins an Forgátsens Ohr. Sein Leben für die Befreiung der Geliebten einzusetzen, schien ihm nur der Pflichten erste und heiligste, Mannen, Knappen und Söldner trieb er alsbald zusammen, und eilte mit Gewalt zu bewirken entschlossen, was ihm Gewalt nur verschaffen könnte, mit einbrechender Nacht an der Spitze seiner Treuen gegen Budethin. Lust und Grauen, Hoffnung und Furcht bemächtigten sich beim Anblicke der alterschwarzen Thürme seiner Seele. Jetzt war das Thor erreicht und vom gewonnenen Thürmer alsbald geöffnet. Die Wachen, verständigt, daß es bloß die Befreiung des Burgfräuleins aus der Gewalt des unmenschlichen Vaters gelte, leisteten geringen Widerstand. Dennoch entstand Geräusch, da und dort auch Kampf. Ohne Verzug forschte der Liebende nach der Geliebten Aufenthalt, fand ihn, wenige Streiche seines Streithammers und sie war dem verschlingenden Grabe entrissen. Hoch auf den Armen trug er die Entkräftete, vor Schreck Ohnmächtige, mitten durch die Kämpfenden zu den harrenden Rossen. Pfeilschnell ging es mit einem kleinen Häuflein Getreuer von hinnen, während Forgátsens übrige Mannen die Verfolger aufzuhalten bemüht waren. Aufgeschreckt durch das plötzliche Getöse und

von des unvermutheten Feindes Überfall unterrichtet, stürzte Szuniogh mit gezücktem Schwert hinab, als eben Forgáts, Katharinen im Arme, dem Thore entwich. Eitel war seine Wuth, eitel die Eile, mit der er den Entflohenen nachsetzte — eitel sein Toben gegen die Überzahl der tapferen Knappen des Retters seiner unschuldigen Tochter. Fern hinangetragen auf flüchtigem Renner, umfaßt von den kräftigen Armen ihres Geliebten, fand sie sich bereits weit aus dem Bereiche der väterlichen Grausamkeit, aber darum noch nicht am gehofften Ziele.

Auch auf den Löwenstein hinüber scholl das unglaubliche Gerücht von Katharinens schrecklichem Lose. Jakusits machte sich alsbald auf, um seiner Verlobten Schicksal und Verbrechen aus ihres eigenen Vaters Munde zu erfahren. Er murrte, wie doch der tyrannische Graukopf Solches seiner ungefragt habe wagen dürfen! — Es war frühe Morgendämmerung, da er ausritt. Kaum eine halbe Stunde Weges mochte er zurückgelegt haben, als er in den Pässen von Oblazow auf einen Haufen Reiter stieß, in dessen Mitte sich ein weiblich Wesen, umschlungen von einem schönen Ritter, kaum im Sattel halten zu können schien. Ein Abenteuer vermuthend, schickte er sich

an, den Strauß zu bestehen und die Geraubte frei zu machen. Aber Staunen und Grimm zeichneten sein Antlitz, als er seine Braut in Forgátsens Armen erkannte. Mit einem Male klirrte Schwert an Schwert, flog Hieb um Hieb, und ein Kampf hub an, welcher von den Führern begonnen, bald auch das Gefolge handgemein machte. — Jung, stark, gewandt, aber durch das theure Kleinod im Arm gehindert, welches er vor dem eigenen Stahle zu sichern und vor dem feindlichen zu schirmen hatte, focht Forgáts; — wüthend, mächtig und durch nichts gehindert stritt Jakusits. Der Würfel fiel bald. Blutbespritzt, seine theure Beute noch im Tode umklammernd, sank der Jüngling vom Roß' herab.

Vom Falle betäubt und bewußtlos lag Katharina. Der Sieger schwang sich vom Pferde, suchte seine schöne Braut in's Leben zurück zu rufen, aber bald führte er die leis' Aufathmende nach kurzem Besinnen sausenden Galopps auf den Löwenstein, wo sich die Seinen nicht wenig über die baldige Rückkehr und über diese Begleitung wunderten. Wenige Stunden vergingen, als auch schon Szuniogh gegen Löwenstein angestürmt kam und unter heftigen Dro-

hungen seine, dem Tode geweihte, des Todes schuldige Tochter zurückforderte. Die Liebenden verfolgend, war er nämlich über den Kampfplatz geritten und von dem Vorgefallenen unterrichtet worden. Aber indeß hatte sich Jakusits von der Unschuld Katharina's überzeugt. Ihre Liebe zu Forgáts, die man ihm verheimlicht, ihr grausames Geschick hätte ihn erweicht. Ihre Schönheit, ihre Thränen, der gewaltige Sturm in ihrer Brust erregten einen ähnlichen Sturm in dem rauhen Türkenhelden. Durch den Tod seines Nebenbuhlers hatte er sich mit den Einwendungen des Ehrgefühles abgefunden. Er widersetzte sich demnach standhaft dem Begehren des unnatürlichen Vaters, der endlich unter tausend Flüchen und Drohungen abzog. Der Löwensteiner hielt es jedoch für das einzige Mittel, seine Geliebte zu retten, wenn sie ihm alsobald die Hand reichte. Katharina, seit dem Tode ihres Einzigen in dumpfes Hinbrüten, in tödtliche Gleichgültigkeit verfallen, bekämpfte wohl sein Treiben und Drängen als zu tief eingreifend in das heiligste Gefühl ihres Herzens. Allein auch die Mutter, erschreckt von ihres Gatten rasendem Toben, ließ sie mit der Bitte bestürmen, sich in dem Gemahl einen mächtigern Beschützer zu erwerben. Besiegt reichte Ka-

tharina die zitternde Hand einem Manne, den sie als den blutigen Mörder des einzig Geliebten, schnell Gefundenen, schnell und auf ewig Verlorenen, verabscheute, und trotz all seiner Bewerbung um ihre Gegenneigung, nie zu lieben, ja nur mit innerlichem Grauen und mit scheuem Beben zu sehen, zu ertragen vermochte.

So entsetzliches Geschick vereiniget in tiefbewegter Erinnerung, auf Bergesgipfel und in der wilden Ströme Niederung die beiden Burgen Budethin und Löwenstein.

Jetzt sind Budethins Thürme bis auf einen, ober dem Thore, abgetragen, der tiefe breite Schloßgraben ist nunmehr ein englischer Garten, aber als schreckliches Denkmahl väterlicher Grausamkeit zeigt sich noch in des Schlosses unbewohntem Theil die Mauerblende.

Das Geschlecht der Grafen von Szuniogh, durch Wechselheirath mit den furchtbaren Rittern von Podmanin versippt, zum Theile sie auferbend, erlosch im letzten Jahrzehende des letztverflossenen Jahrhundertes. Durch den Grafen Stephan Csáky wurde Budethin eine ganz neue Schöpfung, mit Geschmack und mit Liebe gepflegt.

Hoch auf weißer Felsspitze ragen noch die weißen Ruinen des Löwensteins. Kaum mit Ferngläsern erkennt man von der Straße diese Denksteine voralterlicher Kühnheit.

Die Freunde.

In einem unbedeutenden Dorfe des Kantons Bern lebten um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zwei Knaben, die durch die zärtlichste Freundschaft mit einander verbunden waren. Nicht gleich an Stande, hatte doch die wechselseitige Zuneigung — des Himmels schönste Gabe — jeden Unterschied zwischen ihnen ausgeglichen. Oliviers Vater hatte seinem Vaterlande als Krieger gedient, und bei heranrückendem Alter den Abschied genommen, um noch den Überrest seines Lebens in ländlicher Ruhe der Erziehung dieses seines einzigen Sohnes zu widmen, der einstens des Vaters ehrenvolle Laufbahn betreten sollte. Coigni dagegen war der Sohn sehr armer aber redlicher Ältern, deren größter Reichthum in einer kleinen Herde bestand, deren Aufsicht ihm als dem jüngsten mehrerer Geschwister anvertraut war. Von seinen Ältern zur Gottesfurcht, Fleiß, Redlichkeit und Tugend angehalten, liebte er sie herzlich, doch zugleich des Vaters Ernst fürchtend, der mit

Strenge auf die Erfüllung jeder Pflicht achtete, und Fehltritte unnachsichtlich bestrafte. Die Natur hatte Coigni mit einem regen Geiste und einer feurigen Einbildungskraft ausgestattet. Ungestüm trieb es ihn herum auf den Bergen, dort oben ward sein Blick frei, dort ihm die Brust leichter, nur dort fühlte er sich glücklich, heiter und froh. Oft schweifte er weit umher, und vertraute indeß seine Herde einem andern Hirten, den er mit einigen, seiner Mahlzeit kümmerlich ersparten Bissen oder sonst einer Kleinigkeit lohnte. War er nach Hause gekehrt, so eilte er zu Oliviern, der den munteren Spielgenossen, den Erfinder so mancher unschuldigen Freude, der so vieles von seinen Höhen und ihren Wundern zu erzählen wußte, mit Sehnsucht erwartete und herzlich liebte.

Eines Tages hatte Coigni, der nun vierzehn Jahre zählte, und sich stets weiter wagte, seine Herde abermal verlassen, und fand nicht ohne tödtlichen Schreck bei der Rückkehr, daß eine Ziege fehlte. Zwar durchstreifte er die wohlbekannte Gegend in jeder Richtung, aber da sein Suchen vergebens war, stand sein Entschluß fest, sich der unvermeidlichen Bestrafung des Vaters zu entziehen, und zugleich die unnennbare Sehnsucht nach der Ferne zu befriedigen. Nun war

es ihm plötzlich klar geworden, was er wolle, und was er soll! erleichtert sein Gemüth, rasch die Ausführung, vom Glück begünstiget der Erfolg, wie allzeit, wenn rasch die That auf die reife Überlegung folgt, in einigen Stunden weit die theure Heimath im Rükken. Vergebens grämte sich die Mutter, vergebens eilte der Vater dem Entlaufenen nach, als man seine Entfernung am Abend inne ward; keine Spur verrieth die Gegend, nach der er sich gewandt hatte, keine Nachforschung gab Nachricht von dem Verlornen, der forthin nur noch im schmerzenvollen, und als die alles lindernde Zeit ihre Wunderkraft auch in dieser Hütte bewährt hatte, im wehmüthigen Andenken der Seinigen fortlebte.

Tief hatte Olivier den Schmerz der unvermutheten Trennung von seinem Herzensfreunde empfunden, lange ihn betrauert, und stets mit Liebe sich jeder seligen Stunde, die er in seiner Gesellschaft zugebracht, erinnert; da fand es der Vater an der Zeit, den hoch emporgeschossenen Jüngling seiner künftigen Bestimmung entgegen zu führen, und brachte ihn durch Empfehlung einiger alten Kriegskameraden in kaiserliche Dienste. Der Krieg mit Frankreich war eben damals ausgebrochen, vielfältig die Gelegenheit sich

auszuzeichnen für einen jungen feurigen Mann; nicht unbenützt ging sie für Oliviern verloren, der von Stufe zu Stufe emporstieg, alle Feldzüge gegen die Franzosen, so wie nach geschlossenem Frieden gegen die Türken mitmachte, und es endlich zum Major gebracht hatte, als er mit seinem Regimente unter den Befehlen Ludwigs von Baden zu der ewig denkwürdigen Belagerung von Ofen im Jahre 1686 mit dem ganzen christlichen Heere, das Karl von Lothringen seit Wiens glorreicher Befreiung von Sieg zu Sieg geführt hatte, befehliget ward.

Am 18. Juny war die Armee im Angesicht der Veste, und die Belagerungsarbeiten wurden mit einer solchen Anstrengung betrieben, daß schon am 13. July der Sturm gewagt werden konnte. Allein Apdi Bascha, ein Liebling des Großherrn, dem der Oberbefehl in dieser wichtigen Stadt (der vierten im Range des gesammten türkischen Reiches) im Vertrauen auf seine vielfach erprobte Treue, und ausharrende Tapferkeit übergeben war, wies die Stürmenden trotz der beinahe übermenschlichen Anstrengungen mit blutenden Köpfen zurück. Der mißlungene Versuch und dabei erlittene bedeutende Verlust, schien dem Weg der Unterhandlung mächtig das Wort zu reden und den

Herzog von Lothringen zu dem Entschlusse zu bewegen, dem Bascha Übergabsvorschläge zuzusenden. Auf den an ihn ergangenen Antrag eines sechsstündigen Waffenstillstandes, ward nicht bloß die Einstellung der Feindseligkeiten, sondern auch sicheres Geleit für den Überbringer der aus dem Lager abzusendenden Aufträge bewilliget. Mit einem Schreiben an den Bascha, das nebst der Aufforderung zur Übergabe die glänzendsten Verheißungen enthielt, ward der General Graf von Königseck abgesendet, und gelangte glücklich bis an das äußere Thor. Allein weiter konnte er aller noch so dringenden Vorstellungen ohngeachtet nicht kommen. Die Türken nahmen ihm das Schreiben ab, mit dem Versprechen, selbes dem Bascha augenblicklich zuzustellen, und die Antwort alsobald zurückzusenden. Wirklich kam diese in kurzer Zeit, in rothe Seide gehüllt, zum Zeichen, daß der Befehlshaber seinen Platz bis zum letzten Blutstropfen behaupten wolle. Der Inhalt in französischer Sprache, war kurz, bündig, und ganz dem schon außenher bildlich angedeuteten Entschlusse angemessen.

Die Angriffsanstalten von der einen, die Vertheidigungsmaßregeln von der andern Seite zeigten von der höchsten Thätigkeit, und der durch nichts zu

erschütternden Hartnäckigkeit beider Theile, die fest entschlossen schienen, es auf das Äußerste kommen lassen zu wollen. Die angekündigte nahe Ankunft des Großveziers mit einem Heere von 100,000 Mann, schien die Lage der christlichen Armee bedenklich zu machen, und den Muth der Besatzung bis zur höchsten Begeisterung zu steigern. Allein nachdem es den verbündeten Feldherren mit beispielloser Anstrengung gelungen war, das türkische Hülfsheer am 14. August, in der Gegend von Turbal und Tétény, auf das Haupt zu schlagen, und den Großvezier zur eilenden Flucht zu zwingen, entschwand den Belagerten jede Aussicht auf fremde Hülfe. Nicht beugte dies Apdi Baschas Muth, denn er hatte ja — sich selbst — und in diesem Bewußtseyn, — des Mannes, der es ist, und nicht bloß so heißt, herrlichstem Eigenthume, — eine unerschöpfliche Hülfsquelle ergiebiger als der Übermuth jener Tausende, die er von den hohen Zinnen seiner Burg stolz heranziehen und eben so schnell zerstäuben sah. Schmerzlich war freilich der Streich des türkischen Schicksals, das seinen Mann festfassend, ihn mit trügerischer Hoffnung höhnend äffte, um ihn desto tiefer zu stürzen, doch nur zur klareren Ansicht seiner selbst und zur bestimmten Erkenntniß dessen, was er wollen müsse,

brachte ihn die Klage des jammernden Imans, daß sie nun verlassen seyen. »Verlassen« fiel der Bascha schnell ein, »sind wir wohl nicht, — verlassen ist nur jener, der sich selbst verläßt, — wohl aber sind wir auf eigene Kraft gewiesen.«

Und somit ging dann das gräßliche Spiel der sich zerstörend entgegenwirkenden Riesenkräfte seinen verderblichen Gang fort.

Mit Ende August war an mehreren Orten Bresche geschossen, die so zugänglich schien, daß der am 1. September gehaltene Kriegsrath einhellig den Sturm auf den folgenden Tag beschloß, jedoch auch der Meinung war, es würde, um Blut zu schonen, gerathener seyn, den Bascha bei dem nun schon schlechten Zustande der Mauern nochmals zur Übergabe aufzufordern, oder durch Verheißungen zu gewinnen. Bei der Wahl desjenigen, dem dies Geschäft anvertraut werden sollte, war manches zu berücksichtigen. Erstens schon mußte er der französischen Sprache vollkommen mächtig seyn, denn aus dem Antwortschreiben des Bascha auf die vorige Aufforderung, schien zu erhellen, daß ihm diese Sprache nicht unbekannt sei. Überdies durfte Gewandtheit, Anstand und Leichtigkeit im Ausdruck, so wie schnelle Fassungsgabe dem Un-

terhändler nicht fehlen, dessen Persönlichkeit bei einer Gelegenheit, wo gar nichts schriftlich abgethan werden sollte und konnte, von doppelter, ja ausschließender Wichtigkeit war.

Mehrere Offiziere von hohem Range waren dem Herzoge von Lothringen bereits vorgeschlagen, als Ludwig von Baden auch Oliviern, dem er lange schon ganz besonders gewogen war, in Vorschlag brachte, und ihn als ganz mit dem zu dieser Sendung nöthigen Eigenschaften begabt, so nachdrücklich empfahl, daß sie ihm augenblicklich wurde. Stolz auf das Vertrauen seines Feldherrn im erhebenden Gefühle des Ehrenvollen dieses wichtigen Auftrages hatte Olivier kaum seine Befehle eingeholt, als er von einem Offizier und Dolmetsch begleitet sich auf den Weg machte, und nach einigen kleinen Hindernissen in die Festung und selbst vor den Bascha gelangte, der in einem reichausgeschmückten Saale von seinen Kriegsobersten umgeben, zu seinem Empfange bereit war. Kaum eingetreten und seine Anrede beginnend, gewahrte Olivier eine plötzliche heftige Bewegung an dem Bascha, die aber augenblicklich einem finsteren Ernste Platz machte. Hierdurch nicht im geringsten gestört, vollendete er mit allem Feuer der Beredsamkeit seine

Botschaft. Allein abschlägig und von Äußerungen des Unwillens begleitet, war die im abgemessenen, würdevollen Ton ertheilte Antwort. Auf diesen Fall im Voraus gefaßt, bat Olivier um eine geheime Unterredung, die ihm mit dem Bedeuten gewährt ward, auch seine Begleitung abtreten zu lassen, da bei Apdi Baschas Kenntniß der französischen Sprache der Dolmetsch überflüssig sei.

Kaum waren sie allein, so sprang der Türke mit großer Heftigkeit von seinem Sitze auf, und fiel Oliviern mit dem Ausrufe »mein Freund, geliebter Freund,« um den Hals. Die wohlbekannten Laute einer vormals oft gehörten Stimme, drangen zu Oliviers Herz, er erkannte in dem Bascha, Coigni, seinen lang vermißten tief betrauerten Freund, und Thränen der innigsten Rührung flossen über die männlichen Wangen. Doch bald machten die Ergießungen des freudetrunkenen Herzens der Neugierde Platz, mit der Olivier in seinen wiedergefundenen Jugendgespielen drang, ihm die Schicksale zu erzählen, die ihn, von ihrer Trennung angefangen bis hieher, auf diese hohe Stufe von Ansehen und Macht geführt hatten. Und Apdi Bascha begann folgender Maßen:

Als ich über den Verlust der mir anvertrauten

Ziege untröstlich, und die harte Strafe fürchtend, die theure Heimath verließ, ging ich ohne Zweck und Plan in die weite Welt, wohin der Zufall mich führen würde. Frankreichs Grenze war mir die nächste, und mir selbst unbewußt, lenkten sich meine Schritte nach derselben. Nachdem ich sie überschritten, kam ich erst zum Bewußtseyn meiner selbst, und der Nothwendigkeit mich irgend einer bestimmten Beschäftigung zu widmen. Da hörte ich in einer Schenke des großen Condé Heldenthaten rühmen, und beschloß unter seinen Fahnen Dienste zu nehmen. Im Lager angekommen, zu dem wachhabenden Offizier geführt, und ihm mit aller Offenheit meine Lage, so wie den Wunsch, als Freiwilliger aufgenommen zu werden, eröffnend, hörte mich dieser, dem mein offenes ungezwungenes Wesen, wie er mir oft nachher sagte, gefiel, nicht bloß gütig an, sondern stellte mich selbst dem Prinzen vor, der mich als Volontair aufnahm, und meinem Gönner zuwies. Mit allem Eifer widmete ich mich den Pflichten meines neuen Standes, so daß mir Bellefond, dies war sein Name, seine Gewogenheit fortwährend schenkte, besonders nachdem es mir gelungen war, ihn, da er bei der mörderischen Schlacht von Rocroy schon ganz von Fein-

den umrungen war, mit Hülfe einiger Kameraden zu befreien. Nach der Schlacht ließ mich der große Condé zu sich rufen, lobte mein gutes Benehmen, und ernannte mich zum Offizier. Alle Feldzüge hatte ich mitgemacht, und war (1665) zum Hauptmann vorgerückt, als Ludwig XIV. dem deutschen Kaiser ein Hülfsheer von 10,000 Mann gegen die Türken unter den Befehlen des Marschalls Coligny schickte, bei dem auch ich mich mit meinem Regimente befand. Vereint mit den kaiserlichen Völkern, die Montecuculi befehligte, rückten wir nach St. Gotthard, wo zwar die Türken eine Niederlage (1. August 1665) erlitten, ich aber troß aller Gegenwehr das Unglück hatte, in ihre Gefangenschaft zu gerathen.

Der Großvezier Achmet Kiuprili, ein Mann von ausgezeichnetem Verstande, hatte durch den feurigen Ungestüm, mit dem die Franzosen in seine Reihen drangen, sehr viel Volk verloren, und sie, mit denen er zum ersten Male so hart zusammen getroffen war, schätzen gelernt. Er ließ sich daher die von ihnen gemachten Gefangenen besonders vorführen, und ward durch einen seiner Offiziere auf mich aufmerksam gemacht, der berichtete, daß meine Leute, als sie mich in Gefahr gesehen, das Unmögliche zu meiner Ret-

tung versucht, und ich selbst Wunder der Tapferkeit gethan hätte, ehe die Menge im Stande gewesen wäre mich zu erdrücken. Der Befehl mich in sein Zelt zu bringen war die Folge davon, wo mir durch einen Dolmetsch mehrere Fragen über verschiedene die Armee betreffende Gegenstände gemacht, und bei meiner Entlassung dem begleitenden Offizier befohlen wurde, mich alsogleich in schwere Fesseln zu schlagen, und ohne alle Schonung zu behandeln.

Nur zu getreu ward dieser Auftrag beobachtet, und meine Lage durch überdachte schadenfrohe Grausamkeit bald im höchsten Grade erbarmenswerth. Indeß bemühte sich der Dolmetsch — der ein französischer, aus Marseille, wegen vieler schlechten Streiche entflohener Renegat war, das Vertrauen des Großveziers besaß, und nach seinen Verhaltungsbefehlen handelte, mir nicht bloß das Ende meiner Leiden zu versprechen, sondern auch das Glänzende meiner Lage mit den lebhaftesten Farben auszumalen, wenn ich den Turban nehmen wollte. Lange widerstand ich, allein zuletzt durch meinen jammervollen Zustand, und da ich in vier und zwanzig Stunden nach Asien gebracht werden sollte, zur Verzweiflung gebracht, ergab ich mich in mein Schicksal, und ließ dem Groß-

vezier meinen Entschluß wissen. Mit vieler Zufriedenheit äußerte er sich darüber, befahl mir alsogleich die Fesseln abzunehmen, die Imans herbeizuführen, um mich mit den Vorschriften des Korans bekannt zu machen, und ließ mir den Namen Aydi beilegen, den ich auch seither stets geführt habe. In dem durch mich während der Unterrichtszeit zu bewohnenden Zimmer fand ich einen kostbaren Turban, einen Säbel und reich besetzten Dolch, als ganz besondere Merkmahle von Achtung und Gewogenheit Kiuprilis, und als ich zum ersten Male ausging, brachte mir ein Diener zwei Beutel, deren einer mit Gold gefüllt, der andere die Ernennung zum Aga enthielt.

Nun war ich Türke, und an die Person des Großveziers gefesselt, begleitete ich ihn auf allen seinen Zügen, die nach geendetem Kriege in Ungarn eine andere Richtung bekamen. Im Jahre 1667 mit der Eroberung von Kandia beauftragt, war ich auch hier an seiner Seite, und darf es kühn behaupten, daß ich es war, der freilich erst nach zwei Jahren, einer in den Kriegs-Annalen beispiellosen Belagerung, den Fall der Hauptstadt und mit derselben des ganzen Eilandes bewirkte. Die Würde eines Seraskiers lohnte mich dafür, und als wir siegreich nach Con-

stantinopel zurückkehrten, wußte mich Kiuprili so nachdrücklich bei dem Padischach zu empfehlen, daß er mich zu sehen verlangte, und mit Geschenken, so wie mit Verheißungen überhäufte.

Nach zwei Jahren brach der Krieg mit Polen aus. Mir ward der Auftrag, das stark befestigte Kamienzik zu nehmen. Alle meine Erfindungsgabe hatte ich nöthig, um troz der gewaltigen Hülfsmittel, die mir zu Gebote standen, zum Ziele zu gelangen. Es glückte, der Krieg bekam hierdurch eine für unsere Waffen günstige Wendung, und mit der Nachricht von dem geschlossenen Frieden, bekam ich auch jene von meiner Beförderung zum Bascha von Bender. Hier lebte ich ruhig, und mit großer Macht bekleidet, die mich beinahe zum unumschränkten Gebieter des ganzen Landes machte, und genoß des lang ersehnten Vergnügens einem meiner vormaligen Freunde Nachricht von mir geben zu können. Ich entdeckte nämlich unter den Gefangenen von Kandia, die zum Theil meiner Obhut anvertraut waren, einen jungen Mann von einnehmender Gestalt, und nicht gemeiner Bildung, von dem ich auf wiederholte Nachfrage erfuhr, er heiße Dumont, und sei ein Verwandter Bellefonds. Erfreut eine Gelegenheit zu finden, mich die-

sem trefflichen Manne dankbar zu erweisen, kaufte ich Dumont los, gab ihm ein Schreiben an Bellefond mit, und entließ ihn mit dem Auftrage, selbes meinem Freunde eigenhändig zu übergeben, und ihm alle jene Details mitzutheilen, die für einen Brief zu lang gewesen wären. Der Liebe meiner Untergebenen, der Gewogenheit des Großherrn, meines Monarchen, versichert, schien mir kein anderer Wunsch übrig bleiben zu können, als jener nach der Fortdauer meiner Lage. Allein bei dem Wiederanfange der Feindseligkeiten mit dem deutschen Kaiser (1682) sah ich wohl voraus, daß ich aus meiner behaglichen Ruhe würde aufgestört werden. Doch nahm ich keinen unmittelbaren Antheil an dem Kriege, bis nach dem Tode des vorigen Bascha allhier, der in dem von eurem Feldherrn nach der Entsetzung Wiens (1683) versuchten Sturme verwundet bald darauf starb, der Großherr mir diesen wichtigen Platz anvertraute, auf dem du mich getroffen hast, und den ich wohl nur mit meinem Leben verlassen werde.« — Hier endigte Coigni seine Erzählung, die Olivier mit mancher Ausrufung und theilnehmenden Frage unterbrochen hatte. Doch nun nahm er auch das Wort, wiederholte seine Aufträge mit allem Feuer der zärt=

lichsten Freundschaft, so wie mit dem Nachdruck, den das höchste Interesse an einer Sache, die nun seine eigene geworden war, den Ausdrücken geben konnte, und beschwor den seltsam gefundenen Freund, wo nicht den Vorschlägen des Abgeordneten, doch den Bitten des Freundes nachzugeben. Als Coigni hierauf nichts erwiederte, beschrieb er ihm getreu alle die furchtbaren Anstalten zum morgenden Sturme; die Schwäche der halbzerstörten Mauern; den neu angefachten Muth der Belagerer durch den kürzlich erfochtenen Sieg, und das Nutzlose des längeren Widerstandes. Da auch nun noch keine Antwort erfolgte, rückte Olivier mit Verheißungen hervor, trug ihm Gold, Ehrenstellen, eine seiner jetzigen Kriegswürde gleichkommende Bedienstung, und die Zusage aller durch ihn selbst festzusetzenden Bedingungen an. Endlich da alles dies nichts zu fruchten schien, beschwor er ihn bei der heiligen Freundschaft, die sie verbunden hatte, ihn nicht trostlos von sich zu lassen, er stellte ihm vor, wie seine Hartnäckigkeit ihn nothwendig verderben müsse; wie sie dagegen vereint bei und mit einander leben, und sich des Glückes, das sie zusammengeführt hatte, lange noch freuen könnten. Dies Bild schien auf Coigni Eindruck zu machen, deutlich verriethen

seine Mienen die tiefe Rührung, die sein Gemüth bei dieser Vorstellung bewegte, doch schnell war die vorige Ruhe auf sein Antlitz zurückgekehrt, und erschöpft an Gründen wie an Athem sah sich Olivier endlich genöthigt zu schweigen.

Mit feierlichem Ernst erhob nun der Bascha seine Stimme, und erwiederte: »Du hast deinen Auftrag redlich vollzogen, so wie es deine Pflicht gebot, und ich habe dir Zeit gegönnt, um ihn seinem ganzen Umfange nach entwickeln zu können. Würde ich im Ernste geglaubt haben, daß du mich des Verrathes fähig hieltest, so wäre diese Schmach bereits in deinem Blute gerächt. Doch! ich kenne dich besser. Du hast deine Pflicht gethan, ich werde die meinige erfüllen; und dein Beispiel wird mich hierzu noch mehr anfeuern. Nur des Sultans Befehl allein kann mich zur Übergabe der Veste bewegen, und da dieser unmöglich bis morgen eintreffen kann, werde ich sie entweder erhalten, oder auf ihren Trümmern sterben. Du aber Freund, kehre nun zurück, und thue, was du mußt, schone aber dein Leben, denn unterliege ich nicht meinem finsteren Geschick, würde nimmer Zufriedenheit in mein Herz zurückkehren, wüßte ich

dich gefallen. Und nun lebe wohl, — möge es der Allmächtige fügen — nicht auf immer.«

Mit zerrissenem Herzen und tief gefühltem Schmerz über den neuen Verlust des kaum wiedergefundenen Freundes kehrte Olivier in das Lager zurück, über das Mißlingen seiner Sendung treue Rechenschaft dem Heerführer ablegend, doch auch nicht verhehlend, wen er in den Bascha gefunden, und welche feste, unbeugsame Entschlossenheit der Mann dem Manne, der Freund dem Freunde entgegengesetzt habe.

Am frühesten Morgen des nächsten, jedem Ungar heiligen Tages, beginnt der Sturm mit wüthender Heftigkeit. Aber verzweiflungsvoll ist auch die Gegenwehr. Zweimal schon ist die Bresche erstiegen, zweimal verloren. Das Blut fließt in Strömen, die Türken erfüllen mit gräßlichem Geschrei die Luft, der Bascha ist überall gegenwärtig, er verzehnfacht sich, die Angreifenden verlieren den Muth. Da führt Ludwig von Baden frische Truppen in das Feuer, unter ihnen ist Oliviers Regiment und — er selbst. Muthig eilt er heran, doch all sein Blut starrt zu Eis, da er seinen Freund an dem hohen Reiher auf dem strahlenden Turban sich gegenüber erkennt. — Ihn zu

retten ist nur sein einziger Gedanke. Rasch dringt er vorwärts, gräßlich wird das Blutbad, jeder einzelne ein Held, und auch der es nicht ist, wird von den Nachdringenden vorwärts gedrückt, so daß ihm keine Wahl bleibt, als zu siegen, oder sterben. — Endlich ist die Mauer erstiegen, Olivier einer der ersten auf derselben, erblickt Apdi Bascha umrungen, mit sinkender Kraft, sich der Menge erwehrend. »Halt!« »Halt!« ruft er mit der Angst der Verzweiflung, und eilt den Freund mit seinem Leben zu retten, doch — da fährt eine mörderische Kugel ihm in die Brust, und streckt ihn in demselben Augenblick todt darnieder, als der Bascha mit dem Ausrufe »Olivier« unter den tödtlichen Streichen der ergrimmten Sieger zu Boden fällt.

Der Margittafelsen in der Waag.

Wenn die Flöße auf den Fluten der reißenden Waag herabfahrend die Thurotz verlassen und die Trentsiner-Gespanschaft betreten, mahnet jeglicher seine Reisegefährten zu frommem Gebet um Abwendung der grausen Gefahr. Es zeigt sich nämlich der »wüthende Fels,« der senkrecht in den Fluß vortretend die brausenden Wellen zurückdrängt, also daß sie, im Wirbel sich drehend, jegliches Fahrzeug verschlingen, dem es nicht gelungen, die schmale Straße zu finden, die es der Verderben drohenden Felsenmauer vorbei führt. Doch kaum hat es seine Kraft aus dieser Fährlichkeit gerettet, so dräut ihm eine größere entgegen. Mit schäumendem Brausen stürzt die Flut gegen eine Reihe von Felsen, »Margitta« genannt, die quer durch den Fluß sich ziehend, die grimmigen Zähne aus der Tiefe herausstreckt, die Bande des Fahrzeugs zu lösen, das des Fährmanns Kunst nicht hindurch zu lenken vermochte. Nun er diese Gefahren überstanden,

fürchtet der Schiffer keine mehr und freien Herzens beginnt er die Erzählung der Unfälle, die an diesen Stellen begegnet, oder er kündet wohl auch die Sage, die diesem Felsen den Namen gab.

In alter Zeit wohnte in der Gegend ein reicher, betagter Landmann, der gleichwohl noch den Muth hegte, eine junge Dirne als Braut heimzuführen. Gar bald mußte er den Schritt bereuen. Seine Tochter Margitta war das reizendste Mädchen im Dorfe. Von Allen ertönte aus Einem Munde das Lob ihrer Schönheit und Sittsamkeit; doch ihrer Stiefmutter war sie leider der besondere Gegenstand des wildesten Hasses. Nichts konnte das unglückliche Kind ihr zu Danke machen, wiewohl sie stets ihren Willen schon im Voraus zu errathen suchte und Alles in demüthiger Unterwerfung vollführte; die stillen Thränen der Armen erbitterten ihre Tyranninn noch mehr, und Alles bedauerte die Unglückselige.

Doch nicht ganz farbenlos sollte Margitten ihr Leben entschwinden. Es sollte noch eines Sternes milder Schein es vergolden, bevor des Todes kalter Arm ihm allen Glanz für immer raubte. Solchen Eindruck hatte ihre trauernde Schönheit auf einen der besten Jünglinge gemacht, daß er als Knecht bei ihrem Va-

ter sich verdingte. Bald lohnte Gegenliebe sein treues Werben. Nun trug Margitta noch williger die Last des Tages, ein Blick in ihres Lieblings Augen machte sie aller Beschwerden vergessen, vergessen der Stiefmutter lieblose Behandlung. Ihres Lebens einzige freudige Augenblicke konnte sie ihr doch nicht trüben und diese vergalten ihr reichlich die schmerzerfüllte Leerheit des übrigen Tages. Doch es sollte nicht dauern, schon war der Funke entglommen, der ihr stilles Glück verzehrte. Des Jünglings Wohlgestalt hatte im Herzen der Stiefmutter solchen Eindruck gemacht, daß sie ihres gegenseitigen Verhältnisses nicht achtend, alle Künste aufwandte, um auch in seinem Herzen die Liebe, welche, so schien es ihr, bloß von Blödigkeit zurückgehalten sei, zu erwecken. Doch zu tief war Margitta's Bild seinem Gemüth eingeprägt, als daß weit süßere Lockungen ihn seiner Liebe hätten ungetreu machen können. Er floh die Stiefmutter, er wich ihr aus, wo er konnte. Lange Zeit hielt diese in Selbsttäuschung sich hin, bis sie endlich erkannte, sie sei verschmäht und um die gehaßte, mißhandelte Margitta verschmäht! In aufgeregter Wuth strich sie umher, ihr schwanden die Sinne, nur eines blieb ihr klar, die Gier nach der ungeheuersten Rache.

Herrisch gebot sie der Unglücklichen, ihr einen Brief an eine entfernte Verwandte in der Thurotz zu bestellen. Margitta, den still duldenden Gehorsam gewohnt, that es ohne Widerrede und begab sich auf den Weg; auf Seitenwegen eilte die Wüthende ihr nach und erreichte das Mädchen gerade, als sie den Felsen vorüber ging. Mit wildem Geschrei stürzte sie auf Margitten zu, riß sie zu Boden und ohne ihr flehendes Bitten zu hören, schleppte sie sie unter gräßlichen Flüchen zum Abgrund und schleuderte sie hohnlachend in die Fluten, an der Stelle, wo jetzt der »wüthende Fels« die zürnenden Wellen rückwärts drängt. Kaum war die Unthat vollbracht, so erwachte ihr Gewissen. Aus der Tiefe überall her klang ihr Margitta's Namen entgegen, sie floh durch Wälder und Einöden, doch allenthalben sah sie die Unglückliche mit fliegenden Locken in die Fluten stürzen, nun verließ dieses Bild sie nimmer und jagte sie verzweiflungsvoll umher.

Indessen hatten die Wogen den Leichnam Margittens an die Felszacken geführt, welche seitdem ihren Namen tragen. Dort sahen ihn vorübergehende Landleute und zogen ihn mitleidig heraus, um ihn dem trostlosen Vater zu bringen. Trauernd stand das Dorf

um ihre Bahre. Schon erhoben sich die Jünglinge durch des Knechtes Erzählung, dem der grause Zusammenhang plötzlich klar wurde, zur Wuth gestachelt, um die Mörderinn zu suchen, als sie diese in den Feldern mit aufgelöstem Haar umherschweifen sahen, beständig Margitta's Namen rufend und dazwischen seltsame Geberden machend. Racheglühend flogen die Jünglinge ihr nach, doch schneller als das Reh des Waldes entkam sie ihnen zu eben dem Felsen, wo ihr Opfer gefallen. Sie stürzte sich kreischend in den brausenden Abgrund.

Achmet Pascha.

Der Türken unseliger Aufenthalt in Ungarn eröffnete einen ganz neuen Tummelplatz für alle Leidenschaften und Ausbrüche des wildesten Gemüthes, dem nun Thür und Angel geöffnet ward, um zügellos sich der empörendsten und unnatürlichen Freiheit hingeben zu können. Über der alles verschlingenden Gefahr des großen Ganzen ging die Aufmerksamkeit des kleineren Einzelnen verloren, die höchste Anstrengung der Gesammtkräfte lähmte die Thätigkeit der strafenden Macht, die nothgedrungene Wachsamkeit nach außen wiegte den Blick nach innen in Schlummer. Unvermeidlich war die Folge, daß einzelne Individuen diesen furchtbaren Zustand der Dinge benützend, mit höhnendem Übermuth alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen zu treten wagten, und Talente, die dem Vaterlande die herrlichsten Früchte hätten bringen können, zu dem Verderben ihrer Mitbürger schändlich mißbrauchten.

Nicht unbekannt in seinem Vaterlande war um das Jahr 1556 ein junger Mann, Johann von Sásvár genannt, aus einer adeligen Familie des gleichnamigen Ortes in der Ugotscher Gespanschaft entsprossen und durch manche ritterliche That gegen die Türken ausgezeichnet. Doch ein wilder ungestümer Sinn, ein hoch aufstrebender unlenksamer Charakter, tollkühnes Vertrauen auf die Kraft seines Armes und eine durch nichts zu beschwichtigende Geistesunruhe durch manchen kleinen Erfolg nur noch brennender in dem Flammenbusen des Jünglings genährt, führten ihn nur allzu bald über die Grenzen jener klugen Mäßigung hinaus, ohne die sich der bloß tapfere Krieger nie zum großen Feldherrn, der gemeine Waghals nie zum Helden empor schwingen kann. Allzu enge war seinen hoch aufstrebenden Planen der kleine Wirkungskreis, den seine geringen Vermögensumstände, Familienverhältnisse, und der langsame mühevolle Weg des kriegerischen Dienstes um ihn schloß, schnell sollte ihn eigene Thatkraft nur durch den eigenen Willen bestimmt, frei von jedem Zwang oder fremden Impuls, dem gehorchen zu müssen ihm ein gräuelvoller Gedanke war, auf die höchste Stufe des Ruhmes und der Macht führen. Nicht zufrieden, dem Erzfeinde seines Vaterlandes manchen

empfindlichen Streich beigebracht zu haben, suchte er bald mehrere gleichgesinnte Gesellen um sich zu versammeln, und seinen Unternehmungen mehr Ausdehnung zu geben. Allein da diese nicht stets nach Wunsch ausfielen, die Beute nicht immer der daran gewagten Mühe und Gefahr lohnte und der Geschmack an dem wüsten tollen Leben zunahm, wendete der Übermüthige seine Waffen nicht mehr zum Schutze, sondern zum Verderben seines Vaterlandes, und sank zum gemeinen Raubritter herab. Bald erschollen die lauten Klagen der Bedrückten bis an den kaiserlichen Hof, und da gütige Ermahnungen nur verhöhnt wurden, bot man die bewaffnete Macht der Gespanschaft auf, um dem beleidigten Gesetze Genugthuung zu verschaffen.

Auch da noch setzte sich der Verwegene zur Wehre, doch von den meisten der Seinigen verlassen, der Übermacht erliegend und mit dem Bewußtseyn an die rächende Gerechtigkeit verfallen zu seyn, keinen Ausweg der Rettung vor sich sehend, entfloh er zu den Türken, schwor den Glauben seiner Väter ab, und trat unter ihre Fahnen.

Nicht unwillkommen war ihnen der Mann, den sie als verderblichen Feind wohl kannten und bei mancher blutigen Gelegenheit zu fürchten gelernt hatten,

ja recht sehr willkommen auch aus dem Grunde, weil er nebst seinem erprobt tapferen Arme und einem unauslöschlichen Haß gegen seine vorigen Glaubensgenossen, unbändigen Ehrgeiz und Thatendurst mitbrachte, zwei Geschenke, die sie herrlich zu benutzen hofften und beschlossen.

Zwei Jahre vergingen, ohne daß man etwas Weiteres von den Schicksalen des Renegaten erfuhr und sein Andenken war bereits erloschen, als selbes so plötzlich sich erneuerte, daß es sogar in der Geschichte jener gräuelvollen Zeit einen Platz fand.

Szathmar, eine der wichtigsten Festungen Nieder-Ungarns, hatte nämlich im Jahre 1562 von den Türken eine schwere Belagerung auszuhalten, die sich durch die Tapferkeit der Besatzung und ihres heldenmüthigen Anführers Balassa in die Länge zog. Die Türken, des langen Widerstandes müde, zogen mehrere Streitkräfte zusammen, und seitdem Mahmud Jachiogles, der Kommandant der Veste Szétsée, ein alter kriegserfahrener Held und einer der ausgezeichnetsten türkischen Feldherren in Ungarn, mit seiner Mannschaft im Lager angekommen war, ward der Veste auf das äußerste zugesetzt. Um dieser Bedrängniß zu Hülfe zu eilen und seinen Bruder zu unter-

stützen, bot Johann Balassa, oberster Befehlshaber der Bergstädte, alle Streitkräfte des Adels auf, mit denen er gegen Szétsée zog, um entweder die ohne Befehlshaber befindliche Veste zu nehmen, oder doch wenigstens Mahmud zu deren Entsatz zurückgerufen. Dort angekommen, glaubte er ganz leicht sich des Platzes bemächtigen zu können, ward jedoch sehr empfindlich in seiner Erwartung betrogen, denn Sásváry, Mahmud's Lieutenant, führte den Befehl in Szétsée und hatte sich mit einem schweren Eid verbunden, lieber sein Leben, als den ihm anvertrauten Platz zu lassen.

In der Hoffnung durch einen schnellen Überfall sich der Veste zu bemeistern getäuscht, mußte Balassa sich zu einer förmlichen Belagerung, die er mit zwei Falkonetten, dem einzigen vorhandenen Geschütz, öffnete, bequemen, und dazu mehrere seiner Kriegsgefährten, als: Gabriel Docy, Georg Fantsi, Thomas Palffy, Johann Chrusits, Chuti, Sosa, Mathius, Chutor, Torrian u. a. m. herbeigerufen. Sásváry dagegen sendete eilig einen Odabassa nach Filek an Hassan, den dortigen Befehlshaber, um schleunige Hülfe von selbem zu begehren. Dieser säumte auch nicht, seinem geängstigten Glaubensgenossen, der sich indeß auf das wackerste vertheidigte, Luft zu

machen, und erschien vor dem christlichen Lager in solcher Eile, daß er die meisten Heerführer ganz unvorbereitet überfiel. Zugleich öffneten sich die Thore der Festung, und der Renegat machte einen so heftigen Ausfall, daß Balassa's Heer bald in die größte Unordnung gerieth und gänzlich geschlagen und zerstreut einen bedeutenden Verlust erlitt. Am bedauerungswürdigsten war das Schicksal der Anführer, die dabei entweder Leben oder Freiheit verloren. Chrusits, Palffy, Chuti und Susa wurden nach einer verzweifelten Gegenwehr gefangen, Chutor vom Pferde gestoßen und ihm der Kopf am Boden liegend abgehauen, Mathius in die Eipel gesprengt, ertrank, Torrian mit zwei und zwanzig Wunden bedeckt, blieb auf dem Schlachtfelde unter den Todten, und der Oberfeldherr Balassa selbst entkam nur mit Mühe, da er im dichtesten Getümmel mit dem Renegaten im Zweikampf verwickelt, selben zwar vom Pferde niederhieb, jedoch auch eine starke Wunde in die linke Faust erhielt, wodurch er die Zügel zu führen unfähig, sich der Willkühr seines vom Kampfplatze hinwegeilenden Pferdes überlassen mußte.

Durch diesen Sieg aufgebläht, kannte sich der von seiner Wunde hergestellte Achmet (diesen Namen

hatte er bei dem Übertritt angenommen) vor Stolz und Übermuth nicht mehr, besonders nachdem ihn sein Kaiser, dem er einen Theil der im Lager erbeuteten Kostbarkeiten sammt den vornehmen Gefangenen und 650 Christenköpfen übersendet hatte, zum selbstständigen Pascha von Szolnok ernannte. Hier suchte er durch öftere Ausfälle und Streifzüge auch in entferntere Gegenden seinem Vaterlande den größtmöglichsten Schaden zuzufügen, und übte alle Arten von Grausamkeit aus, so daß er sich weit umher furchtbar machte, und unter dem Namen des Sásvárer Pascha eine gräßliche Berühmtheit erlangte. Lange lächelte ihm das Glück und stets höher stieg er in der Gunst Solimans und in dem Ansehen der Türken, so daß er schon auf die höchsten Würden Anspruch machen zu können glaubte, da wandte es ihm plötzlich im Jahre 1566 den Rücken. — Als nämlich in jenem für die ungarischen Annalen durch Zriny's Heldentod zu Szigeth ewig ruhmvollen Jahre, Soliman der größte aller Beherrscher Stambuls mit seinen unzähligen Scharen nicht bloß Ungarn, sondern die ganze Christenheit zu verschlingen drohte, und an den Szigether Thermopylen mit seinem Tode alle die ungeheuren Riesenentwürfe scheiterten, be-

schloß der Großvezier Mehmet Sokolowitsch (auch ein Renegat) nach der Erstürmung des theuer erkauften Szigeth mit einem großen Heere unter den Befehlen Mahmud's, des Pascha von Stuhlweißenburg, und Osmans, Statthalters von Karamanien, das kaiserliche Lager bei Raab anzugreifen. Blutig abgeschlagen ward dieser Versuch, Osman dabei getödtet, Mahmud gefangen und das Heer in Unordnung gebracht. Schnell übernahm der Sásvárer Pascha den Oberbefehl, und rückte auf die zweite bei Komorn gelagerte Abtheilung des kaiserlichen Lagers, in dessen Untergang zu tilgen der Brüder Schmach. Doch auch hier sollten ihm keine Lorber erblühen, denn Echio von Salm empfing den Rasenden auf eine Art, die ihm das Wiederkehren ersparen sollte. Noch größer war die Niederlage hier als bei Raab, und nur der außerordentlichen Schnelligkeit seines Rosses verdankte Achmet seine Rettung.

Durch diesen ungünstigen Erfolg verrückte sich die Erreichung seines Zieles bedeutend, denn außer den beständigen Neckereien mit seinen Nachbarn findet man nichts von ihm aufgezeichnet bis 1579, wo sein unruhiger Geist ihn bis in die Zempliner Gespanschaft führte und ihm dort 400 Reiter sammt dem Grafen

sen Niklas Drugeth von Homonna in die Hände spielte. Dieser junge feurige Mann, Obergespan desselben Komitates, den Bedrückungen des Volkes ein Ende zu machen, rückte den herankommenden Türken entgegen, und ließ sich, von seinem Eifer zu weit verleitet, durch eine verstellte Flucht in den Hinterhalt Achmets locken, wo er dann von allen Seiten umringt, und mit Wunden bedeckt in die Gewalt des Renegaten fiel, und von diesem bis zur vollendeten Heilung zu Szolnok aufbewahrt, dann aber nach Constantinopel gesendet ward. Bei dieser Gelegenheit bekam Achmet auch des Grafen Streitroß, ein schwarzes Pferd von ganz außerordentlicher Schönheit und Güte, das er fortan in allen Schlachten ritt, und als ein besonderes Unterpfand eines günstigen Schicksales betrachtete. Auch schien ihm dies Wort zu halten bis 1581, wo er auf einem abermaligen Streifzuge bei Nadudvár geschlagen und schwer verwundet, nur mit äußerster Mühe entfloh.

Endlich stand er im Jahre 1587 an dem Ziele seiner Wünsche, denn zur Belohnung der mannigfaltig wichtigen der Pforte geleisteten Dienste erhielt er die wichtige Statthalterschaft von Bosnien, und sah ein ganzes Volk zu seinen Füßen. Nun war er von stol-

zen Entwürfen unaufhörlich gefoltert, deren Ausführung ihm unmöglich war, da der mit dem deutschen Kaiser geschlossene Friede alle Gelegenheit dazu benahm. Unerträglich war ihm diese Ruhe, unaufhörlich sann er nach, wie er sich bei seinem Herrn in noch höhere Gunst setzen, wie er seinen Ruhm noch weiter verbreiten könnte. Leicht war es beschlossen, einen großen Raubzug in die diesseitigen Staaten zu unternehmen, den Friedensbruch sollte der glückliche Erfolg und reiche Geschenke bei dem Großherrn entschuldigen, die Menge der Sklaven und die Größe der Beute seine Habsucht befriedigen.

Mit aller disponiblen Heeresmacht brach der bosnische Statthalter auf, erfrischte seine Truppen zu Szigeth und fing seine Verheerungen an der Murau und gegen die steyrische Grenze an. Durch die unerwartete Nachricht von der Ankunft des Feindes mitten im Frieden plötzlich aufgeschreckt, eilte das Volk auf allen Seiten zu entfliehen, und gab Hab und Gut den Räubern Preis. Doch Graf Georg Zriny ohnedies stets auf der Hut, und ein würdiger Sprosse seines Heldengeschlechtes, in dem Tapferkeit und Türkenhaß zum Familienerbtheil gehörte, stämmte sich bald der überströmenden Flut entgegen, lockte die

Unvorsichtigen zwischen unwegsame Moräste, und brachte ihnen eine solche Niederlage bei, daß sie über 2000 Mann todt auf dem Platze, und eben so viele gefangen in den Händen der Sieger liegen ließen. Achmet selbst, im Vertrauen auf seinem Glück verheißenden Rappen, glaubte sich durch eine sumpfige Furt retten zu können, wäre jedoch bald von dem versinkenden Pferde erdrückt worden, das sich auf keine Weise aus der Pfütze herausarbeiten konnte. Schnell warf er sich von demselben herab, suchte sich im Schilf zu verbergen, und des Nachts weiter zu gelangen. Nur mit Mühe konnte er fort, seine Kleider gingen in Stücken, die Fußbekleidung zerrieß, die Füße wurden wund, kaum trugen sie ihn noch weiter, da mußte er sich entschließen, ein kostbares Tiegerfell, das Geschenk einer fröhlichen Laune seines Herrschers in Stükken zu schneiden, und selbe um die Füße zu winden. Mit Hunger und Durst, Furcht vor Entdeckung, mit Blöße, Schmerzen und Entbehrungen jeder Art kämpfend, erreichte er endlich am fünften Tage auf großen Umwegen die Seinigen in einem Zustande, weit von demjenigen verschieden, in dem er ausgegangen war.

Allein sein Glücksstern war nun auch untergegangen, selten leuchtet er dem Menschen bis zum Ende in

seinem vollkommenen Glanze — und grause Finsterniß trat an die Stelle desselben.

Der bedeutende, bloß durch Achmets Übermuth herbeigeführte Verlust, von den Freunden der dabei getödteten oder gefangenen angesehenen Paschen und Heerführer auf das bitterste beklagt, und die Beschwerden der kaiserlichen Gesandten über einen so schändlichen Friedensbruch, besonders aber der unglückliche Ausgang des Unternehmens, hatten ihm zu Constantinopel übles Spiel angerichtet, und kaum war er zu Hause, als ein Tartar mit dem Befehl seiner Absetzung erschien, und ihn zugleich zur persönlichen Verantwortung an den Hof beschied. Von diesen Maßregeln wenig Gutes hoffend, raffte der Renegat alle seine durch so manchen Raubzug zusammengebrachten Schätze und Kostbarkeiten zusammen, um selbe unter die Minister zu vertheilen, und durch dieses an christlichen und unchristlichen Höfen in alter und neuer Zeit gar oft mit Erfolg angewandte Hülfsmittel das heraufsteigende Ungewitter zu beschwören. Allein da er alle jene Freunde, auf deren Unterstützung er hoffte, gegen sich eingenommen fand, und der Janitscharen Aga ihm berichtete, daß bei dem heftig aufgeregten Unwillen des Großherrn die seidene Schnur seiner

unfehlbar warte, entschloß er sich in einem Anfalle von Verzweiflung Gift zu nehmen, was er für den Fall, als er in christliche Gefangenschaft geriethe, stets bei sich führte, und starb in eben dem Augenblicke, als ihm der Befehl seiner Hinrichtung verkündet ward, mit dem Fluche von Tausenden seiner angebornen und angenommenen Mitbürger beladen, die sein unbändiger Ehrgeiz unglücklich gemacht hatte.

Des Willens Kraft.

Unter den Sternen erster Größe, die im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert den ungarischen Horizont hell und glänzend erleuchteten, waren die Grafen von Thurzo, gleich ausgezeichnet durch Macht, Reichthum und hohe Würden, wie durch wichtige Dienste dem Staate im Krieg und Frieden geleistet. Auf jedem Blatt der Annalen jener Zeit erblickt man ehr- und ruhmbekränzt den Namen dieses hohen Geschlechtes, das, obgleich längst ausgestorben, ewig in der dankbaren Erinnerung kommender Enkel leben wird. Nicht entsproß zwar ursprünglich Ungarns kräftigem Boden der edle Stamm, doch kaum verpflanzt, schlug er tiefe Wurzeln in der heimathlichen Erde, und umfaßte mit Kraft und inniger Liebe das neue Vaterland, von dessen älteren Söhnen er nur selten erreicht ward, übertroffen niemals.

Nur Vermuthung, nicht Gewißheit ist es, daß Polen die Wiege der Thurzo's gewesen sei, groß die

Wahrscheinlichkeit, daß sie von dort nach Österreich einwanderten, und die Schlösser Grafeneck und Rauchenec besaßen. Anton Steyerer führt in seiner Geschichte Herzog Albrechts II. von Österreich eine Urkunde vom Jahre 1363 und in derselben einen Johann Thurs von Rauchenec an; von hier mag wohl entweder dieser Johann selbst oder doch ein Sohn desselben unter Kaiser Sigmund, der den Fremden ganz besonders hold war, und ihnen nicht bloß den Eingang nach Ungarn erleichterte, sondern sie noch überdies mit Gütern und Ehrenstellen überhäufte, eingewandert seyn, denn schon drei und dreißig Jahre später, nämlich 1396, finden wir einen Martin Thurzo, Kastellan von Zips, unter jenen aufgezeichnet, die ihr Leben aus der unglücklichen Schlacht von Nikopol retteten, und nach langem Herumirren endlich wieder bei den Ihrigen eintrafen. Doch auch dieser steht noch einsam in dem Geschlechtsregister und die Namen seiner unmittelbaren Nachkommen sind unbekannt, so wie ihre Thaten und Verdienste, bis wir sie in Gesellschaft der mächtigen Augsburger, Fugger, in dem Besitz der ungarischen Bergwerke, der ersten Reichswürden, so wie ungemessener Reich-

thümer sehen, deren erste Erwerbung einem seltsamen Ereigniß zuzuschreiben ist.

Lange schon hatte man den Bergbau in Ungarn betrieben und edle Metalle dem verbergenden Schooß der Erde mit emsiger Hand entrissen, doch ohne wissenschaftliche Kenntniß das Gewerbe gleich jedem andern bloß mechanisch gefördert. Nicht konnte auf diese Art das für den Staat so wichtige Geschäft sich aus der ersten Kindheit, nicht das niedrige Handwerk zur Kunst, ja endlich zur Wissenschaft emporschwingen. Ein dichter Schleier verbarg noch die Art, Metalle zu behandeln, besonders aber sie zu scheiden, zum großen Nachtheile des Staates, so wie zum Vortheil der Nachbarn, die hierin, wenn auch nicht so weit wie heut zu Tage, doch weiter als Ungarns kriegerische Söhne gekommen waren. Wenig nützte den Königen der Besitz reicher Gruben, vortheilhafter schien es, sie zu verpachten, und dies System anlockend für so manchen auf dem Felde der Industrie Bewanderten, fand der Vertheidiger so viele, daß es bald angenommen ward. Ernest Hampo, ein Ausländer, war im Besitze der ungarischen Bergwerke, als Johann II., Graf von Thurzo (gest. 1508), die Neusohler Kupfergruben von ihm um zwanzig Gold-

gulden in Pacht nahm*). Die Unternehmung hatte ganz guten Fortgang, besonders da die Fuggers sich mit Thurzo verbanden, und die Versendung des von jenem gewonnenen Metalles leiteten, überhaupt, gestützt auf ihre zahlreichen Verbindungen in ganz Europa, das Merkantilische der ganzen Unternehmung übernahmen. Groß war der Gewinn, den beide Theile aus ihren Bemühungen zogen, doch nicht ohne Befremden für Thurzo, daß sich die Bestellungen der Venetianer auf das ungarische Kupfer mit jedem Jahre mehrten. Bald hatten es die Fuggerischen Agenten, durch Thurzo aufgefordert, herausgebracht, nicht zu wundern sei der Venetianer Begierde nach Graf Thurzo's Kupfer, denn eine geheime Kunst sei ihnen eigen, aus diesem Metalle Gold auszuscheiden, das in beträchtlicher Menge gewonnen, beträchtlichen Gewinn bringe. Dem Staunen über diese nicht geahnete Kunde folgte alsbald der Wunsch, in den Besitz des Geheimnisses zu gelangen, der sich besonders bei Graf Johanns älterem Sohne, Georg, einem feuri-

*) Er erhielt den Namen eines Grafen von Neusohl und Kremnitz und ward später auch königlicher Münzgraf, wie dies aus den zu seiner Zeit geprägten Gold- und Silbermünzen ersichtlich ist, auf deren Aversseite die Buchstaben H. T. (Hans Thurzo) stehen.

gen raschen Jüngling, heftig aussprach. Nicht Eigennutz, sondern der kräftige Wille, dem Vaterlande durch Verpflanzung einer wichtigen Entdeckung zu dienen, reiner Eifer für das Gute, von dem er später so herrliche Beispiele gab, entflammten mächtig des Jünglings edle Seele, und sein Entschluß stand fest, nicht Miethlingen das wichtige Werk zu vertrauen, sondern selbst es zu übernehmen. Nicht leicht war die Ausführung, denn mit eifersüchtiger Wachsamkeit bewahrten die Venetianer die seltne goldbringende Kunst, Mittheilung lag so wenig als bei allen ihren Staatseinrichtungen in ihrem Charakter, konnte wohl auch nicht darin liegen, und Verschwiegenheit zu bewahren — verstand man nirgend in der Welt besser, als auf St. Markus arglistigem Gebiete. Daß auf geradem Wege nichts auszurichten sei, konnte keinem Zweifel unterliegen, mit List mußte gewonnen werden, was List der Wissenschaft, diesem Gemeingut des Menschengeschlechtes, vorenthielt. Darnach entwarfen die beiden Grafen ihren Plan und Georg schritt ungesäumt zu dessen Ausführung.

Eine Reise durch die vorzüglichsten Städte des oberen Italiens unter fremdem Namen unternommen, führte unsern Mann gleichsam zufällig nach Venedig,

wo nichts als Vergnügen in allen seinen Gestalten ihm Beschäftigung, ja Zweck und Bestimmung schien. Am sichersten hoffte er durch eine gehaltlose schaale Außenseite die Aufmerksamkeit der stets argwöhnischen Insel-Despoten von sich abzulenken, und den hundertäugigen Argus in dem Mantel der unbedeutenden Gemeinheit zu täuschen. Während sein Haus von lärmenden Vergnügungen ertönte, während glänzende Feste nicht unbedeutende Summen hinwegrafften, und Graf Georg, den, wie es schien, ihm ehrenvollen und wünschenswerthen Namen eines der ersten Wollüstlinge Venedigs täglich mehr verdiente, hatte er seinen Zweck nicht aus dem Auge verloren und alle Mittel angewandt, um ihm näher zu rücken. Doch entsprach der Erfolg keineswegs seinen Wünschen, denn mit allem verschwendeten Golde konnte er es nur so weit bringen, den Ort zu erforschen, wo die geheime Operation vorging, allein jeder Versuch, Zutritt zu erhalten, wenn gleich noch so fein angelegt, war bisher gescheitert. Nach gerade fing Graf Georg an des vergebenen Spieles, das seinem Charakter gar nicht zusagte, müde zu werden, als er endlich zu bemerken glaubte, daß eine geheime unsichtbare Hand allen seinen Wünschen entgegen strebe.

So war es auch in der That. So versteckt auch sein Plan angelegt war, so konnte er doch die nie ermüdende Wachsamkeit der venetianischen Polizei nicht einschläfern, man umlagerte ihn mit Spionen von allen Seiten und bald hatte man es weg, wer er sei und was er wolle? Da der Mann viel Geld verzehrte, und nachdem seine Absicht enthüllt war, nicht schädlich seyn konnte, ließ man ihm einige Zeit sein Spiel treiben und begnügte sich damit, alle seine Anschläge zu vereiteln; endlich schien es aber genug zu seyn, und eines Morgens, als Graf Georg abermals einen seiner listigen Versuche, auf dessen Gelingen er die größten Hoffnungen gebaut hatte, gescheitert sah und nun seine Erfindungsgabe erschöpft war, trat ein Diener des hohen Rathes herein, der ihm andeutete, sein Name und seine Plane seien entdeckt, und seine Gegenwart in der Republik von nun an überflüssig — ja unangenehm. Nicht verkennen werde er die Milde der hohen Signoria in diesem Verfahren, und die Achtung, die sie gegen seinen Vater bezeuge.

Mit schwer verhaltenem Grimm verließ Graf Georg die Inselstadt, denn überlistet sah er sich dem Spott und Hohngelächter der stolzen Republikaner

Preis gegeben, Zeit, Geld und Mühe verloren, eine unwürdige Rolle gespielt und — seinen Zweck nicht um einen Schritt näher gerückt. Doch eben dies alles entflammte seinen Muth noch mehr, gab Riesenkraft seinem Vorsatz, unerschütterliche Stärke seinem Willen und endlich auch das ersehnte Gelingen.

Tief in sich gekehrt, düster brütend über einen Gedanken, der nur noch als Keim eines Planes in düsterer Ferne mit unbestimmten Formen schwebend, der näheren Gestaltung wartete, so verfolgte er halb bewußtlos die Straße nach der fleißigen Steyermark, von dort Tyrol sich zuwendend, um in beiden Ländern die Bergwerke zu befahren und Ausbeute an Kenntnissen, köstlicher als jene, die der Menschen unersättlicher Fleiß aus der Erde finsteren Tiefen an das Licht brachte — sich eigen zu machen. Mehrere Monden verstrichen, und Georg trat die Rückreise nach dem Vaterlande an. Doch plötzlich verschwand er von der Straße, von einem einzigen treuen Diener begleitet, das übrige Gefolge hatte den gemessenen Befehl erhalten, fort zu ziehen, seine Abwesenheit bestens zu verbergen, und den Vater über des geliebten Sohnes Schicksal zu beruhigen.

Die erste Sorge war, sich ärmliche Kleidung zu

verschaffen und Bart und Haar wachsen zu lassen, um selbst für nähere Bekannte unkenntlich zu werden. In kleinen Tagereisen, mit manchen theils willkührlichen, theils unwillkührlich herbeigeführten Verzögerungen näherte sich der wißbegierige junge Mann, zu Fuße in abgenützter Bettlerkleidung mit verwildertem Angesicht, jener dem tobenden Meere aufgedrungenen Stadt, die er kurz vorher im hellen Glanze des Reichthums und Überflusses verlassen hatte. Noch schien ihm dieser Abstand nicht groß genug, darum fügte er seinem anscheinend erbarmenswürdigen Zustande auch noch den Schein der Blödsinnigkeit hinzu, und hielt sich, zu Venedig angelangt, vorzüglich in jener Gegend auf, wo die Kohlenschiffe landeten. Hier trieb er sich in halb wahnsinniger Unruhe herum, sprach die Vorübergehenden um eine Gabe an, hüpfte, tanzte, unterhielt sich mit Schwänken und half wohl auch mitunter den Lastträgern bei ihrer Arbeit. Endlich ward er mehr gebraucht, und da er mit jedem Lohn zufrieden war und seine Verrichtungen pünktlich vollzog, gab man ihm gar oft den Vorzug vor den andern, so daß er stets beschäftiget ward.

Durch dieses mühsam fortgesetzte Betragen gelang es ihm, die Aufmerksamkeit der Regierungs-

aufseher zu erregen, die bei der geheimen Metallschmelzung angestellt waren und in stäter Verbindung mit den Kohlentransporten vom festen Lande standen. Als Tagelöhner zu den gröbsten Arbeiten gebraucht, war es ihm freilich nur vergönnt, in die Vorhalle des mysteriösen Tempels zu treten, allein auch dies schon war viel gewonnen, leuchtete doch nun die Hoffnung weiter, ja bis an das mühsam gesuchte Ziel zu gelangen. Und — sie trügte auch nicht. Der blödsinnige Mensch, der sein zugemessenes Tagewerk sklavisch, aber mit aller Treue verrichtete, schien so wenig gefährlich und so gut zu verwenden, daß man ihn bald zu den geheimsten Arbeiten zuließ und unbesorgt um seine Gegenwart der Kunstgriffe keinen verbarg. Mächtig schlug dem Edlen das Herz im Busen, als er sich nun der mit so schweren Aufopferungen errungenen Erfüllung seines heißen Wunsches nahe sah, mühsam konnte er nur den Ausbruch der ungestümen Freude zurückhalten, und schwerer war ihm seine Rolle nie geworden, als jetzt, wo er den mächtigen Durst nach Wissen an der Quelle sitzend nur tropfenweise, nur verstohlen löschen durfte.

Beinahe ein ganzes Jahr, in peinlicher Verstellung dahingebracht, war nun verflossen, aber der Zweck

erreicht, das große Werk vollendet, Graf Georg in Besitz alles dessen, was er so eifrig gesucht, was ihm listig vorenthalten, was von unberechenbarem Vortheil für ihn und sein Vaterland — das theure, das geliebte — seyn sollte. Doch nun war des Opfers auch genug, der verkappte blödsinnige Tagelöhner verschwand, um in seines Vaters Armen die lang entbehrte Wonne des süßen Wiedersehens zu genießen, und seinem Vaterlande die Früchte seiner ausdauernden Anstrengung zu widmen. Nicht ging das edle Metall weiterhin nach Venedig, man übte die Kunst der Scheidung mit Erfolg zu Hause, so daß die Thurzonen (Georg folgte seinem Vater in allen Ämtern und Würden) ungeheure Reichthümer erwarben, dem Könige nun erst die Bergwerke reichliche Zinsen trugen, und ein Heldenstamm gegründet wurde, der durch anderthalb Jahrhunderte dem hart bedrängten Vaterlande ein starker Thurm und fester Hort war, an dem so manche Alles zu verschlingen drohende Welle zu leerem Schaum und ohnmächtigem Dunst zerstäubte.

Der Mädchenbrunnen zu Pöstény.

Unferne der, dem Volkswahne nach, schon den Römern bekannten Heilquellen zu Pöstény, zeigen sich die Trümmer einer alten Kirche, ehedem der Brüder des Tempels, Zeuge der wundersamen Steinbilder, die aus den schattigen Trümmern, wie die letzten Laute untergegangener tiefer Weisheit, den einsamen Wandersmann anstarren. Nahe an der Kirche quillt ein klarer Born aus der Tiefe, an dem schon ehemahls die Ritter des rothen Kreuzes die kampfesmüden Sinne labten, und wo sie noch jetzt als hehre Riesengestalten in schauerlicher Mitternacht umkreisen, klagend um ihren herrlichen Stamm, durch argen Frevel gestürzt, gleich dem gewaltigen Fels des Gebirges, den die von der Schwäche gelegte Mine donnernd aus seinen weltalten Fugen reißt und in das Thal niederschmettert.

Doch nicht bloß die grausenden Erscheinungen der Geisterwelt umkreisen diesen Born. Seinem Rande

entschweben auch süße Orakel für liebende Herzen. Alljährlich in der Nacht, welche dem Festtage des heiligen apostolischen Königs Stephan vorhergeht, der hier mit eigener Hand den Grundstein zur Kirche gelegt und dessen seliger Geist noch liebend seine Schöpfung umschwebt, wandern die mannbaren Jungfrauen um die Mitternachtsstunde hinaus, an diesen Brunnen die Krüge zu füllen, deren Welle am morgenden Festtage mit frischem Glanze sie schmücken soll. Im eifrigen Gebete knien sie dann auf der Kirchenschwelle hin, denn es geht die alte Sage, daß sich frommen Gemüthern, die also den Heiligen ehren, am andern Morgen, der für ihr Leben bestimmte Gefährte auf dem Kirchengange in der Gestalt des ersten sie begegnenden, unverehlichten Mannes zeige. Seit alter Zeit gehen die Jungfrauen, um aus der heiligen Flut Gewißheit für ihres Herzens heimlichstes Hoffen zu hohlen, und also kündet eine liebliche Sage den Ursprung des frommen Gebrauches.

Gleich einer Rose erblühte Boritza, Bolko's Tochter, doch gleich der Königinn der Blumen umstarrten auch sie rauhe Dornen. Gern hätten diese Dornen die milde Hand inniger Liebe mit neidischem Stachel vertrieben, wenn es für die Liebe einen gäbe.

Reiches Besitzthum gab Bolko ein großes Ansehen in der Landschaft umher, doch hart wie das Metall in seinen Kisten, stieß er mit rauher Sitte jegliche herzliche Annäherung zurück. Weniger mit bestimmter, drückender Härte, als mit rauhem Mangel väterlicher Liebe quälte er sein duldendes Kind, das ihm nichts war, als ein lebendiges Wesen; sein Herz schlug nur für todten Glanz. Doch auch diesen Wermuthskelch sollte Boritza leeren. Sie war besonderer Obhut der Schwester ihres Vaters untergeben, deren Schönheit und Jugend längst verdorrt war; denn gleich der Flechte auf harten Felsen, hatte sie ihr Leben nie zur Blüte gebracht. Fessellos haftete sie auf dem Stein, und nimmer hatte sie erfahren, wie süß es sei, mit allen Herzwurzeln den Boden zu durchranken, daß er eins mit der Pflanze und jegliche Trennung ihr auch Tod wird! — Gleich dem feuersprühenden Zauberdrachen, der zu seiner Pein ihm nutzlose Schätze hütet, durchschlich sie die Gänge der Burg, mit neidischem Blick das arme Mädchen verfolgend. Giftigen Mehlthau nannte sie die Liebe, denn sie kannte nicht den heiligen Thau, welcher der schweren Erde entstiegen, an des Mondes reinem Strahl sich läutert und dann allnächtlich, wenn

das wilde Getümmel schweigt und bloß die Nachtigall schwermüthige Liebesklagen durch die Zweige flötet, in die träumerisch nickenden, halbgeschlossenen Kelche der Blumen sinkt, daß sie dann dem großen Weltauge mit überirdischer Zauberschönheit entgegenstrahlen. — Zu magdlichem Dienst trieb sie mit rauhem Scheltwort und geheimer Schadenfreude die unglückselige Boritza, zernichten wollte sie die schöne Knospe, die ein Meer von Lieblichkeit in sich schloß, von der ihr Sinn nie nur einen Tropfen hätte ahnen können. — Aber es sollte ihr nicht gelingen und ihr Bemühen zog über Boritza's blendende Schönheit nur den milden Schleier schmerzlicher Sehnsucht, die zum Himmel emporschaut und mit einer funkelnden Thräne, die dem tiefsten Herzen heimlich entquollen, die gefesselten Gemüther unfehlbarer, mächtiger nach sich zieht, als es das glänzende Banner des fröhlichen Lebens vermag. Tief in die Blätter der schüchtern sich öffnenden Knospe war ein Tropfen jenes milden Liebesthaues gesunken, und mochte auch von außen der giftige Wind der Wüste stürmen, im innersten Herzen der Blume thronte die heilige Kühle, thronte der Thautropfe vom Himmel, der stets mit neuem tieferm Leben die schmachtenden Blätter durchzog. Imre war es, der

in Boritzens Seele die schlafenden Gefühle weckte. Herrlich hob er sich empor, gleich den schlanken Tannen des Gebirges, unter der Lockennacht blitzte das schwarze Auge, als sollte sein Strahl vernichten, aber sah er die, die er zur Herrinn seines Herzens erkoren, glänzte es mild, wie der sinkende Abendstern, den des Meeres kühle Wogen umrauschen. Sonst hatte Boritza nur die Dornen und Klippen des Lebens gekannt, nirgends hatte für sie in den rauhen Klüften ein Blümlein geblüht, und doch wälzte es jedesmal von ihrem Busen eine schwere Last, wenn des Vaters rauhes Wort einen Freier verscheuchte; doch seitdem der Strahl aus Imre's Auge in ihr Herz hineingeleuchtet hatte, war es, als hätte das rauhe Geklipp Leben bekommen, tausend Blumen waren ihr aufgegangen und umwoben die scharfen Felsen, die so oft ihr weiches Gemüth verwundet hatten, mit einem linden duftenden Teppich; über der Musik, die ihr Herz wie Flötentöne in der Mondnacht durchtönte, verhörte sie das feindliche Schelten der widerwärtigen Mächte in der Außenwelt, das nun nur mehr an die Schale ihres Heiligthums anbranden konnte, doch nimmermehr in seinen Kern dringen. Doch goß ihr des Schicksals Eisenhand in die Honig-

tropfen mit vollen Zügen des Leidens bittern Wermuth. Nur heimlich durfte ihre Liebe blühen, daß der Neid sie nicht zerknickte, und eignen stillen Reiz gab das süße Geheimniß, das, am innern Leben überreich, sich schamhaft dem Auge der Welt verbarg, gleich der Nachtviole, die im Sonnenschein, ihre Düfte im tiefen Kelch begrabend, sie erst am blauen Mondesstrahle aushaucht. Aber ein ewiger Stachel zerfleischte ihr blutendes Herz: sie liebte hoffnungslos, denn Imre, aus edlem Geschlecht entsprossen, besaß nichts als sein liebreiches Herz, das, rein wie Gold, unendlich das todte Metall überwog. Der Alte hatte geschworen, nur dem dieses herrliche Kleinod zu lassen, der seinen Mammon ihm zu verdoppeln vermöchte. Trüb und blütenlos, eine graue Nebelwüste, lag das Leben vor ihr, kaum erhellt durch die Augenblicke, wenn sie am engen Fensterlein den Geliebten kommen sah, der mit Lebensgefahr die Mauer erkletterte, um durch das neidische Gitter die zarten Hände zu fassen und holdes Liebesgeflüster zu tauschen. Einst hatten sie in süßen Klagen und Thränen, in Hoffnung und unendlicher Sehnsucht die Stunde überhört, die gebieterisch an den Abschied mahnte; plötzlich wurden sie von der Alten überrascht, die schon

lange jeglichen Winkel mit spähendem Argwohn durchgewandelt. Mit einem gellenden Schrei weckte sie die Liebenden aus ihrer süßen Betäubung. Erschrocken flehte Boritza ihren Geliebten zu entfliehen und als er, bloß auf sie bedacht, damit zögerte, enteilte sie selbst dem unglücklichen Orte, der ihres Glückes Grab geworden war, verfolgt von dem Zorne der Alten, den nicht einmal Boritzens demüthige Hingebung entwaffnen konnte. In stillen Thränen durchweinte sie die Nacht, als schon längst des Schlafes bändigende Kraft die Wuth ihrer Verfolgerinn schweigen gemacht hatte.

Am Morgen wankte die bleiche Boritza durch die öden Gänge, die für sie zum Gruftgewölbe geworden waren, als ihr rauher Vater von Neuem begann, ihr Herz mit bösen Worten zu zerfleischen. Zuletzt rief er Imre und gebot dem unglücklichen Jüngling unter drohenden Flüchen, der Burg zu entfliehen. Flehend faßte Boritza ihres Vaters Hand, der aber stieß die Jammernde von sich und wiederholte sein Gebot. Da nahte ihr Imre zum Abschied noch einmal und sich niederbeugend flüsterte er leise und schnell: »Um Mitternacht beim Tempelbrunnen.« Heimlich gab ihm das Mädchen zum Zeichen der Gewährung

die Hand und begleitet von ihren Thränen zog er zur Burg hinaus.

Reges Leben bewegte sich in der Burg, denn es war der Vorabend des heiligen Stephansfestes und die Flut der Beschäftigungen, die bei dieser Gelegenheit auf Boritzen lasteten, machten, daß ihr Schmerz mehr in ihr Inneres zurückgedrückt, den forschenden Augen der Bosheit entging. Allmälig sank die Nacht hernieder und oft wollte sie ein Schauer überschleichen, denn es pflegten oft bei heimlicher Mitternacht die Brüder des geopferten Tempelbundes um den ehemaligen Sitz ihrer Herrlichkeit klagend zu wandeln, und manche schauerliche Mähre erzählte die Sage von diesem Ort. Endlich rief der Wächter die eilfte Stunde aus, da vergaß Boritza ihre Schauer, leise hob sich das Hoffen in ihrem Herzen, muthig ergriff sie einen Krug, wie um ein Vergessen des Tages zu verbessern, und eilte, da Alles um sie in tiefem Schlafe lag, unangefochten zur Burg hinaus, dem Brunnen zu.

Schon harrte ihrer der Geliebte am Brunnen, wo sie auf ewig von ihrem Glücke scheiden sollte; Thränen erstickten ihr letztes Lebewohl und doch, daß sie es sich sagen konnten, war wieder den verwundeten Herzen ein Balsam; da war die Stunde des

Scheidens herangekommen und mit gebrochenem Herzen rissen sie sich los. Auf dem Rückwege hatte Boritza aus dem Tempelbrunnen geschöpft und lehnte sich traurig über den Rand des Brunnens, ihre Thränen mit seiner Kristallflut vermischend. Plötzlich ward sie von einem milden Licht umflossen, erschrocken blickte sie auf, da sah sie in himmlischem Glanze die Gestalt des heiligen Königs vor sich stehen. Mit mildem Ernste blickte er auf das unglückliche Mädchen, die vor ihm in die Knie gesunken war. »Fasse Muth,« begann der Heilige, »auf Ihn vertraue, dem die Herzen weiches Wachs sind, also ist sein Rathschluß: der erste Mann, den deine Augen morgen ersehen, wenn du zur Kirche gehst, den hat dir sein ewiger Wille zum Gefährten des Lebens bestimmt, murre nicht, sondern füge dich mit kindlichem Sinne dem, der Alles zum Besten führt.«

Erstarrt war Boritza niedergesunken, bewußtlos kehrte sie heim, ein fürchterlicher Kampf wogte in ihrem Herzen, das umsonst den Todesstoß erwartete oder Erlösung! Endlich ward sie von der Flut der Gedanken und Gefühle übermannt, und ein tiefer Schlummer löste die Last von ihrem gepreßten Herzen. Wunderbar ward sie gestärkt. Als sie am Mor-

gen erwachte, hatte sie Ergebung und Vertrauen gefunden, ja zuweilen schien ihr süße Hoffnung den Pfad zu vergolden, den sie stumm zwischen ihrem Vater und der Alten wandelte. Da ersah sie plötzlich am Wege ihren geliebten Imre, er konnte die Gegenden, wo sein Leben blühte, nicht verlassen, bevor er sie nicht noch einmal gesehen. Kaum konnte Boritza das Gefühl ausbrechender Flamme etwas dämpfen, aber im Vorübergehen sprach sie laut und freudig dem Geliebten Muth und Zuversicht ein. Schon zog des Zornes Ungewitter sich über ihr Haupt zusammen, aber schon war sie in die Kirche geeilt, ihr freudenvolles Herz in innigen Dank auszugießen vor dem gütigen Lenker ihres Schicksals, der in ihres Leidens Nacht solch einen hellen Hoffnungsstrahl gesandt hatte. Es begab sich auch, daß binnen Jahresfrist die Alte starb, und Boritzens Vater durch schwere Krankheit an den Rand des Grabes gebracht, durch harte Schläge des Unglücks mürbe und weich geworden, willigte endlich ein, seiner Tochter höchsten Wunsch zu erfüllen, den er auch, seit er von der Erscheinung hörte, für den Willen des Himmels erachtete. Und sie reichte dem Geliebten an eben dem Orte die Hand,

wo ihr zuerst der Hoffnungsstern von so viel dunkeln Wolken umthürmt, aufgegangen war.

Seit jenen Tagen ward es Sitte unter den mannbaren Mädchen jenes Ortes, am Vorabend des heiligen Stephan am Tempelbrunnen Wasser zu schöpfen, und seinen Schutz mit brünstigem Gebet zu erflehen, auf daß des andern Tages die für's ganze Leben entscheidende Begegnung günstig ausfalle, den geheimen Wünschen der Betenden gemäß.

Der Berggeist des weißen Gebirges.

In der Kette der bei Preßburg anhebenden Karpathen, überragt alle nachbarlichen Gipfel die Doppelspitze, die sich ob den Burgtrümmern von Szomolan erhebt. Sie ist es, die den Anwohnern des Himmels wahre Gesinnung verräth; sein Antlitz mag noch so sehr in tückischer Freundlichkeit glänzen, ein Rauschen und Brausen in ihren mächtigen Eichen, das aber die Bäume des Thales unberührt läßt, mahnt die Landleute ihre Säumniß zu betreiben, ehe das Wetter seine Schrecken aus dem Schooß der Heiterkeit schleudert. Stumm gehorcht jeglicher der Mahnung des mächtigen Berggeistes, dessen Namen heilige Scheu nicht auszusprechen wagt, eingedenk des strengen Gerichtes, das er einst über die Unterdrücker hielt und von dem an er seine Nähe durch die brausende Fahrt in der Waldnacht kund gibt.

Vor langen Jahren war Szomolan im Besitze

Eines aus dem hohen Hause der Erdödy, den aber Sorge um die Angelegenheiten des Reichs, in der Königspfalz, fern von seinem Erbe gebannt hielt. Zongor, einen Leibeigenen seines Hauses, der aber in wackern Kriegen sich Freiheit und mit ihr Gut und Ansehen erstritten, hatte er zum Hüter seiner Burg bestellt und ihn mit Macht gerüstet in geringern und eiligen Fällen als sein Stellvertreter zu handeln; aber den zum Knecht gebornen, hatte die Freilassung nicht frei gemacht und er übte die übertragene Herrschaft als Knecht. Unerträglich Allen, lastete sein Druck unerträglicher auf denen, die ihn niedrig gekannt und ihn hatten steigen gesehen. Wie ein böser Kettenhund bewachte er das Ohr seines Gebieters und wehe den armen Bitten und Klagen, die dort den Eingang suchten, schwer mußten einige es büßen, Zongor wußte sich als um seinen Eifer gehaßt und verfolgt darzustellen, nur fester und unumschränkter wurde Erdödy's Vertrauen und um so rath- und hülfloser die Lage der zu Szomolan Pflichtigen.

Eines Tages beschied Zongor einen armen Tagelöhner vor sich, übergab ihm ein Schreiben an seinen

Herrn in Preßburg und gebot ihm es hinzutragen; doch nur drei Stunden Frist gönnte er ihm zum Hinweg, in einer sollte er abgefertigt seyn, und dann seine Heimkehr wieder in dreien vollenden!! Jammernd stellte ihm der Bote vor, wie selbst rüstige Renner es kaum in der doppelten Zeit erzwingen könnten, aber Zongor's wilder Blick und dräuender Fluch schnitt ihm die weitere Rede ab und trostlos machte er sich auf den Weg. Unfern der Burg um eine Waldecke biegend, gewahrte er einen Mann, auf einem mit drei Rappen bespannten Wagen, langsam desselben Weges ziehen. Mit betrübtem Blick sah er zu ihm hinauf, der Fuhrmann hielt, er fragte was ihn drücke? und hieß ihn das Fuhrwerk besteigen. Ein furchtbarer Peitschenhieb, der lange in den Hügeln fortknallte, mahnte die Rosse zur Abfahrt, die vor sich ging, wie der Sturm über Länder fährt, daß dem Boten die Sinne schwanden, bis der Wagen am äußern Thor still hielt, wo ihm der Fuhrmann gebot, sein Geschäft zu vollbringen und seiner an der Stelle zu harren versprach.

Staunend sah der Bauer auf dem Markte noch volle Geschäftigkeit, denn noch stand die Sonne hoch

und doch war Mittagszeit schon vorüber, da ihn der Vogt ausgesandt. Wie im Traum übergab er das Schreiben, ward abgefertigt und stellte sich wieder bei seinem wunderbaren Führer ein. In gleicher Eile brausten die Rosse zurück, bis an der Waldecke der straffe Zügel sie halten machte; lächelnd entgegnete der Fuhrmann des Boten furchtsamem Blick, mit dem er ihn und sein schäumendes Gespann maß: »Du fürchtest dich wohl, aber sei unbesorgt, du fuhrst mit Gott. Ich weiß meine Rosse zu lenken, sie sind von dauerhafter Zucht und heute bekommen sie den vierten Gesellen, ihnen zu helfen, dann soll es erst lustig gehen!« — Schwer auf seufzten die Rosse, der Fuhrmann lachte, verlor sich zwischen den Bäumen und sich bekreuzend, eilte der Bauer hinauf, Zongor Rechenschaft von seiner Sendung zu geben. Starr hörte dieser den Bericht von seiner Wiederkehr, er begriff nicht, daß das wahr seyn sollte, was er in tollem Übermuth verlangt. Doch der Brief war seines Herrn, Schrift und Siegel bezeugten es, da ließ er den Boten kommen, den Hergang aus seinem Munde zu erfahren. Treu erzählte dieser, was geschehen, bei jedem Wort ward Zongor

bleicher, sein Haar starrte empor, blutig fiel das letzte Abendroth durch die Scheiben. Wie von vergifteten Pfeilen getroffen, sank er zusammen. Im Hof knallte die Peitsche des fremden Fuhrmanns und mit vier schwarzen Rossen fuhr er jetzt über die Zugbrücke hinaus in den finstern Wald.

Das Windschloß.

Die über das »weiße Gebirge« aus der Preßburger in die Neutraer Gespanschaft und aus dieser nach Mähren führende Straße, läuft bis zu dem ansehnlichen Ort Nádas in der Ebene fort, erhebt sich dann in sanften Windungen am Fuße des Wetterlings über kahle Hügel auf beträchtliche Höhe und verschwindet endlich im Dunkel des Waldes. Bevor das Fuhrwerk noch bergauf sich wendet, muß es alsobald außer dem Dorf an einer Thalöffnung vorüber, die ihm einen freundlichen Bach und bei großer Hitze wohlthätig kühlenden Luftzug entgegen fächelt. Oft verstärken sich diese jedoch bis zum schreckbarsten Sturm und bringen den Reisenden in Gefahr auf der hohen geländerlosen Brücke, unter welcher der zum Strom geschwellte Bach in donnerndem Brausen sich fortwälzt. Stets, man mag vorbeikommen zu welcher Jahrs- oder Tagszeit nur immer, herrscht hier ein in die Ebene sich drängender Luft-

strom, bald milder bald heftiger, je nachdem es ruhiger oder tobender im Windschloß hergeht, oder dem Berggeist gefällt, den Reisenden zu necken oder sanft zu fächeln. Folgt man dem Lauf des plätschernden Wassers etwa eine Viertelstunde weit, erhebt sich rechts ein zackiger, Mauern, Thürme und Zinnen wunderbar darstellender Fels, mit einem weitgeöffneten, ganz frei dastehenden Bogenthor, als lüde es den Vorübergehenden zum Besuch der Burg. Aber dessen hüten sich die Anwohner sorgfältig und gehen selbst nicht gerne vorüber, wohlwissend, in diesem Schloß halte der Berggeist die Winde gefangen und lasse sie nur zeitweise aus ihrer Haft, wo sie dann mit desto größerer Hast und Gewalt aus dem Felsthor brechen und wenn ihnen gerade ein Mensch entgegenträte, ihn rücklings den Berg hinabstürzen würden.

Wie es aber im Innern dieses Windschlosses aussehe, dessen Gemächer tief in den Bauch des Berges sich senken, das erkundet wohl keine menschliche Seele. Wer sich in die Nähe wagte, wäre den Unterirdischen verfallen. Zwar gelangte einst, vor vielen Jahren ein frommes, unschuldiges Mägdlein in die Behausung der wilden Stürme; aber froh des geretteten

Lebens wußte sie, als sie wunderbar an das Tageslicht zurückgelangt, wenig zu erzählen, das die Neugierde befriedigt hätte, denn Schreck und Angst hatten ihre Sinne befangen. Was und wie es sich aber mit ihr begeben, war Folgendes:

In einem Hüttchen an des Dorfes äußerstem Ende lebte einst die Witwe eines Bauers, der vormals der reichste in der Umgegend, durch wüstes Leben um Alles gekommen, in tiefster Armuth gestorben war und von Haus und Hof verjagt, mit Mühe noch dies entfernte, kleine Häuschen erhalten hatte. Fromm, gottesfürchtig und arbeitsam war die Frau, mühsam von der Hände Arbeit sich nährend; zu eben diesen Tugenden erzog sie die einzige Tochter Borsa, denn eine andere Aussteuer konnte sie ihr nicht geben und im Vertrauen auf die Vorsorge dessen, der die Raben speiset und die Lilien des Feldes kleidet, glaubte sie fest und innig, auch auf sie werde sich sein Vaterblick senken, wenn er sie fort und fort bei Gebet und Arbeit träfe. Dies Vertrauen ward nicht getäuscht, still mit manchem Kummer, aber auch mit mancher Freude floß ihr Leben dahin, besonders seit Borsa so weit herangewachsen war, daß sie der Mutter hülfreich beizustehen vermochte. Mit Fleiß und Eifer

widmete sich das Mädchen jeder Arbeit, spähte nach jeder Gelegenheit, wo sie der geliebten Mutter die schwere Sorge des Lebens erleichtern konnte. Aber nicht bloß die fleißigste und sittsamste, auch die schönste des Dorfes war Borsa, ihr selbst unbewußt in einsamer Abgeschiedenheit herrlich aufgeblüht und von sorgsamer Mutterhand vor dem Pesthauch der Schmeichelei bewahrt.

Die Hütte der Armuth wird wenig besucht, deshalb wurde die Einsamkeit Borsa's und ihrer Mutter nur wenig unterbrochen, und sie würden vielleicht ganz unbemerkt geblieben seyn, wenn nicht die Pflichten der Religion sie in größere Versammlung im Hause des Herrn geführt hätten. Mit Neid blickten die Mädchen, mit leuchtender Freude die Burschen des Ortes auf die Eintretende, deren holdes Antlitz durch die Glut der Andacht neuen Liebreiz erhielt. Gestehen mußten beide, Borsa sei die schönste, aber, sagten die Bursche, auch die unzugänglichste von allen, darum traten alsbald die leichtfertigen Freier zurück, deren ein armes Mädchen wohl zum Tändeln, aber keinesweges zur Hausfrau anstand.

Nicht so dachte Toma, des reichen Richters Sohn, der anfangs aus Zeitvertreib sich unter die Bewerber

mengte, aber bald von edlerem Gefühl durchdrungen, sein Herz der Holden weihte und das ihre zu rühren wußte. Denn, sobald ihm die süße Gewißheit ward, daß Borsa seine Huldigung nicht abweise, eilte er zum Vater, dessen Einwilligung zur Verbindung zu erflehen. Dieser, ein rauher, harter Mann, auf seinen Reichthum pochend, schalt den Sohn einen verliebten Thoren, und verbot ihm jeden Gedanken an eine Heirath mit einer Bettlerinn, die sich glücklich preisen könnte des Schweinhirten, nicht aber des Ersten im Orte Gemahlinn zu werden. Nicht so leicht ließ sich der Sohn abweisen. Fortwährend bestürmte er den Vater mit Bitten, achtete nicht seiner Drohungen und Strafen, schlug andere Verbindungen trotzig aus, und erklärte endlich bestimmt, daß er nie eine andere, als Borsa heirathen werde.

Nachdem der Alte alle Zwangsmittel vergebens erschöpft und sich von der Hartnäckigkeit seines Sohnes überzeugt hatte, blieb ihm wohl nichts übrig, wollte er seinen Zweck durchsetzen, als Borsa zu entfernen. Wie das anzufangen sei? war nun die Frage, die er zu lösen sich nicht traute, denn offene Gewalt ließ sich nicht anwenden. Es lebte aber gerade

damals in einem abgelegenen Theile des Dorfes ein altes Weib, die unter dem Namen der klugen Frau bekannt, sich mit Zauberkünsten abgab, durch welche sie den Menschen in leiblichen und geistigen Gebrechen hülfreich beistand und dafür ihre Opfergaben nahm. Zu dieser eilte der erzürnte Richter und bat sie um Hülfe und Beistand gegen das verruchte Mädchen, das seinem Sohn einen Liebestrank beigebracht haben müßte, da er so fest an ihr hinge. Mit Verheißungen entließ die Zauberinn den Flehenden und gebot ihm, nach einigen Tagen wieder vorzusprechen.

Indeß war Borsa's Mutter schwer krank geworden und trotz der sorgsamsten Pflege der Tochter, verschlimmerte sich ihr Zustand von Tag zu Tag. Alles, was Borsa an Mitteln bekannt war, was sie hülfreich glaubte, oder von Nachbarinnen preisen hörte, ward erschöpft, doch die geliebte Kranke stets schlechter. Da ergriff sie beinahe Verzweiflung und der Rath einer Besuchenden bei der klugen Frau Hülfe zu suchen, schien ihr Stimme des Himmels selbst. Sie flog mehr als sie ging zu der gefürchteten Alten, der das erkorne Schlachtopfer höchst willkommen war. Nachdem Borsa mit zitternder Stimme ihre Bitte

vorgetragen hatte, schlug die Zauberinn ihre geheimnißvollen Bücher auf und las lange darin. Endlich begann sie: »Unwiederbringlich ist deine Mutter verloren, reichst du ihr nicht den Trank eines Krautes, das nur an einer Stelle und zu bestimmter Stunde zu finden ist. Jene, ist die Thorschwelle des Windschlosses; diese, Mitternacht bei Mondeswechsel. Hast du Muth, so gehe allein, in der dritten Nacht von heute, an die bezeichnete Stelle, pflücke das Wunderkraut, das sich dort über alle andern erhebt und du hast, was deiner Mutter Leben erhält.« — »Ach Gott,« seufzte Vorsa, »wie soll ich das vollbringen, wie mich dem grausenhaften Aufenthalt der Geister nähern, die mich verderben werden. Gibt es denn gar kein Mittel sonst, die gute Mutter zu retten?« — »Keines,« erwiederte die Hexe, »und versäumst du die dritte Nacht, ist es dann zu spät.«

Trostlos verließ das arme Mädchen die gefürchtete Alte, denn was diese forderte, schien ihr unmöglich. Doch als die Mutter immer schwächer, ihr Blick und ihr Wort immer matter ward, sie selbst im Gefühl des nahen Todes nur darüber jammerte, daß sie die Tochter hülf- und schutzlos zurücklassen

müſſe, da brach dieſer das Herz und ſie beſchloß Alles zu wagen, um das theure Leben zu retten.

Angſtvoll verging ihr der Tag. Jeden ſeiner Augenblicke hätte ſie zurückhalten wollen, denn mit dem Verſinken der Sonne entſtand ihr der Muth und der Kampf zwiſchen Kindesliebe und Todesſchrecken durchzitterte ihr ganzes Weſen. Endlich war die verhängnißvolle Stunde da. Ein leiſer Schlummer hatte ſich auf die Augen der Kranken gelagert, der matte Schimmer der Lampe fiel auf ihr Angeſicht, das bereits einer Todten glich. Wenigſtens ſchien es Vorſa ſo, und dies hatte den Kampf entſchieden.

Leiſe kniete ſie an dem Bette der Sterbenden nieder, empfahl ſie und ſich in inbrünſtigem Gebete dem Vater im Himmel, der die Reinheit ihrer Abſicht kannte, küßte ſchweigend die herabhängende Hand und ſchlüpfte durch die vorſichtig geöffnete Thür.

Wunderbar hatte ſie das kurze Gebet geſtärkt, doch konnte ſie ſich des Grauens nicht erwehren, als ſie hinaustrat in die finſtere Sturmnacht. In weites Dunkel gehüllt lag die Erde, von einzelnen Blicken des Mondes, den fliegende Wolken bald deckten, bald durchſehn ließen, ſparſam und abwechſelnd beleuchtet, mehr zum Schreck als zur Hülfe, denn er

zeigte drohende Schreckgestalten an den Seiten des Pfades, den Borsa wandelte. Heulend und jammernd strich der Wind über die Felder, in wundersamen Tönen, das Schicksal der einsam und verlassen Wandernden beklagend und sie gleichsam zur Rückkehr ermahnend.

Laut betend schritt die fromme Pilgerinn vorwärts, in aufopfernder Ergebung den Muth findend, allen Schrecken der Nacht zu trotzen. Nun war sie an dem Felsenthor des Windschlosses angelangt. Der Mond trat hell aus seiner Verhüllung und sie sah die Wunderblume hoch über ihre Gefährtinnen das Haupt erheben. In dem Augenblicke verkündete die Thurmuhr Mitternacht und mit dem letzten Schlage schien es, als beginne Alles zu leben und sich zu bewegen. Rasch griff Borsa nach der Blume, doch kaum hatte sie sich derselben bemächtigt, ertönte ein Alles erschütternder Schlag. Tausend verschiedene Stimmen heulten gräßlich durch einander, entfesselte Stürme stürzten sich mit tobender Wuth aus dem entriegelten Thor und rissen das erschrockene Mädchen mit sich, in drehenden Wirbeln hoch in die Lüfte sie entführend. Bewußtseyn hatte sie alsobald verlassen. Als dieses jedoch zurückgekehrt, fand sie sich vom mil-

den Sonnenlicht erwärmt, am Fuß des Windschlosses liegen und in ihrem Schooß duftende Kräuter, und die ganze Natur mild und sanft im Morgenschimmer des herrlichsten Tages von zahllosen Stimmen der befiederten Sänger des Waldes freudig begrüßt.

Und sie eilte zur harrenden Mutter den heilenden Trank zu bereiten, der kaum an die Lippen gesetzt, schon das Übel verscheuchte und in kurzem ihr zur vollkommenen Genesung verhalf. Bald darauf aber starb Toma's Vater von Gewissensangst gefoltert, daß er durch Teufelskünste das unschuldige Mädchen hatte verderben wollen. Und er ließ sie, als der Tod ihm nahete, rufen und bat ihr das Unrecht ab und segnete sie als seine Tochter. Und wie sie das Muster der Sittsamkeit, Unschuld und kindlicher Liebe unter den Mädchen gewesen, so ward sie nun ein Spiegel des Fleißes, der Tugend und ehelichen Treue unter den Weibern. Es ging an ihr die Verheißung des vierten Gebotes in Erfüllung, sie lebte lang und es ging ihr wohl auf der Erde.

Der Rektor Magnificus.

Georg III., Graf von Thurzo, Palatin von Ungarn († 1617), hatte einen einzigen Sohn, auf dessen Erziehung er alle Sorgfalt verwendete. Wirklich lohnte auch Emrich des Vaters Bemühungen durch einen besonderen Fleiß, der dem Vaterlande um so größere Hoffnungen erlaubte, als ein glückliches Talent, trefflich durch selben unterstützt, dem künftigen Manne jenen innern Werth zu geben versprach, den Reichthum allein aufzuprägen nicht im Stande ist. Um nichts hierin zu vernachlässigen, glaubte Graf Georg, daß es nöthig sei, seinen Sohn zur Vollendung seiner Bildung auf eine auswärtige Universität zu schikken, und wählte hierzu jene von Wittenberg. Mit einem auserwählten Gefolge, das der hohen Würde, die er im Lande bekleidete, und dem ungeheuren Reichthum, den er besaß, angemessen war, sandte der Palatin seinen Einziggebornen auf die hohe Schule, und hatte bald das Vergnügen, die befriedigendsten

Nachrichten über dessen Fortschritte zu vernehmen. Wirklich waren diese auch so ausgezeichnet, daß der junge Graf, erst siebzehn Jahre alt, von dem akademischen Senate einstimmig im Jahre 1615 zum Rektor Magnificus erwählt, und von dem Kurfürsten von Sachsen in dieser ehrenvollen Würde bestätiget ward. Es ist noch ein Büchlein vorhanden, das im Jahre 1616 zu Wittenberg bei dieser Gelegenheit gedruckt wurde, und den Titel führt, »Rectoratus academicus, id est orationes quas Comes Emericus Thurzo de Arva etc. Rector hactenus Academiae Vittenbergensis Officii causa publice habuit.«

Mit vieler Freude erfüllte den alten Grafen diese öffentliche Anerkennung der Verdienste seines Sohnes, und er beschloß alsogleich, so wie er den Bericht erhielt, die ungewöhnliche Ehre bestens zu erwiedern. In dem Antwortschreiben an den Sohn erinnerte er ihn dieser ja nicht zu unterlassenden Pflicht, und beauftragte ihn zugleich, die ganze Universität zu einem glänzenden Feste zu laden, jedoch damit so lange einzuhalten, bis nicht seine Boten aus der Arva, die er alsobald absenden würde, ankämen.

Aus den Unterthanen des Schlosses Arva wählt Graf Georg alsobald hundert Mann, wovon die mei-

sten der lateinischen Sprache mächtig waren, gesellt ihnen mehrere berühmte Tänzer bei, die des einheimischen sogenannten Heiducken-Tanzes, mit Streitaxt und Schwert kundig sind, gibt ihnen Waffen und gleichförmige Nationalkleidung von dem braunen einheimischen Tuche, mit hohen Mützen, an deren Seite ein dreieckiger Lappen, gleich einem kleinen Fähnlein in der Luft schwebt, läßt in mehrere Rüstwagen alles packen, was an Seltenheiten des Landes aufzutreiben ist, und sendet sie, mit den nöthigen Aufträgen versehen, unter dem Kommando seines Kastellans gegen Wittenberg. Wo sie durchzogen, glaubte man eine Truppe Soldaten sei auf dem Wege zu irgend einem Heere in Sold einzustehen, und legte ihnen um desto weniger Hindernisse in den Weg, als sie sich gehörig auswiesen, und nirgend eine Ausschweifung verübten. Als sie nach Wittenberg kamen, marschirten sie vor die Stadt, und schlugen da ein förmliches Lager auf. Mit Schrecken erfüllte ihre Ankunft alle Bewohner, denn der Anblick dieser bewaffneten schwarzen Männer schien wenig Gutes zu versprechen, und die tausendzüngige Fama verkündete die befürchteten, und erst zu erwartenden Gräuelthaten als schon geschehen an. Die Thore werden alsogleich geschlossen, die Wa-

chen verdoppelt, die Bürger zu den Waffen aufgerufen, und alle Anstalten der Vertheidigung gemacht. Der hochweise Rath in Eile versammelt, beschließt, bevor zu Feindseligkeiten geschritten würde, sich durch eine Gesandtschaft von den Absichten der dräuenden Fremdlinge zu unterrichten, und schickt deshalb ein Paar hochedle Herren aus seiner Mitte, um sich bei der vermeinten Räuberhorde anzufragen, wer sie sei, woher sie komme, wohin sie ziehe, und was sie wolle. Da tritt der Bauernanführer den Herren entgegen und sagt, die ganze Mannschaft sei aus den Unterthanen des Grafen Emrich Thurzo, des hiesigen akademischen Rektors Magnificus gewählt, und komme ihren Gebieter zu begrüßen, und ihm die Glückwünsche zu der neuerlangten ehrenvollen Würde zu überbringen.

Eben führte Graf Emrich seinem Amte gemäß den Vorsitz bei einer öffentlichen Prüfung im großen akademischen Hörsale, als man ihm die Ankunft seiner Vasallen meldete. Auf sein Ersuchen wurden ihnen die Thore geöffnet, und der sonderbare Einzug, unter dem Schalle der Geigen, Jagdhörner, Schallmeien und Sackpfeifen zog aller Augen auf sich. Vor dem Universitätsgebäude aufgezogen, kam der Anführer mit sechs Mann in den Saal, den Graf Emrich mit Fleiß nicht

verlassen hatte, da er wohl vermuthete, daß die Gesandtschaft ihre gemessenen Verhaltungsbefehle haben werde, und begrüßte den Grafen mit einer zierlichen lateinischen Rede, in der er ihm die Freude seines Vaters und seiner getreuen Unterthanen über sein neues Ehrenamt ausdrückte, und die feurigsten Wünsche für sein langes Wohlergehen darbrachte, nebst bei auch einige schmeichelhafte Komplimente für die Universität einflocht. —

Mit dem höchsten Erstaunen erfüllte diese sonderbare Erscheinung alle Anwesenden, die sich in das Benehmen dieser anscheinend rohen und furchtbaren Männer gar nicht finden konnten. Endlich bot man ihnen Sitze an, die sie mit vieler Höflichkeit annahmen, und den Prüfungen mit aufmerksamen Ohren zuhörten. Durch die Nachsicht und Bewunderung der Akademiker ermuntert, nickten sie bald dem einen Beifall zu, bald schienen ihre Geberden andere Meinungen auszudrücken, ja endlich mengten sie sich gar zuerst halb, dann ganz laut zwischen die Streitenden, halfen bald dem Einen bald dem Andern, so daß ihnen der Sonderbarkeit wegen der Antrag ward, die Prüfung selbst durch den Vortrag beliebiger Streitfragen fortzusetzen. Nach einer kurzen Berathung wählen sie zwei aus ihrer Mitte, die als ganz ordentliche, wissenschaftliche

Kämpfer auftreten, und zur allgemeinen Verwunderung, so wie zum großen Vergnügen aller Gegenwärtigen, ihre Sache ganz gut führen, bis endlich unter Beifallsrufen, Gelächter und Lärm die nie erhörte und nie gesehene Sitzung aufgehoben wird. Vorher jedoch ladet Graf Thurzo die ganze Universität zu einem Feste nach ein Paar Tagen ein, welches auch mit königlicher Pracht und Aufwand gefeiert ward. Brot, Wildbret, Wein, Obst, Fische waren aus Ungarn mitgebracht worden, und auf das pünktlichste besorgten die Arver die Bedienung der zahlreichen Tische, an denen mehrere Hundert Gäste bewirthet wurden, während andere mit Musik die Unterhaltung mannigfaltig machten. Nach Tische fingen die Tänze an, in denen sie besonders im Heiducken-Tanz bei den sehr schnellen verschiedenen zusammenstimmenden Bewegungen mit der Streitaxt und dem Schwert, eine so außerordentliche Geschicklichkeit bewiesen, daß ihnen die Wittenberger ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Endlich nachdem die Feste drei Tage gedauert hatten, entließ sie Graf Emrich reichlich beschenkt nach Hause, wo sich die Kunde von dieser friedfertigen Expedition noch bis jetzt bei den Nachkommen derjenigen, die dabei waren, erhalten hat.

Das Wunderkreuz im Baume.

Der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Ungarn wildwüthende Bürgerkrieg raste vorzüglich in den obern Gespanschaften und hatte in Preßburgs Umgebungen, bis wohin sich die kaiserlichen Truppen zurückzuziehen genöthiget gewesen, durch längere Zeit sich behauptet. Die Schlacht bei Tyrnau und bald darauf jene bei Trentsin, von Heister über die Rákotzy'schen Truppen glänzend erfochten, nöthigte die Letztern, die Gegenden an der Donau und Waag gänzlich zu verlassen und in den hohen Karpathen an der polnischen Grenze den kleinen Krieg fortzusetzen, denn zu größern Unternehmungen fehlte fortan — Alles.

Die Ruhe kehrte nun auf den verlassenen Kriegsschauplatz zurück, in ihrem Gefolge Erholung von den ausgestandenen Drangsalen und verdoppelte Betriebsamkeit, um mannigfaltig erlittenen Schaden zu ersetzen und dem gesunkenen Wohlstand wieder auf-

zuhelfen. Hierzu gehörte vorzüglich das Wiederaufleben des Handels mit dem benachbarten Mähren, der zu großem Nachtheil beider Völker während der Unruhen gänzlich darnieder gelegen war; denn die Hauptstraße, auf der seine Gegenstände aus- und eingeführt wurden und noch werden, über das weiße Gebirge führend, lag mitten zwischen den kriegführenden Parteien und ward bald von der einen, bald von der andern behauptet. Nun sie frei geworden, strömten zahlreiche Kaufleute herbei, ihre lang zurückgehaltenen Waaren auf dem Hauptstapelplatz Tyrnau zu Markte zu bringen.

Allein eben dies reizte die Beutelust einer Räuberbande, die unter Anführung des furchtbaren Rajnoha, ihr Unwesen längs der ganzen Kette der weißen Berge trieb. Es war dieser Mann — (von dessen Gewandtheit und Riesenstärke die abenteuerlichsten Geschichten im Munde des Volkes sich erhalten haben) — Reiterkorporal Rákotzy's gewesen und nachdem sein Herr geschlagen und zersprengt worden, flüchtig im Gebirge herumgeirrt. Hier fand er mehrere Kameraden, die gleiches Geschick hierher geführt, stellte sich an ihre Spitze und führte nunmehr den Krieg auf eigene Rechnung mit der ganzen Mensch-

heit! Listig, kühn und mit allen Thälern und Schluchten genau bekannt, erhielt er sich mehrere Jahre zum Schrecken aller Bewohner jenes ausgedehnten Gebirgszuges, die aus Furcht vor Brand, Mord und Plünderung nie seine Verräther wurden.

Einst zog eine zahlreiche Karavane mährischer Kaufleute zur Marktzeit nach Tyrnau, wo Rajnoha's Späher bald erfahren hatten, sie würden mit wohlversehenen Beuteln zurückkehren, denn ihre Geschäfte waren glücklich gewesen. Auf der Spitze des Berges Barwinek, in dichtem Walde erwartete sie die Räuberschar und überfiel sie. Nicht ohne Kampf ließen sie sich plündern; doch endlich erlagen sie der Übermacht und einer der angesehensten Handelsherren büßte seinen Widerstand mit dem Leben. An dem Fuß einer mächtigen hundertjährigen Eiche war er gefallen. Den Ort zu bezeichnen, hefteten seine Angehörigen ein Kreuz an den Baum, zugleich den frommen Wanderer zu erinnern, daß er des Gemordeten im Gebet eingedenk seyn möge.

Der Fang, den Rajnoha's Bande gemacht, war überreich ausgefallen, der Wunsch nach ähnlicher Beute dadurch um so heißer; die Gelegenheit des nächsten Marktes hierzu günstig winkend. Man berieth

sich über die Maßregeln des Überfalles, und der Ort des verübten Raubes, als vorzüglich zum Hinterhalt geeignet, ward auch diesmal gewählt. Als die ziemlich zahlreiche Gesellschaft hier lagerte, bemerkte einer der jüngern Räuber, man sollte doch etwas seitwärts ziehen und nicht im Angesicht des Gekreuzigten, der mit dräuenden Blicken auf sie und ihr blutiges Vorhaben schaue, die Gewalthandlung vollbringen. Rajnoha fuhr ihn hart an, ob der knabenhaften Furcht, die ihn bei dem Anblick eines bemalten Blechstückes befiele und lachte über die dräuenden Blicke, die einem Manne das Mark in den Knochen könnten gerinnen machen, der sich doch für einen ganzen Mann ausgebe, aber im Grunde nur ein Weiberherz habe. Und als sich der beschämte Räuber zur Probe seiner Mannhaftigkeit erbot, erwiederte der Hauptmann: »Wohlan! bis sich Gelegenheit ergibt, die deinen Muth bewährt, magst du das leichtere, im Grunde ein Kinderspiel, kaum werth der Rede, versuchen. Gehe hin und schlag' den Kopf, der dich in Furcht gesetzt, dem Bild vom Rumpf, damit es aufhöre, dich und deines Gleichen zu schrecken.« Erstarrt blickte der Jünger auf den gräßlichen Meister, aber das ihm Zugemuthete konnte er nicht vollbringen, denn die

Erinnerungen erster unschuldiger Kindheit tönten laut in seinem Innern und lähmten die verbrecherische Hand, so oft sie sich erheben wollte.

»Wie, Memme!« rief Rajnoha im höchsten Grimm, »du zögerst zu thun, was ich gebiete, steckst mir noch andere an mit deiner abergläubischen Feigheit und wir versäumen den herrlichen Fang eines todten Bildes wegen? Schwer sollst du dies büßen. Doch nun sieh her« — und hoch in die Lüfte erhob der Riese die lang-gestielte, in Wurf und Hieb gleich sicher und verderblich geführte Walaska (Streitaxt), mit einem Male das Standbild niederzustrecken. Da öffnete sich der Baum und umfaßte das Kreuz und schirmend beugten sich die schweren Aeste darüber und es entschwand den Blicken der Räuber. Und es zischte und brauste in der Luft, als wäre der ganze Wald lebend geworden und ein furchtbarer Sturm, von Erdbeben, Wassergüssen, Donner und Blitz geleitet, riß Bäume und Menschen zu Boden und schleuderte sie weit fort in Thäler und Abgründe. Und als die Räuber zur Besinnung gekommen, fanden sie sich alle vereinzelt, zerstreut, in fremden Gegenden, weit von dem Ort des Frevels. Und viele von ihnen verließen das ruchlose Leben, und das Kreuz, umfaßt

von der schützenden Rinde, verscheuchte weit allen Frevel aus seiner Nähe und ward ein Zeichen des Heils für alle, die auf dieser Straße wandelten und noch wandeln, und nie sei es versäumt, es zu begrüßen mit kurzem Gebet oder frommen Gedanken, und wer dabei reinen Herzens ist, der schreitet ruhig weiter auf dem Wege seines Berufs, unangefochten von den Gefahren des Leibes und der Seele, die dem Frevler Verderben bringen.

Szolnok's Vertheidiger.

Viel des edelsten Blutes war seit der durch Zápolya veranlaßten Festsetzung der Türken bis zum Jahre 1551 bereits vergossen worden, das Land lag verwüstet größtentheils in Schutt und Trümmern, Ferdinands sowohl als Zápolya's Unterthanen waren verarmt und ausgesaugt, und die Türken allein die Gewinnenden. Dies — was so nah am Tage lag, und sich gleich im Anfang der großen Fehde zwischen beiden Königen so deutlich aussprach, endlich nach mehr als zwanzigjährigen blutigen Lehren einsehend, reichten sie sich die versöhnende Hand, und es kam im Jahre 1551 zwischen Ferdinand und Isabellen — (des ewig unruhigen, indeß durch die stille Grabespforte zur langen Ruhe eingegangenen Zápolya hinterlassene Witwe) ein Friedensvertrag zu Stande, kraft dessen, Ungarns nunmehr einzigem Könige, das bisher getheilte Reich so wie Siebenbürgen überlassen wurde.

Beinahe unüberwindliche Hindernisse hatten sich den Unterhandlungen entgegen gethürmt, und nur mit der äußersten Schlauheit war es gelungen, das Geheimniß vor den Türken, die nie darein gewilligt hätten, zu bewahren. Desto größer war denn auch Solymans Erbitterung, als er den Abschluß des ohne seine — des Schutzherrn und Vaterstelle vertretenden Vormundes Johann Sigmunds — Bewilligung vermittelten Friedens, und durch selben die Abtretung Siebenbürgens, und des bisher in der Königinn Namen besetzten Theils von Ungarn an Ferdinand, erfuhr. In fürchterlichem Zorne aufwallend, schwur er einen schweren Eid, er wolle und müsse Ungarn und Siebenbürgen haben, und die Deutschen für immer daraus vertreiben. Mit allem Eifer betrieb er die Rüstungen zur Ausführung dieses Vorhabens. Der Großvezier Achmet ward mit 100,000 Mann, größtentheils asiatischer Truppen nach Ungarn befehligt, indeß der drohendste Befehl an Ali, Pascha von Ofen und Statthalter des türkischen Theiles von Ungarn, erging, den Krieg mit aller Macht zu eröffnen.

Von der drohenden Gefahr benachrichtigt, schickte Ferdinand, der, mit Ausnahme beinah des einzigen

Niklas Salm, — der freilich der Höflinge tief gebückte Schar allein aufwog, — in der Wahl seiner Feldherren nicht sehr glücklich war, unter Castaldo's Anführung eine wohl versehene Armee dem eindringenden Großvezier entgegen. Doch im ersten Treffen von Szegedin mit einem Verluste von 5000 Mann geschlagen, und zum eiligen Rückzug gezwungen, überließ er das Land seinem Schicksale, und mußte zusehen, wie Achmet vor Temeswár (nach Belgrad Ungarns wichtigste Grenzfeste) zog, indeß der Despot der Wallachen in Siebenbürgen einfiel.

Stephan Lossonzi, ein Mann von erprobter Tapferkeit, vertheidigte sich auf das heldenmüthigste, so, daß Achmet sich genöthigt fühlte, den Pascha von Ofen zu Hülfe zu rufen. Nun waren also die Feinde auf 160,000 Mann angewachsen, und doch konnte bloß der wüthendste Hunger und der gänzliche Mangel an Munition, die Veste in ihre Gewalt bringen. Von hier ging es nach Lippa, Dreghel und Salgo, die sämmtlich theils durch die Feigheit der Befehlshaber, theils durch Gewalt für die Christen verloren gingen. Noch war die Eroberung von Szolnok übrig, um jenen ganzen Strich Landes an der untern Theiß, als völlig unterworfen betrachten zu

können; viel zu wichtig, um unbeachtet bleiben zu dürfen, sowohl der ausgedehnten Vertheidigungswerke, als der großen hier aufgehäuften Kriegsvorräthe, vorzüglich aber des Heerführers wegen, der, schon aus früherer Zeit den Türken wohl bekannt, um jeden Preis außer Thätigkeit gesetzt werden mußte.

Lorenz Nyáry, aus einer alten, von Geisa II. geadelten Familie entsprossen — ein würdiger Enkel glorreicher Vorfahren, kühn, tapfer und unternehmend, als Soldat und Feldherr geachtet, des ehrenvollen Namens einer »Säule der Christen« vollkommen würdig, befehligte 750 Mann, aus Italienern, Deutschen, Spaniern und Ungarn bestehend, in diesem Schloß, befestigt durch Natur und Kunst, so daß es unbezwingbar schien. An dem Zusammenfluß der Theiß und Zagywa gelegen, an der Nordseite von einem tiefen Wassergraben und hohen Mauern umgeben, ragten an den Enden mächtige Bastionen hoch über die Werke empor, den Häusern zum Schutz, den Feinden zum Verderben erbaut. 24 Kanonen, 2500 größere und kleinere Feuergewehre, 600 Zentner Pulver, bedeutende Vorräthe an Kugeln, Eisen, Blei und sämmtlichen Kriegsbedürfnissen, Le-

bensmittel auf ein Jahr, noch mehr als dieses alles der bekannte unerschütterliche Muth des Befehlshabers und seines wackern Lieutenants Gabriel Pekry, ließen für die Veste nichts besorgen.

Mit 20,000 Mann erschien der Ofner Pascha Ali, als Vortrab des ganzen Heeres, oder vielmehr in der sichern Überzeugung, ganz allein das Christenhäuflein zu erdrücken, vor Szolnok, und ließ es nach vorgegangener hochmüthiger, jedoch vergeblicher Aufforderung, durch acht Tage von allen Seiten beschießen. Allein an dem Widerstande sah er bald mit wem er es zu thun habe, und mußte sein Feuer, nach dem unnützen Verlust vieler Leute, einstellen, und den Vezier um Verstärkung angehen. Achmet rückte auch alsobald mit seinen unzähligen Scharen in das Lager, und ward mit fürchterlichem Geschrei, so wie mit Freudenfeuern aus sämmtlichem Geschütz, von seinen Glaubensgenossen bewillkommt. Eine ganze Meile bedeckten die zahllosen Heerhaufen, im bunten Gewirre der Fahnen, Zelte, Lanzen, Roßschweife und Standarten, in einen unförmlichen Klumpen von unberechenbarer Größe zusammen geschmolzen. Und als endlich der schreckliche Lärm der Glöckchen, Schellen, Trommeln und Trompeten, das Schreien und

Toben der Soldaten, das Wiehern und Stampfen der Pferde, sich vernehmen ließ, Menschen und Thiere, in wildem Getümmel durch und unter einander rennend, den Belagerten von ihrem erhöhten Standpunkt tausendfach vervielfältigt erschienen, ergriff alle, nur den muthigen Nyáry ausgenommen, ein panischer Schrecken.

Nicht ohne tiefe Besorgniß über diesen ungünstigen Eindruck, doch mit anscheinender Ruhe versammelte er alsobald die Mannschaft, und sprach zu ihr Worte voll Kraft und Muth, sich selbst mit gräßlichem Eidschwur dem Tode lieber weihend, als der Ergebung. Nicht ohne Erfolg blieb die begeisternde Rede, denn freudig schwuren alle in Noth und Tod mit dem geliebten Heerführer aushalten zu wollen. Doch schon den zweiten Tag — wie manches große Ereigniß gebar nicht eine einzige Nacht! — war der Eindruck verwischt, und es zeigten sich Spuren der schrecklichsten Empörung. Auf verschiedenen Wegen hatten die Türken nämlich Aufforderungen zur Ergebung an die Soldaten ergehen lassen, die mit den glänzendsten Verheißungen, so wie für den Fall fortdauernden Widerstandes mit den fürchterlichsten Drohungen verbunden waren. Den größten Eindruck

machte auf die nun schon einmal erschreckten Gemüther das Beispiel der Temeswárer Besatzung, die eben ihres langen, heldenmüthigen Widerstandes wegen zusammengehauen, und ihrem Kommandanten Losfontzi die Haut lebend abgezogen wurde. Man berathschlagt sich über die Art, wie man der drohenden Gefahr entgehen könne. Einige wollen mit dem Feinde kapituliren, andere die Veste heimlich verlassen, endlich erklärt sich die größere Menge, zuerst die Italiener, denen diese Art und Weise am besten zusagt, für die letztere Meinung, und sofort dringt der Haufe zu dem Befehlshaber, ungestüm freien Abzug fordernd. Mit Würde verweiset sie dieser zur Ruhe, und will die Meuterer zum Gehorsam treiben. Doch alle Bande der Subordination sind bereits gelöst, seine Befehle werden nicht mehr befolgt, lärmend und schreiend umringt ihn die Mannschaft, erklärt sich durchaus entschlossen, in der Dunkelheit der Nacht das Schloß verlassen zu wollen, und fordert ihn auf, sie in Castaldo's Lager zu führen.

Mit zerrissenem Herzen und Thränen in Augen, die in schweren Tropfen über den ehrwürdigen Bart hinab rieseln, bittet und beschwört Nyáry die Empörer bei allem, was groß, theuer und heilig seyn kann,

von ihrem unseligen Entschluß zurückzukommen, und zu ihrer Pflicht zu kehren. Doch als alle Vorstellungen vergebens sind, stets nur dasselbe ungestüme Geschrei wiederhallt, versiegen plötzlich seine Thränen, hohes Roth überfliegt sein Antlitz, finster faltet sich die Stirne, dräuend erhebt sich die Rechte, und im Ausbruch des höchsten Zorns schilt er sie Feige, Elende, des Soldaten-Namens unwürdig, vor Mit- und Nachwelt unehrlich, beschimpft, als niederträchtige Verräther an König und Vaterland gebrandmarkt. Er schließt mit dem wiederholten Schwur, die Veste, — und sollte er ganz allein bleiben — lebend nicht zu verlassen, in ihren Abzug nie einzuwilligen, und sich ihm vielmehr aus allen Kräften zu widersetzen.

Doch auch diese Drohungen — nur zu wohl waren sich die Meuterer ihrer Stärke bewußt, — fruchteten nichts weiter, als daß Nyáry's tapferer Lieutenant Pekry, sich laut und öffentlich an seinen Feldherrn anschloß, und ihm den Eid der Treue bis in den Tod, freiwillig und feierlich leistete.

Endlich deckte die Nacht mit ihrem Rabenfittig Szolnok und seine wild tobende Umgebung, und die Elenden bereiteten sich zum Abzuge. Ein wilder Haufe stürmt in Lorenzens Gemach, und fordert mit

rauhem Ungestüm die Schlüssel zum unterirdischen Gange, der unter der Zagywa in beträchtlicher Ferne in das Freie führt, und durch mehrere Thüren und Fallgitter verschlossen ist. Muthig verweigert er, in Ton und Geberde stets seine Würde behauptend, die Herausgabe derselben, die man ihm nur mit dem Leben entreißen würde, und da sich der Kühnste erfrecht, die Hand gegen seinen General auszustrecken, um ihm mit Gewalt zu entringen, was er gutwillig nicht geben will, fällt sie durch einen kräftigen Hieb, den Nyáry's geübte Faust führt, von ihrem Eigenthümer getrennt, auf den Boden. Nun stürzt die Menge auf ihn ein, und nur dieses ungestüme Drängen des dichten Haufens, der sich selbst im Wege ist, und seine Waffen nicht gebrauchen kann, rettet den muthvollen Mann vor dem Tode von seiner eigenen Soldaten Hand. Allein gedrängt, und der sich auf ihn wälzenden Menge zu widerstehen unfähig, reißt ihn diese zu Boden, die Nächsten bemächtigen sich der Schlüssel, und überhäufen ihn mit Mißhandlungen, denen er nur mit Mühe von Pekry entrissen wird.

Zufrieden mit dem Fange, eilen die niederträchtigen Flüchtlinge zur Thüre hinaus, und versammeln sich mit den übrigen Kameraden auf dem Schloßhof.

Auf einen Diener gestützt, schleppt sich der Zerschlagene zu einem Erker des Gemaches, und erhebt noch einmal seine abmahnende Stimme. Etwa 20 der Pflichtvergessenen werden in diesem letzten entscheidenden Augenblick gerührt, sie kehren zur Ehre und ihrem heldenmüthigen Anführer zurück, während die übrige Menge schimpflich entweicht.

Mitternacht war vorüber, tiefe Stille folgte auf den tobenden Lärm, ernst und bleich blickte der Mond durch zerrissene Wolken auf die verlassene Veste, in düsterm Schweigen stand das kleine Häuflein beisammen, das zurück geblieben war; da trat Nyáry langsamen Schrittes herzu, sein wackerer Freund Pekry und der treue Waffenträger ihm zur Seite. Lange ruhten seine Blicke auf der auserlesenen Schar, dem Tode zur sichern Beute geweiht, und spähend durchliefen sie die ganze Reihe, auf jedem Angesicht mit sichtbarem Wohlgefallen weilend.

»In der tiefen Betrübniß,« hob er endlich an, »in die mich die Treulosigkeit eurer Kameraden gestürzt hat, dient mir zum einzigen Troste, eine zwar kleine, aber edle Schar von Männern um mich zu sehen, die sich für das Wohl des Vaterlandes, und um die tief beleidigte Ehre des ungarischen Namens

zu retten, dem Tode geweiht haben. Vergebens würde ich euch verhehlen wollen, was ihr selbst nur zu wohl seht, daß es für uns keine Rettung, keine Hülfe, keinen Ausweg gibt, als durch ehrenvollen Tod. So laßt uns denn in dieser feierlichen Mitternachtsstunde den heiligen Bund auf Leben und Tod schließen, einer für alle und alle für einen zu kämpfen, bis zum letzten Athemzuge.«

In hoher Rührung erhob der Held die mannhafte Rechte gegen den düster umwölkten Himmel, der erste zu sprechen die furchtbaren Worte. Da fiel ein Strahl des schimmernden Mondes auf sein geisterbleiches Antlitz, und Züge eines Verklärten enthüllten sich den Umstehenden. In feierlicher tief ergriffener Gemüthsstimmung, von heiligem Schauder durchdrungen, leistete jeder das ernste Versprechen, mit dem festen Vorsatze der treuen Erfüllung; denn vom Hauche des Todes angeweht, fühlten sie die Nähe des furchtbaren Mahners, der in kurzem mit unerbittlicher Strenge die ihm Verfallenen abrufen würde.

Nun dieses ernste Geschäft abgethan war, theilte der Befehlshaber die Posten aus, wo jeden am kommenden Morgen seine Pflicht finden, wo ihn sein

Schicksal ereilen sollte, für sich den gefährlichsten, jenen am Thore bestimmend. Mit heiterer Stimme befahl er nun Lebensmittel herbei zu schaffen, die Kämpfer zu stärken zum großen Werk der Vollendung, ging dann auf sein Gemach, der Geschäfte letztes hier auf Erden, jenes mit seinem Schöpfer zu enden. Nun brachte ihm der Waffenträger das beste seiner Kleider — geschmückt wollte er dem Triumph entgegen eilen — an den Leibgurt band er die Schlüssel der Veste, nahm seine Standarte, — noch einmal sollte sein Panier hoch aufflattern, ehe es untersank — und eilte in die Mitte seiner tapfern Genossen.

Kaum verkündete ein lichter Streif in Osten das erste Erwachen der Natur, als die Türken die Veste zu beschießen anfingen. Nur schwach ward ihnen geantwortet, und da dieses gegen die gewohnte Weise war, merkten sie bald, daß etwas Besonderes vorgegangen seyn müsse. Ali, hievon unterrichtet, ahnte so ziemlich die Wahrheit, und gab augenblicklich Befehl zum allgemeinen Sturm. Mit fürchterlichem Geschrei rückten die Feinde bis ganz nah an die Mauern, ungehindert von der kleinen Besatzung. Nun aber, als die gedrängten Scharen an dem ausersehenen Platze

waren, ließ Nyáry, die auf einen engen Fleck gerichteten Kanonen alle losfeuern, und streckte ganze Reihen der Angreifenden nieder. Allein dies konnte sie wohl auf einen Augenblick stutzen machen, nicht aber vom ferneren Stürmen abhalten, um so mehr als die Mauern von der Rückseite, wo sie bloß dem Schutze des Flusses überlassen und von Vertheidigern entblößt waren, alsogleich überstiegen wurden.

Als Nyáry an dem ganz nahen Allah-Geschrei dies bemerkte, stieß er in das Hüfthorn, seine Mannschaft im Thore zu versammeln, gegen dessen Öffnung die größte der Kanonen, mit Eisenstücken, Ketten und gehacktem Blei geladen, den tödtlichen Schlund weit aufsperrte.

Unter den gewichtigen Schlägen der andringenden Türken, wichen in dem Augenblick, als die verzweifelte Schar im Rücken angegriffen ward, die schweren Thorflügel, und einem seine Ufer ungeduldig überschreitenden Strome gleich, wälzte sich die dichte Menschenmasse heran. In demselben Momente feuerte Pekry die Kanone und die Besatzung ihre Gewehre in die Haufen ab, und ein durchdringendes Geheul erfüllte die Lüfte; denn ein ganzer Hügel von Dahingestreckten hemmte die Schritte der Nachdringenden.

Allein, von Ali vorwärts getrieben, schritten sie muthig über die Leichen ihrer Brüder hinüber, und erdrückten endlich, nach wüthender Gegenwehr, den heldenmüthigen Befehlshaber sammt seinem kleinen Gefolge. Mit siebzehn meist schweren Wunden bedeckt, sank Nyáry zu Boden, neben ihm Pekry, von der umgeworfenen Kanone niedergeschmettert, rund herum ihre tapfern Streiter, in einem Kreis feindlicher Leichen.

Triumphirend zogen die beiden türkischen Heerführer in das eroberte Szolnok, das sie mit dem Verluste von beinahe 8000 der ihrigen erkauft hatten, doch mit Erstaunen, als sie die kleine Anzahl der Vertheidiger wahrnahmen. Die Tapferkeit auch im Feinde ehrend, wollte Ali seinen mannhaften Gegner sehen, und befahl, seinen Leichnam aufzusuchen, und vor ihn zu bringen; und sieh da! es zeigten sich Spuren des noch nicht ganz entflohenen Lebens. Sorgfältig wurde er nun, so wie auch Pekry, der ebenfalls nicht ganz todt war, gepflegt, denn die Türken hofften großes Lösegeld von Beiden, und kaum in etwas genesen nach Temeswár geführt, um an einem ruhigen Orte die völlige Heilung ihrer Wunden abzuwarten.

Johann Siegmund Zápolya, der trotz der Ab-

tretung seiner sämmtlichen Lande an Ferdinand, dennoch die Hoffnung auf die Krone nicht ganz aufgeben konnte, suchte jede Gelegenheit zu benützen, sich einen Anhang zu verschaffen, und Männer, die durch Reichthum, Ansehen oder persönliche Verdienste ausgezeichnet waren, in sein Interesse zu ziehen. Er schickte daher, sobald ihm die Kunde von allen Umständen zu Ohren kam, einen Unterhändler nach Temeswár, um die beiden Gefangenen für sich zu gewinnen, und für diesen Fall ihre Loslassung von den Türken zu erwirken. Doch nur bei Pekry gelang der Auftrag, der auch alsobald nach Siebenbürgen abging, mit Nyáry dagegen, der Ferdinanden durchaus nicht verlassen wollte, war nichts zu machen, als ihn seinem Schicksal zu überlassen, das ihn noch einige Zeit, nämlich bis zu seiner völligen Genesung, in Temeswár festhielt. Als endlich die lang und schmerzlich entbehrte Gesundheit zurückkehrte, ließ Achmet Bascha, um den Sultan von seinen glücklichen Fortschritten recht augenscheinlich zu überzeugen und sich seiner Gnade nachdrücklich zu empfehlen, eine Menge Gefangener nebst verschiedenen Kostbarkeiten nach Constantinopel führen, darunter auch den heldenmüthigen Vertheidiger Szolnoks.

Mit mancherlei Beschwerden kämpfend, und von rohen, gefühllosen Menschen auf eine Art behandelt, die tief in die Seele des Helden schnitt, erreichte er endlich den Ort seiner Bestimmung. Hier, gleich einem gemeinen Sklaven in das Behältniß mit vielen andern, dem Viehe gleich eingesperrt, und zu harten Arbeiten genöthigt, setzte sich Lorenz, der sehr groß und dickleibig war, noch überdies dem Spotte des grausamen Aufsehers bloß, indem ihn dieser versicherte, er wolle ihn schon von seiner Dicke befreien. Und wirklich hielt er nur zu pünktlich Wort; denn nach ein Paar Monaten war Nyáry durch immerwährende schwere Arbeit so mager geworden, daß ihn gewiß keiner seiner Bekannten erkannt hätte. So seufzte der Bedaurungswürdige über ein Jahr (denn seine Familie hatte sich bei dem Pascha von Ofen vergebens um seine Freiheit verwendet) da ging ihm gegen Ende des Jahres 1553 ein Hoffnungsstern auf.

König Ferdinand, des Krieges längst müde, schickte nun den Bischof von Fünfkirchen, Anton Verantz, und den Franz Zay nach Constantinopel, um endlich einen dauerhaften Frieden, mit Berücksichtigung des jungen Zápolya, und aller sich sowohl seinetwegen, als wegen Siebenbürgen und den tür-

kischen Eroberungen in Ungarn ergebenden Anstän-
den zu schließen. An diese wandte sich der unglückliche
Gefangene, um durch ihre Vermittlung die Freiheit
zu erlangen. Sie unterstützten auch sein Gesuch aus
allen Kräften, sowohl bei Ferdinand, als bei dem
türkischen Kaiser. Doch obwohl sie in Folge dessen
von ihrem Monarchen den ämtlichen Auftrag beka-
men, sich ausdrücklich für Nyáry und einige andere
ausgezeichnete Gefangene zu verwenden, so konnten
sie es doch auf keine Weise dahin bringen, ihr Gesuch
erfüllt zu sehen, sondern wurden stets mit dem Ver-
sprechen abgefertigt, nach abgeschlossenem Frieden
(dessen Verhandlungen sich in die Länge zogen) auch
dieses Geschäft zu beendigen.

Die Verzweiflung des bitter Getäuschten war
grenzenlos, als ihm die Gesandten zuletzt gestehen
mußten, wie fruchtlos alle ihre Bemühungen gewe-
sen waren, und wie entfernt noch die Aussichten zum
Frieden, wegen der immer höher gespannten Forde-
rungen der Türken seien.

Tief in sich gekehrt, finster und traurig brachte
Nyáry seine Tage zu — denn das einzige letzte Gut
des Unglücklichen, die Hoffnung, war ihm ja ent-
schwunden. — Da nahte sich ihm einst der Offizier

von der Wache, und knüpfte ein Gespräch mit ihm an, das anfangs gleichgültig, bald aber vom höchsten Interesse ward. Er bedauerte nämlich Nyáry's hartes Los und sein Unvermögen etwas zu seiner Erleichterung zu thun, und versicherte, hierzu den aufrichtigsten Wunsch zu haben, so wie die wärmste Theilnahme an dem Schicksal des Gefangenen zu fühlen; er erkundigte sich dann genau nach den Umständen, worin Lorenz sich in seinem Vaterlande befand, und suchte mit einem Worte dessen Vertrauen zu gewinnen. Schon wollte sich die dankbare Seele gegen den theilnehmenden Freund öffnen, doch bald gewann das finstere Mißtrauen die Oberhand, ob dies alles nicht etwa bloß eine Falle sei, in die ihn der Türke locken, und dann verrathen wollte. Er schwieg daher und beantwortete nur mit einzelnen, abgebrochenen Worten die immer dringender werdenden Fragen des Offiziers, und nur die schweren Tropfen, die seinen Augen bei der Erwähnung des theuren Vaterlandes entfielen, zeigten von der tiefen Rührung, worein ihn die Erinnerung an dasselbe mit allen seinen Verhältnissen versetzte.

Auch den Fragenden schien die innigste Rührung zu ergreifen, und plötzlich rief er auf ungarisch:

»Glaube mir getrost, denn ich will dich nicht betrügen, sondern vielmehr von hier befreien. Ich bin so gut ein Ungar, wie du, und sehne mich nach meinem Vaterlande. Wenn du ganz vertrauest, sind wir beide in vierzehn Tagen gerettet.«

Sprachlos vor Staunen und Freude, die Töne der geliebten, heimischen Sprache zu hören, konnte Lorenz lange kein Wort für seine stürmischen Gefühle finden, und brachte kaum einzelne Laute hervor, über den nähern Zusammenhang dieser Begebenheiten zu fragen. Da erzählte der Türke, er habe in Ungarn Stephan Hußár geheißen, sei als zehnjähriger Knabe mit seiner Mutter in türkische Gefangenschaft gerathen, nachdem der Vater in einem Gefecht geblieben. Hierauf sei er hierher geführt worden, die Mutter aber unterweges gestorben. Hier habe ihn ein angesehener Mann gekauft, und er sei von demselben in der türkischen Sprache, so wie im Glauben unterrichtet, ganz mit den Söhnen des Hauses gleich erzogen worden, so daß ihm nur noch die Erinnerung seines Namens und einige Worte seiner Sprache geblieben seien. Als er die männlichen Jahre erreicht, habe ihn sein Herr den Janitscharen zugesellt, wo er durch sein Wohlverhalten zur Stelle eines Rottenanfüh-

rers, die er jetzt bekleide, emporgestiegen. Doch nun sei die Sehnsucht nach dem Vaterlande und einer andern Lebensweise neuerdings, und zwar mit einer Heftigkeit, die er nicht im Stande sei zu bemeistern, erwacht, obwohl er eigentlich keine Heimath habe. Von den übrigen Christengefangenen habe er vernommen, Nyáry sei ein tapferer Mann und ein guter Herr gegen seine Untergebenen gewesen, auch sei ihm die eifrige Verwendung der kaiserlichen Gesandten zu seinen Gunsten bekannt, daher habe er beschlossen, ihn mit sich selbst zu befreien, wenn er dann versichert sei, mit und bei ihm leben zu können.

Lorenz hörte dem Türken aufmerksam zu, und erwiederte dann, er nehme seinen Antrag nicht bloß an, sondern verspreche ihm, wenn er seiner Zusage nachkäme, und das Glück sie begünstige, seinem Befreier ein Dorf mit allem Zugehör auf ewige Zeiten zu schenken, und ihm durch seinen Einfluß und seine Verbindungen jederzeit nützlich seyn zu wollen.

Nun wurde der Plan zur Flucht verabredet, und bis zum nächsten Neumonde, wo der Offizier wieder auf die Wache der Gefangenen ziehen würde, anberaumt. Indeß verschaffte sich Nyáry noch einiges Geld von den ungarischen Gesandten, und Hußárn glückte

es, für sich und seinen Gefährten ein französisches Schiff zu miethen, das im Hafen segelfertig lag, und in einigen Tagen nach Venedig abgehen wollte.

Langsam verging dem sehnsuchtsvoll in die Zukunft blickenden Nyáry die Zeit, um so mehr, da er seinen Erretter nicht zu Gesicht bekam; endlich erschien der lang gewünschte Neumond, und mit selbem Hußár auf der Wache, der Lorenzen zuflüsterte, alles sei in Ordnung. Gerade an diesem Tage betrug sich dieser Offizier besonders rauh und hart gegen die Gefangenen, und wollte in verstelltem Grimm auch Nyáry sogar mit Schlägen strafen lassen, was nur auf vieles Bitten unterblieb. Als dann Abends die Gefangenen in ihr Behältniß gesperrt wurden, kam Hußár, und befahl dem Schließer, ihm Nyáry auszuliefern, indem ihn der Vezier rufen lasse, nicht undeutlich zu verstehen gebend, daß es sich um seinen Kopf handle.

Eilends gingen nun beide nach Hußárs Wohnung, wo Nyáry seiner Fesseln entledigt, und mit einem türkischen Anzug, so wie mit Waffen versehen wurde. Kaum war dies geschehen, so eilten beide nach dem Hafen, bestiegen das bereit stehende Schiff und landeten nach mancherlei Gefahren glücklich zu Ve-

nedig. Von hier ging die Reise zu Land nach der geliebten Heimath und endlich langte Nyáry zur unaussprechlichen Freude und Überraschung seiner Familie, die schon die Hoffnung aufgegeben hatte, ihn jemals zu sehen, in seinem Hause an.

Sobald er sich nur etwas von den Beschwerlichkeiten der Reise erholt hatte, dachte er seines Versprechens gegen seinen wackern Retter. Das Fest der glücklichen Rückkehr zu feiern, wurden Freunde und Bekannte aus Nah und Fern in großer Anzahl nach Szutsán in der Thuroßer Gespanschaft, dem gewöhnlichen Aufenthalt Nyáry's, geladen. Den Anfang des durch drei Tage währenden, lärmenden und prachtvoll angeordneten Festes, machte ein Dankopfer in der Kirche, welches Nyáry unter Trompeten und Paukenschall öffentlich dem Allmächtigen darbrachte. Hierauf ward der Türke in seinem morgenländischen Anzuge, von Nyáry und mehreren Magnaten umgeben, vor den Altar geführt, und mit großer Feierlichkeit wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen. Endlich brachte ein Edeldiener Lorenzens auf einem sammtnen Kissen eine Urkunde, die in Gegenwart Aller vorgelesen, und von Nyáry und vielen Zeugen unterfertigt wurde; und kraft welcher dieser seinem

Befreier das Dorf Kreplan sammt einem schönen Edelhof in Szutsán selbst auf ewige Zeiten schenkte.

Nicht lange ließ der Eifer für des Vaterlandes Wohl Nyáry zu Hause ruhen, sondern trieb ihn bald neuen Gefahren und neuem Ruhm entgegen. Hußár aber verheirathete sich und ward der Stammvater einer noch blühenden Familie, die der Thurotzer Gespanschaft mehrere wackere Männer, besonders aber einen noch heut zu Tage berühmten Vicegespan gab.

Die Teufelsfurche.

Streit, Zank und Hader waren auf der Burg Karláthkő (Konradstein) einheimisch geworden, seitdem Herrn Oswaldens Bruder, Peter, heimgekehrt war aus vieljähriger türkischer Gefangenschaft, und nun seinen Antheil forderte an dem väterlichen Erbe. Höchst unwillkommen war Oswalden dieser Bruder, denn längst hatte das allgemeine Gerücht den tapfern Türkenhelden für todt ausgerufen. Die ihn unter den feindlichen Schwertern, unter den Hufen der feindlichen Rosse gesehen, hatten seinen Tod eidlich ausgesagt; mit Fug und Recht hatte Oswald sich des ganzen Erbes bemächtigt, nun sollte er die Hälfte abgeben an einen Bruder, den er nie geliebt und längst todt geglaubt. Zwar trug man sich ingeheim mit dem Gerücht, es sei ein Pilger einst zu Herrn Oswalden gelangt, der ihm die Kunde überbracht: sein Bruder für todt auf dem Kampfplatz gelassen, sei von schweren Wunden genesen und

schmachte in harter Gefangenschaft, des Lösegeldes sehnsüchtig harrend. Herr Oswald habe aber dem Pilger nicht geglaubt — oder nicht glauben wollen und bald darauf sei dieser verschwunden, ohne daß ihn Jemand die Burg verlassen gesehen. Aber dies Gerücht verlor sich, als Jahre vergingen, ohne daß der für todt gehaltene Bruder kam. Nun war er aber wirklich gekommen und durchblickte bald Oswalds finsteres Gemüth, als dieser kurzweg versicherte, keine der Nachrichten von Peters Leben, die er häufig gegeben zu haben behauptete, sei bis zu ihm gelangt, todt habe er ihn daher geglaubt und glauben müssen. Seines Irrthumes freue er sich zwar, doch Theilung sei ein wichtig Geschäft, schnell ließe sich dieses nicht abthun, mit Geduld möge er auf der Burg indeß den rechten Zeitpunkt abwarten.

Aber dieser Zeitpunkt wollte nicht eintreffen, so oft auch Peter frug und mahnte, denn immer war ein elender Grund zur Zögerung vorhanden. Oswald ward aber mit jedem Tag finsterer und mürrischer, als brüte er über geheime Dinge, und scheu irrten seine Blicke, besonders wenn sie auf den Bruder trafen. Diesem ward der Aufenthalt auf der Burg, wo er ein so höchst unwillkommener Gast war, endlich

lästig und er beschloß zu enden. Unangemeldet trat er in Oswalds Stube und hörte noch einen Schritt vor der Thür, wie dieser mit erhöhter Stimme rief: »Ja, du hast Recht, er muß sterben, da ist kein Ausweg.« Rasch öffnend sah er wie Oswald zusammenfuhr und die alte Haushälterinn erbleichte, obwohl sie mit freundlich und grinzenden Augen ihn verwundert willkommen hieß. Ohne auf sie zu achten, schritt Peter fest auf den Burgherrn zu und forderte bestimmte Erklärung, ob und wenn er gesonnen, sein Wort zu lösen? und als dieser mit Ausflüchten, wie immer antwortete, jener aber sich nicht damit begnügen wollte, erhitzten sich die Brüder immer mehr und schieden endlich mit wechselseitigen Drohungen im höchsten Zorn. »Nun seht Ihr, Herr,« begann die Alte, »daß Ihr enden müßt, wollt Ihr einmal Ruhe haben, und schnell vollführt soll werden, wozu Ihr Euch schon so lange nicht entschließen könnt. Ein Pülverchen in den Abendtrunk — und Alles ist gut.«

»So mache denn was du meinst,« entgegnete der Zürnende, »nur schaff' Ruhe.«

Und sie entfernte sich, das Bubenstück vorzubereiten. Es war aber die alte Frau Suse seit vielen

Jahren in der Burg, das Regiment führend über das Weibervolk mit eiserner Ruthe, des Herrn Vertraute und Rathgeberinn, besonders aber seit der Burgfrau Tod, unumschränkte Beherrscherinn. Selten nur wandte sie ihren Einfluß zum Guten an, vielmehr reizte sie den ohnedies rauhen Herrn zu mancher Gewaltthat, und hatte längst die Flüche und Verwünschungen des Gesindes und der Vasallen auf sich geladen, die sich den Glauben nicht nehmen ließen, sie habe durch geheime Zauberkünste Oswalds Gemüth gefangen und stehe im Bund mit dem Bösen.

Überzeugt, daß er friedlich nimmermehr zu seinem Erbe gelangen würde, vielmehr daß seine Freiheit, wohl gar sein Leben in Gefahr sei, wenn er noch länger unter dem tückischen Dache weilte, machte sich Peter ungesäumt auf und entfloh.

Oswald wüthete, als er's vernahm und ward durch Frau Susens Vorwürfe und giftige Bemerkungen vollends auf das Äußerste gebracht, so daß er sich in furchtbaren Schwüren hoch und theuer vermaß, ehe wolle er Alles verlieren, als dem Bruder eine Spanne Landes zukommen lassen.

Peter war gerade an des Königs Hof geeilt und

flehte dort um Gerechtigkeit und Herausgabe des ihm widerrechtlich vorenthaltenen Erbes, das mit Gewalt zu gewinnen, wenn auch nicht der Muth, wohl aber die Mittel ihm fehlten. Oswald ward in die Königspfalz vorgeladen, weigerte sich jedoch zu erscheinen und Rede zu stehen. Da entschied das Gericht zu Peters Gunsten und die Vollstrecker des Spruches überantworteten ihm die Hälfte des Besitzthumes und bestellten ihn zum Herrn darin vor allem Volk in des Königs Namen, in dem Gerechtigkeit gesprochen wird in ungarischen Landen.

Doch als sie die Markung zwischen der Brüder Gebiet zu bezeichnen, im hohen Forst angelangt, überfiel sie plötzlich, aus dem Hinterhalt hervorbrechend, Herr Oswald mit Knappen und Reisigen und schlug den Bruder in Bande, sich freuend des köstlichen Fanges. Und als ihn des Gerichts Abgesandte mit des Königs Rache, mit des Gesetzes Acht und Bann gedroht, rief er in vermessenem Hohn: »König und Gesetz und Acht und Bann verlache ich; und wenn der Teufel nicht selbst erscheint, so soll keine menschliche Macht meinem Gebiet eine Grenze setzen, oder eine Handbreit mir davon entreißen. Das schwöre ich bei meinem Seelenheil.«

Da rauschte und tobte es in den Lüften und eine dichte Finsterniß umgab alle Gegenstände. Und es ging ein feuriger Riese hinter ungeheurem Pflug einher, gezogen von einer schwer keuchenden Weibergestalt, in der, trotz fratzenhaft verzerrten Zügen, Alles Frau Susen schaudernd erkannte. In den Steinboden aber zog der gräßliche Ackersmann eine Furche so tief, daß ein Haus sich darin bergen mochte und die Erde zischend hinauffuhr und sich thürmte zum bergähnlichen Wall. Und als er sein Werk vollendet, zerfloß das Bild in wolkenähnlichen Nebel — und Licht und Besinnung kehrte dem Geblendeten wieder. Die Brüder aber mit ihrem Gefolge fanden sich getrennt durch den ungeheuern Wall im Forste. Und als Herr Oswald heimgekehrt war zur Burg, empfing ihn die Nachricht, Frau Suse habe vor wenig Stunden auf der Treppe das Genick gebrochen, ihr Leichnam aber sei alsogleich ganz schwarz geworden, vom Scheitel bis zur Sohle.

Da zitterte Oswald, schloß sich in sein geheimstes Gemach und blieb viele Stunden allein. Als er heraustrat, bot er alle seine Mannen auf, ritt an ihrer Spitze dem Bruder entgegen zur Versöhnung. Fortan lebten die Beiden in aufrichtiger Liebe und

Eintracht. Die Teufelsfurche aber überschritt keiner und als sich später einige Grenzirrungen zwischen den Gespanschaftsgebieten von Preßburg und Neutra in diesen Gegenden erhoben, ward sie durch beiderseitiges Übereinkommen auch als Scheidegrenze angenommen und besteht als solche noch, bloß an dem Punkt, wo die Straße durchfährt, so viel für diese nothwendig ist, geöffnet.

Das Jungfernschloß zu Schemnitz.

In der Zeit, da der zweite Wladislaw auf Ungarns Königsstuhle saß, hatte der milde Himmel seine Hand aufgethan. Überschwenglicher Segen ruhte auf dem Ertrag der Bergwerke zu Schemnitz, wie bis dahin noch nie. Tausend und tausend Hände förderten das Metall aus den Gruben, sie wurden reich und der Berg nicht arm, unerschöpflich schienen seine Adern. Von niederm Glück und Stand hatte sich Erasam Rösel hinaufgeschwungen, daß ihn der Mund des Volks nur den reichsten der Reichen nannte und von seinen Gewölben die Sage ging, sie seien ein zweites Bergwerk des gediegensten Reichthums voll und schon über Zahl und Gewicht so hinausgewachsen, daß Rösel selbst ihren Werth nie zu zählen, nur zu wägen und nur mehr nach den großen Tonnen zu schätzen vermöchte. Reich und König lagen in bitterer Noth, während das Glück der

Pächter und Unterbeamten blühte und sich vermehrte, vielfach mit Unrecht, so daß es wie ein Fluch auf dem Mammon lag, dessen Wenige froh wurden. Auch Rösel starb schnellen Tod in nicht vorgerückten Jahren, als man eben gedachte, er habe endlich das Ziel erreicht, wo der Genuß und die Ernte langer Arbeit beginnt. Zwei Kinder waren seine Erben, davon der Sohn in erwachsener blühender Jugend, Vormund der unmündigen Schwester ward. Treu wie ein Vater übte er die Pflicht manches Jahr, doch da er ernstlich zu sinnen begann, der indeß aufgeblühten Jungfrau einen Gatten unter der Jugend des Landes zu wählen, von dem sie noch besseres Glück erwarten konnte als ihr Reichthum ihm bringen würde, ergriff ihn eine Seuche; er sank frühzeitig in das Grab und Barbara ward in zarter Jugend unabhängige Herrinn eines königlichen Vermögens. Fernher strömten die Freier und Bewunderer zu, denn die Schönheit ihres Leibes war wie ein köstliches Juwel, dessen Glanz die goldne Fassung ihres Reichthums nur strahlender machte. Ganze Scharen von Freunden und Freundinnen zogen ein in ihres Vaters Haus und nur zu bald ward sie inne, wie Gold ein Mittel

sei, jegliche Lust frei und ohne ihre Mühen zu erkaufen und zugleich ein Harnisch, hinter dem man sicher der bösesten Zungen lachen könne. Sitte, Zucht und Ehrbarkeit wurden hinausgestoßen und mit ihrem ganzen Gefolge nahm die wildeste Schwelgerei Besitz von dem Hause, daß, wie es schien, unerschöpflicher Reichthum ihr ewige Jugend und daurende Nahrung versprach. Wie eine beständige Hochzeit taumelte Barbara's Leben, jede Lust ward bis auf die Hefen geleert, Überdruß stachelte zu neuen Erfindungen und willkommen war jeder, der eine neue angeben konnte. Nur eines war, das oft mit häßlicher Mahnung in die lärmenden Feste griff; aus ihren Fenstern sah Barbara gerade auf den Hügel, wo die Stadt das Hochgericht aufgepflanzt hatte, und da begab es sich einmal, daß eine Rotte ihrer Freunde, die in trunkenem Muthe eine Kirche angezündet und geschändet, an eben dem Orte, dem sie sonst oft frevelnd zugetrunken, ihre Lasterthat mit dem Leben büßten, eine schaurige Warnung, wenn der Sturm ihre halbfaulen Leiber in tollem Reigen umherwarf für die Verirrten, denen sie zu sehr vor den Augen hingen, als daß diese den grauenvollen Anblick hätten vermeiden können.

Vielfach bemühte sich Barbara vom Magistrat die Verlegung des Hochgerichts zu erhalten, aber lange umsonst, bis sie endlich versprach, auf jenen Hügel ein festes Schloß zu bauen, das nach ihrem Tode der Stadt als freies Eigenthum heimfallen sollte. So ward ihr Begehr erfüllt und rasch erhob sich das stattliche Viereck mit eben so viel Thürmen geziert und befestigt. Unter andern rauschenden Festen, mit denen der Grundstein versenkt worden war, hatte Barbara auch ein köstliches Mahl mit Spiel und Gesang unter Zelten an das Ufer der Gran geordnet, da kam ihr mitten unter dem Jubel ein Brief von ihrem Verwandten, einem frommen Mönch, der sie mit ernsten, eindringlichen Worten zur Änderung ihrer Lebensweise und an die Vergänglichkeit des Irdischen mahnte: sie las ihn, aber ihr Sinn war verstockt. Höhnisch wandte sie sich zum Boten und sprach, einen köstlichen Ring von ihrer Hand in die Fluten werfend: »So sicher ich diesen Ring nimmer wiedersehe, so sicher und gewiß bleibt mir mein Reichthum und mit ihm alle Lust, die er erzeugt und nährt.« Da kam die Zeit, daß der Bau vollendet war und von seiner Herrinn in Besitz genommen wurde.

Ein Diener stürzte in den Saal, wo zahllose Gäste versammelt waren, er hatte jenen weggeworfenen Ring im Bauche eines Fisches wiedergefunden. Einen Augenblick wich Blut und Freudigkeit aus dem Antlitz der Jungfrau, doch hundert Stimmen erhoben sich, die ernste Warnung des Schicksals wegzuscherzen und sie zum Zeichen der Unwandelbarkeit ihres Glückes zu deuten; so ging sie vergebens vorüber. Aber von da an schien es, als hätte der Reichthum Flügel bekommen; zwar blieb er noch ungeheuer, aber sichtlich und unaufhaltsam war seine Verminderung. Wie Frühlingsschnee schmolzen und schwanden die großen Tonnen, es war, als trügen unsichtbare Geister das Gold hinweg. Unmuthig ward Barbara dies inne, ihre Lebensart mochte sie nicht ändern, nur ward sie hart, der übermüthige Strom ihrer Freude hatte sonst auch viele Arme erquickt, willkommen war ihr jeder Mitgenießer ihres Glücks, das gleich der Sonne für alle ohne Unterschied aufgegangen war, denen ward aber jetzt das Schloß versperrt, düstere Kargheit hielt Wache, wo es nicht unmittelbare Befriedigung eines Gelustes galt. So wandelten sich nach und nach auch die wenigen Segnungen, mit de-

nen ihrer gedacht wurde, in Flüche und langsam rückte das Gericht der Verstockung heran. Alle Liebe hatte Barbara einem Schooßhund zugewandt, der nie von ihrer Seite kam, wer der Herrinn gefallen wollte, schmeichelte ihm und bald ward das Thier dies inne und quälte jeden, der sich der Gebieterinn nahte, mit unerträglichen Launen, besonders schien er seit dem Wiederfinden des Ringes ein ganz anderes Thier, seltsam starrten oft seine Augen aus den buschigen Brauen heraus und vorzüglich erbittert schien er auf die Armen, die er, wäre das Herz seiner Frau auch milder gewesen, unwiderstehlich von ihr trieb. Mit einer Kraft, die weit über seine Größe schien, fiel er sie an und die Wunden seiner Bisse schienen wie vergiftet, denn sie wollten nicht heilen und gingen in Eiter und Fäulniß. Unheimliche Sagen verbreiteten sich über den Hund, an dem Barbara hing wie gefesselt durch zauberische Gewalt, und viele Behauptungen, es sei der Böse selbst, der sein Opfer bewache und von Werken der Barmherzigkeit abhalte. Der Schooßhund starb und Barbara überließ sich dem grenzenlosesten Schmerz; lange wollte sie die Leiche nicht von sich lassen und als es endlich geschehen muß-

te, ordnete sie die herrlichste Todtenfeier an, in langem Zuge schwarz gekleidet von den Häuptern wallende Flöre nachschleppend, folgte sie mit dem ganzen Kreis ihrer Bekannten der Leiche unter den Trauerklängen verhüllter Pauken und dumpfer Posaunen. Mit beinahe heidnischen Gebräuchen von Räucherungen und Opfern, ward das Thier bestattet und reiche Thränengüsse benetzten sein Grab. In der folgenden Nacht schienen alle Stürme losgelassen und die Erde im Verscheiden zu liegen, das Schloß schien wie vom schwefelichten Lichte erleuchtet, gräßliche Gespenster umkreisten es in tollen Wirbeln. Auf den Zinnen lagen andere Gestalten gelagert, als ob sie Gericht hielten, eine stand auf und schien heftig zu reden, hohles Murmeln ging durch den Sturm, plötzlich hob sich aus dem Hundsgrab eine lange rothe Flamme gen Himmel, sank zischend zurück und ein gräßlicher Donnerschlag erfolgte, mit dem aber der Spuk verschwand und die Natur ruhig wurde, als wäre sie nie gestört gewesen.

Der Morgen brach mit seiner ganzen süßen Heiterkeit an und man hätte das nächtliche Toben für einen wirren Traum halten können, wäre nicht an

der Stelle des Hundsgrabs ein Loch von unergründlicher Tiefe gewesen. Jedem schauderte und viele wurden von dem schrecklichen Zischen bekehrt, nur Barbara verharrte in der Verstockung ihres Sinnes, aber die ihr schon lange gedrohte Armuth brach unwiderstehlich herein, das falsche Gold war entflohen, mit ihm alle Mücken, die seinen glänzenden Schein umflattert hatten. Den vormals so blühenden Körper überfiel schweres Siechthum, fern war jede liebevoll pflegende Hand. Die Glut des Fiebers zehrte Barbara auf und eines Morgens fanden Vorübergehende sie an einem Zaun, verschmachtet im Thau, wo sie wahrscheinlich in der nächtlichen Glut der Krankheit Kühlung gesucht. Mitleidige Leute beteten für die Seele und wollten den Leib in der Stille bestatten, da zog ein fürchterliches Unwetter herauf, es hagelte Steine, die Träger flüchteten sich unter schirmende Häuser und ließen den Leichnam im Stich; da schnitt ein gellender Pfiff durch die Luft und von allen Seiten, als wüchsen sie aus dem Boden und wären mit dem Hagel niedergegangen, stürzte unter gräßlichem Geheul eine Unzahl von Hunden jeder Art herbei, fiel wüthend über die Leiche, die sie zerrissen und

schleppten die Stücke, begleitet von einem Hohnlachen, von dem man nicht wußte, woher es kam, zu dem Abgrund des Hundegrabs, der sich, als er den letzten Rest der Unglücklichen aufgenommen, sogleich zuschloß. Die Hunde waren wie Nebel verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Dies trug sich zu im Jahre des Heils 1570. Es ward in die Chronik der Stadt Schemnitz verzeichnet und als Wahrzeichen ist noch das Jungfernschloß zu sehen.

Die Gründung der Helenenkirche.

Markus Graf von Czobor, Herr der Herrschaften Holitsch und Sassin in Ungarn, Göding und Pawlowitz in Mähren, lebte am Hofe Kaiser Josephs I., in dessen Nähe er sich als Kammerherr gewöhnlich aufzuhalten pflegte, und zeichnete sich durch Glanz und Pracht besonders aus. Unermeßlich reich, dabei ein Mann von der feinsten Bildung, voll Geist, Witz und manchen für sein Zeitalter seltenen Kenntnissen, begabt mit einer äußerst glücklichen Gestalt, die Majestät, Würde und Anmuth vereinigte, und jene trefflichen Eigenschaften des Geistes nur noch bemerkbarer und einnehmender machte, war er die Zierde jedes gesellschaftlichen Zirkels, von Jedermann geschätzt, von vielen gesucht. Bei dem genauen Umgange mit Allem, was durch Geburt, Würde, Ansehen und Talent ausgezeichnet war, hatte er sich viele zu Freunden gemacht, und selbst die Gunst des Kaisers in hohem Grade erworben.

Im vollen Sonnenschein eines sorgenfreien, vergnügten Lebens, schien der Graf als auserwähltes Schooßkind des Glückes, den Gipfel desselben erreicht zu haben, als sich plötzlich ein Vorfall ereignete, der ihn um Ehre, Freiheit und vielleicht selbst um das Leben zu bringen drohte, und aus dem er sich bloß durch einen kühnen Entschluß, mit seltener Gegenwart des Geistes, glücklich herauszuziehen vermochte.

Karl der XII., jener abenteuerliche Schwedenkönig, war nämlich auf seinem, für König August von Polen unheilbringenden Zuge siegreich bis vor die Thore Dresdens gerückt, und hatte dort ein festes Lager bezogen. Nichts hatte bis dahin den nordischen Aar in seinem Fluge aufhalten können; herrschen wollte er, auch über seines Gleichen, und Gehorsam sich erzwingen durch die Kraft seines Armes. Rauh, unbeugsam und aufbrausend wie sein Gemüth, war auch sein Betragen gegen die europäischen Mächte, gegen die er theils in offener Fehde, theils in listigen Freundschaftsverhältnissen stand, durch die mancherlei Forderungen, die er an sie machte. Unter diesen letztern befand sich der Kaiser in einer ziemlich bedenklichen Lage. Mit den Türken und Mißvergnügten vollauf beschäftigt, entblößt von Truppen und

Geld, hart an seinen Grenzen ein siegtrunkener König, der erste Feldherr seiner Zeit, dessen zweifelhafte Freundschaft sich, bei der Sonderbarkeit seines Charakters, jeden Augenblick in furchtbare Feindschaft verwandeln konnte, dabei ohne Mittel zum Widerstand, blieb dem Kaiser nichts übrig, als den oft ungestümen Forderungen Karls nachzugeben, und alles sorgfältig zu verhüten, was dessen Zorn reizen konnte.

So standen die Verhältnisse zwischen beiden Monarchen, als der Baron von Strahlheim, schwedischer Gesandter zu Wien, seinem König zu Ehren ein großes Gastmahl gab, zu dem nebst vielen andern Großen auch Graf Czobor geladen war. Den hohen Ton seines Herrn annehmend, ließ der Gesandte hier und da ein Wort fallen, das von unserm Grafen und vermuthlich auch von manchem andern der anwesenden Gäste schwer ertragen wurde. Dennoch überwand er sich und stimmte mit in die Gesundheiten des schwedischen Monarchen, die Baron Strahlheim ausbrachte. Bald darauf erhob Czobor den Becher, ließ den Kaiser hoch leben, und bemerkte, nicht ohne Ingrimm, daß der Schwede der einzige war, der nicht Bescheid that. Nun war kein Haltens mehr, augenblicklich stellte der Graf den Gesandten hierüber zur Rede.

Dieser antwortete mit Stolz; der Streit erhitzte sich, und endlich sprang der Graf auf, und gab dem Schweden eine derbe Ohrfeige. Alles gerieth hierüber in Aufruhr; die beiden Gegner zogen die Degen, und nur mit Mühe gelang es den Anwesenden, die Wüthenden auseinander zu bringen und den Grafen nach Hause zu schaffen.

Der Baron von Strahlheim hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Vorfall seinem Monarchen zu melden, und Karl der XII., der die Beleidigung auf sich bezog, weil der Gesandte in seinem Berichte dem Grafen Czobor vermuthlich Worte in den Mund gelegt hatte, die den König persönlich trafen, forderte mit seiner gewohnten ungestümen Hitze, auffallende Genugthuung. Der Kaiser, von dem wahren Hergang der Sache unterrichtet, ward durch diese Forderung nicht wenig in Verlegenheit gesetzt. Allein die Umstände waren gebieterisch; mit Karln durfte er es auf keinen Fall verderben; es erging daher an Czobor der Befehl, dem schwedischen Gesandten vor Zeugen Abbitte zu thun, und das Hoflager während des in der Nähe tobenden Ungewitters zu meiden. Zu dem ersteren wollte sich Graf Czobor keinesweges entschließen, reiste jedoch, um dem letzteren Befehle

Folge zu leisten, augenblicklich auf seine Herrschaft Holitsch.

Allein hiermit war der rachsüchtige Gesandte ganz und gar nicht zufrieden, und bewirkte von seinem König eine sehr drohende Erklärung an den Kaiser, worin derselbe sagte, daß, nachdem Se. Majestät einen seiner Unterthanen, der sich so gröblich gegen ihn vergangen hätte, nicht zu strafen wüßten, er es schon wissen werde, und ihn daher ausgeliefert haben wollte. Mit tödtlichem Schreck erfüllte diese Drohung alle Freunde Czobors, mit herzlichem Mitleid den Kaiser, der den Grafen verloren gab, und nicht ohne Schmerz den Befehl zu seiner Verhaftung und Auslieferung ertheilte.

Dieser war indeß durch seine Freunde von allem unterrichtet, und hatte den Rath erhalten, augenblicklich zu entfliehen, welches ihm zu erleichtern mit der Ausfertigung des Verhaftbefehles so lange als möglich gezaudert wurde.

Schon war Graf Czobor dazu bereit, seine beste Habe zusammengerafft, die nöthigen Anstalten getroffen, da fuhr es ihm plötzlich durch die Seele: der Gefahr muthig entgegen zu gehen sei rühmlicher, als ihr schimpflich zu entfliehen, und sein Entschluß war

gefaßt. Karl, dachte er, sei zwar aufbrausend und toll, doch auch muthig und tapfer, und selbst eines kühnen Unternehmens fähig, so werde er diese Eigenschaften auch an einem andern schätzen. Zu ihm beschloß der Graf geraden Weges zu reisen, vor ihm persönlich sich zu stellen und zu rechtfertigen. Gewagt war der Schritt auf jeden Fall, und konnte übel ausfallen, ließ Karl sich von seiner Hitze übereilen, und hörte wohl gar seine Rechtfertigung nicht an; auf jedes Ereigniß mußte man daher gefaßt seyn. Schnell entwarf Czobor seinen letzten Willen, machte alle nöthigen Anordnungen auf den Fall seines Todes, oder wenigstens einer längern Abwesenheit; gelobte, auf dem Berge, den er eben aus dem Fenster erblickt hatte, als er jenen muthigen Vorsatz faßte, eine Kirche zu bauen, falls er glücklich zurück käme, schwang sich auf sein Roß, und trat die Reise nach dem schwedischen Lager, bloß von ein Paar treuen Dienern begleitet, mit möglichster Schnelle an.

Bald darauf erschien das Kommando, dem der Auftrag geworden war, den Grafen zu verhaften, doch zu spät, und mußte unverrichteter Sache abziehen, zur unaussprechlichen Freude aller Freunde Czobors. In höchster Erbitterung berichtete Strahlheim

seinem König, man habe am kaiserlichen Hofe lange darüber debattirt, ob man den Grafen Czobor Sr. Majestät ausliefern solle oder nicht. Dieser müsse indeß hiervon Wind bekommen haben, und sei entflohen, so daß die zu seiner Verhaftung genommenen Maßregeln unwirksam geblieben seien. Karl war durch diese Nachricht in die äußerste Wuth versetzt; fürchterlich schwor er, sich zu rächen; denn nichts hielt er für gewisser, als daß man Czoborn mit Fleiß Zeit zur Flucht gelassen habe.

Indessen war dieser im schwedischen Lager angekommen, und dem König ward gemeldet: Graf Czobor bitte vorgelassen zu werden. Augenblicklich ließ er ihn kommen, fuhr ihn heftig an, und warf ihm in den härtesten Ausdrücken eines aufbrausenden Temperaments sein Vergehen vor. Mit ruhiger Ergebung ließ dieser den König austoben, und erklärte dann mit männlicher Fassung: freiwillig habe er sich gestellt, er habe entfliehen können, doch nicht wollen, in der sichern Überzeugung, der König sei gerecht, höre jeden an, und werde auch ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zu dem Beweise sei er erbötig, daß die Anklage des Gesandten falsch, und er bei Sr. Majestät verleumdet sei. Seines Herrn hätte er sich ange-

nommen, den der Gesandte verunglimpft habe, dies sei jeder rechtliche Unterthan seinem Monarchen schuldig. Nie sei es ihm in den Sinn gekommen, den König beleidigen zu wollen, sein Streit mit dem Gesandten sei daher bloß Privatsache, und diese auszugleichen sei er bereit, ihm jede Genugthuung zu geben, die er verlangen würde.

Mit Aufmerksamkeit hörte ihm der König zu, ernst, doch nicht mehr so rauh, entließ er ihn, jedoch mit dem Befehl, das Lager ohne seine ausdrückliche Erlaubniß nicht zu verlassen.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich der König um seinen Gefangenen zu bekümmern schien, während dieser zwar etwas beruhigt, doch nicht ohne Sorgen, mit den Schweden Bekanntschaft anknüpfte, und durch sein einnehmendes Betragen manchen Freund gewann. Sinnend, was denn endlich der Ausgang der Geschichte seyn, und wie lange sein Aufenthalt unter den Schweden dauern würde, oder was denn der König mit ihm vorhaben könne, traf ihn eines Tages der Bote, der ihn augenblicklich zu Karln berief. Vermuthend, daß sein Schicksal nun endlich entschieden würde, nahm Czobor seine ganze Standhaftigkeit zusammen, ward jedoch nicht wenig über-

rascht, als er beim Eintritt in das königliche Zelt den Baron Strahlheim erblickte. Der Baron ward bei Czobors Eintritt äußerst betroffen; denn eben hatte er Karln die Saumseligkeit des kaiserlichen Hofes bei diesem Geschäft, ja wohl gar dessen Einverständniß mit der Flucht des Grafen neuerdings vorgestellt, und des Königs Unwillen auf das Höchste gegen den Kaiser zu reizen gesucht. Sehr gut war es ihm gelungen, einen ohnedies aufwallenden Monarchen in Harnisch zu jagen, doch nicht ganz nach seiner Absicht, denn Karl merkte wohl, daß der Baron von Strahlheim nicht aus ganz uneigennützigen Absichten spreche.

Kaum war Graf Czobor eingetreten, so trug ihm der König auf, sich nun in Gegenwart des Barons zu vertheidigen, und las ihm die Depesche Strahlheims vor, die seine Anklage enthielt. Der Beschuldigte, der sich indeß gefaßt hatte, vertheidigte sich mit vieler Gewandtheit, machte den König auf manche kleine Umstände aufmerksam, die der Gesandte nicht läugnen konnte, erbot sich nochmals zur Genugthuung für die persönliche Beleidigung, bat aber auch um dieselbe für die seinem Monarchen angethane Unehre, berief sich auf Thatsachen, daß er des Königs mit

keiner unanständigen Sylbe gedacht habe, und wußte theils durch die Macht der Wahrheit, theils durch seine Unerschrockenheit und Geschicklichkeit, womit er jeden Umstand und besonders seine freiwillige Stellung zu seinem Vortheil geltend machte, den Gesandten so in die Enge zu treiben, daß der scharfsichtige König bald einsah, wie falsch der Bericht Strahlheims gewesen sei, und daß er eine durch Hochmuth und Unvorsichtigkeit sich zugezogene Beleidigung zur Sache seines Königs habe machen wollen.

Nun ging das Ungewitter über diesen los. Ungestüm warf er ihm sein Betragen vor, überhäufte ihn mit Vorwürfen und entließ ihn endlich mit dem Befehl, augenblicklich auf seinen Posten abzureisen. Czoborn dagegen erklärte der König, daß er mit seiner Rechtfertigung vollkommen zufrieden sei, ihn als einen wackern Mann schätze, und ihm erlaube, nach Hause abzureisen. Als dieser in seinem Quartier ankam, erschien bald darauf ein Offizier, der ihm einen Säbel und ein Paar Pistolen im Namen des Königs zum Andenken überreichte.

Freudig eilte der Graf nach Hause, um die Seinigen, die in banger Erwartung auf Nachricht von ihm harrten, zu beruhigen, und legte in drei Mona-

ten darauf, obwohl auf einem andern Orte, den Grundstein zu der Kirche, die noch heut zu Tage unter dem Namen von St. Helena bekannt ist, und von den nach Schoßberg vorüberziehenden Wallfahrtern fleißig besucht wird. Das Geschenk des Schwedenkönigs aber, das zwar an sich von keinem großen Werthe war, aber durch die Umstände, die es begleiteten, besonders merkwürdig wurde, erhielt eine ausgezeichnete Stelle in der Waffenkammer, und ward stets von ihm und seinen Nachkommen in großen Ehren gehalten, und den Merkwürdigkeiten des Schlosses Holitsch beigezählt.

So ward durch Muth und Geistesgegenwart ein Vorfall friedlich und ehrenvoll beendet, der sonst unberechenbare, vielleicht für Nationen bejammernswerthe Folgen hätte nach sich ziehen können.

Vergeltung.

In dem in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Ungarn gegen den großen Suleyman kämpfenden Christenheere, zeichnete sich Ladislaw von Keretsényi, ein edler Ungar, durch Muth, Stärke und Tapferkeit besonders aus und erwarb sich dadurch den Namen eines Helden. Leider verdiente er ihn nicht ganz; denn Schonung, Milde, Menschlichkeit waren ihm fremd. Ein von seinem Vater angeerbter Haß gegen die Türken, ließ ihn sogar der Gefangenen nicht schonen. Daher war Keretsényi's Namen ein Schrecken der Türken, und selbst unter seinen Glaubensgenossen, deren Stütze er war, fand er keinen, der Liebe oder Freundschaft gegen ihn gefühlt hätte; denn nur Scheue fühlte jeder vor dem »Türkenquäler,« wie man ihn nannte. Nicht minder hart war er gegen seine Unterthanen. Obgleich in Ungarn begütert, kaufte er 1560, von dem Verschwender Christoph von Liechtenstein, dessen Stammhaus und Hauptherrschaft

Nikolsburg in Mähren, das zeither nimmer an die Liechtensteine wiederkehrte. Hier pflegte, wenn freundlichere Tage eintraten, Keretsényi des Sommers einige Wochen zu weilen und seinem dreizehnjährigen Sohne Christoph, der hier erzogen wurde, gefangene Türken mitzubringen, die diesem zum Ziele dienen mußten, wenn er sich mit der Armbrust übte. So lehrte Keretsényi seinen Sohn alle Gefühle der Menschlichkeit unterdrücken, und pflanzte auch ihm seinen Haß gegen die Türken ein. Daß mancher Türke oft drei, vier Tage nach einander wiederholt an dem zum Ziele bestimmten Baum gebunden wurde, war sehr gewöhnlich, denn Keretsényi hatte die Grausamkeit, nicht nur die Brust, sondern mitunter auch eine Hand, einen Fuß oder einen andern Theil des Körpers zu bestimmen, den der junge Christoph treffen sollte. Schon seit längerer Zeit schmachtete in dem Gefängnisse des Schlosses Nikolsburg ein junger Moslemin, Namens Ali, der dem Burgherrn für seine Freiheit 5000 Gulden geboten und seinen treuen Diener Hassan deshalb an seinen Vater, der weit mehr als ein bloßer Aga seyn sollte, geschickt hatte. Der bestimmte Termin kam heran, aber Hassan blieb mit dem Lösegelde aus. Wüthend wurde nun Keret-

sényi; er machte ihm Vorwürfe, ihn genarrt zu haben, und bestimmte ihn sofort zur Zielscheibe seines Sohnes. Vergebens war das Flehen des jungen Ali; er ward unter dem Hohngelächter Keretsényi's an einen Baum gebunden, Christoph begann den Muselmann zu beschießen. Schon waren mehrere Pfeile in dem Körper Ali's und halb ohnmächtig hing er in den Banden, die ihn an den Baum festhielten, als eine plötzliche Erscheinung der Zusehenden Augen nach einem andern Punkt richtete. Es war Hassan, der athemlos auf beschäumtem Pferde herangeeilt kam, das mitgebrachte Gold zu den Füßen Keretsényi's warf, und zu dem wieder etwas auflebenden Ali trat, dem er die Fesseln lösen wollte. Dies ließ Keretsényi nicht geschehen. »Habe ich doch nur versprochen,« sagte er zu Hassan: »daß ich Ali seinem Vater wieder geben wolle; doch nimmer habe ich bestimmt, ob todt oder lebend? Nun soll meines Sohnes Kurzweil nicht gestört werden.« Und taub auf alles Flehen Ali's und Hassan's, mit tyrannischem Ernste die bittenden Mienen der Zuseher zurückscheuchend, gebot Keretsényi seinem Sohne fortzuschießen. Dieser that es noch einige Male, und Ali war todt. — Hassan

nahm nun weinend den Leichnam Ali's, und eilte damit seiner Heimath zu.

Als nach wenigen Jahren, und zwar 1565, die Anhetzungen des ungarischen Kronprätendenten, Johann Siegmund, Sohn Johanns Zápolya, Maximilian den II. mit dem großen Suleyman, der vor Jahren Wien selber bedroht, in Krieg verwickelt, und die an Siebenbürgen grenzenden Gespanschaften Ungarns bedroht wurden, verließ Keretsényi Nikolsburg, und begab sich nach Gyula, einer Stadt mit einem Schlosse, das nebst einem großen Gebiete ihm zugehörte. Da Gyula eine in jener Zeit bedeutende Festung war, so empfahl ihm Kaiser Maximilian die Vertheidigung derselben, ließ sie mit Geschütz, Munition, Geld und Proviant versehen, und der kaiserliche Feldherr verstärkte die früher daselbst unter dem Hauptmann Grünenwald bestandene Besatzung durch zwei Fähnlein deutschen Kriegsvolkes unter den Hauptleuten Jörger und Hoppenrath, und einige ungarische Truppen unter Holcha Zowist und Vizi János Kommando, die wieder alle unter Keretsényi's Stabe stehen sollten. Am 2. Julius 1566 erschien ein 5000 Mann starkes türkisches Heer unter der Anführung Persaff-Pascha's (nach andern Portaw-Pascha)

vor Gyula, das er, nachdem auch noch der Pascha von Temeswár mit mehreren Kriegsvölkern zu ihm gestoßen war, zu belagern begann.

Fünf Tage lang hielt Keretsényi den unablässigen Sturm der Belagerer auf die Stadt aus; als er aber sah, daß es unmöglich wäre, sich hier zu halten, zog er sich in den Huzarwár (in das Vorschloß) zurück; zu gleicher Zeit befahl er seinen Leuten, die Stadt an vier Ecken anzuzünden, damit die Feinde nichts als einen Schutthaufen finden möchten, wenn sie in diese einzögen. Bald loderte die Flamme empor, und beleuchtete schaurig das weite Lager der Muselmänner — und Gyula war zerstört.

Keretsényi hielt sich hier drei Wochen lang ritterlich. Nichts destoweniger gewannen die unablässig mit ihren Minen beschäftigten Türken täglich mehr Vortheile über ihn, und es gelang ihnen, sich auch des Huzarwár zu bemächtigen, nachdem dessen Mauern in Schutt verwandelt waren, und Keretsényi sich genöthiget sah, seine letzte Zuflucht in's Innere des Schlosses zu nehmen. Er wollte die Zugbrücke wegreißen lassen; allein sein Vorhaben vereitelten die Feinde, die ihr Geschütz sogleich in dies innere Schloß spielen ließen, eine Schanze in dem abgebrannten

Huzarwár aufführten, und ihr Hauptaugenmerk vorzüglich auf den innern Schloßthurm, ein prachtvolles Gebäude aus der alten Römerwelt, richteten. Nach einigem tagelangen Schießen, stürzte der prächtige Thurm zusammen, gleiches Schicksal erlitten die drei Basteien, so daß es nicht mehr möglich war, darauf Widerstand zu leisten. Mit Löwenmuth vertheidigten sich die Belagerten gegen die andringenden Moslims, noch war ihre Tapferkeit durch nichts erschüttert; als aber die Türken die einzige Quelle, durch welche das Wasser in's Schloß geleitet wurde, untergruben, und sich bei den täglichen Stürmen und Kämpfen, zu dem Mangel an Nahrungsmitteln auch noch der heftigste Durst gesellte, da begann allmälig ihr Muth zu sinken; doch schwuren sie feierlichst einander zu, den Platz so lange als möglich ihrem Kaiser zu erhalten.

Da ließ Persaff-Pascha an Keretsényi eine Aufforderung ergehen, das Schloß zur Übergabe zu bewegen; als aber Keretsényi davon nichts hören wollte, ließ Persaff-Pascha einen hohen, gut verwahrten Berg aus Holzstößen und sonstigen Geräthen gleich vor dem Schloßthore in gleicher Höhe mit dem innern Walle des Schlosses errichten, und von diesem

aus wagte er am 3. August einen Hauptsturm; aber Keretsényi schlug ihn muthig zurück, und fügte den Osmanen einen empfindlichen Verlust zu; denn viele Hunderte bedeckten den Wahlplatz, noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter diesen auch der Pascha von Temeswár. Die Belagerten durch diesen Sieg aufgemuntert, fingen an, ihre Wälle wieder aufzubauen, mehrere Verschanzungen, unter beständigem Schießen der Feinde, zu eröffnen, um sich desto besser vertheidigen zu können.

Kurz darauf saß eines Abends Keretsényi, in Gedanken vertieft, auf einer Warte. Lange konnte sich die Festung nicht mehr halten, dies sah er wohl ein; die Liebe zum Leben erwachte jetzt mit neuer Stärke in ihm — doch bot sich ihm kein Ausweg dar, um sich zu retten; da trat Vizi János, ein ungarischer Hauptmann, zu ihm. Seine Miene schon verkündigte eine traurige Botschaft. So war es auch. Er hatte bemerkt, daß die Türken die Wälle des Schlosses untergraben hätten, und damit umgingen, sie des andern Tages in die Luft zu sprengen. Ihre Zurüstungen ließen keine Zweifel mehr übrig. Noch in derselben Nacht schrieb Keretsényi einen Brief an den Vezier, worin er ihm die Übergabe der Festung gegen

freien, ehrenvollen Abzug versprach; er wickelte dies Schreiben um einen Pfeil und schoß damit in das türkische Lager.

Am andern Tage früh erschien ein Herold des Veziers vor dem Thore und begehrte Keretsényi zu sprechen. Als er erschien, meldete ihm der Türke einen Gruß von seinem Herrn, sammt der Botschaft, daß er noch heute eine Antwort erhalten sollte.

Ein leises Murren schlich durch die Krieger Keretsényi's, und kaum hatte er sein Zimmer erreicht, so traten die Hauptleute, Vizi János an ihrer Spitze, zu dem Kommandanten, um über die Rede des Türken Aufschluß zu erhalten.

»Was habt Ihr vor, Herr!« sprach Vizi, »daß Ihr in der Feinde Lager Schreiben schicket? Habt Ihr den Schwur schon vergessen, den wir thaten, entweder als Helden zu fallen, oder diesen Platz unserem Kaiser zu erhalten?« Keretsényi beruhigte sie dadurch, daß er ihnen sagte: »er hätte nur seinen Schwager zu sich bestellen lassen, um durch ihn vielleicht etwas zu erfahren, was ihnen Nutzen bringen könnte. Er meinte nämlich den Bruder seiner verstorbenen Gattinn, der verschiedener Fälle wegen aus Ungarn hatte flüchten müssen, und bei den Türken

den Turban angenommen hatte, Rebek hieß, mit im Heere des Veziers stand und Keretsényi's Todfeind war, weil dieser sich seiner Güter bemächtigt hatte. Als sich die Hauptleute, durch Keretsényi's Vorstellungen etwas beruhigt, entfernt hatten, schickte er, wie er vorgab, an seinen Schwager, eigentlich aber an den Vezier ein Schreiben. Anstatt des von den Vertheidigern erwarteten Rebek, erschienen zwei Diener des Veziers, die sich unverweilt zu Keretsényi begaben, und mit ihm Zwiesprache hielten. Nach einigen Stunden endlich kam wirklich auch Rebek, und verfügte sich in Keretsényi's Zimmer. Auffallend war es allerdings den Christen, daß die Feinde keinen einzigen Schuß in die Festung thaten.

Hierauf schickte Keretsényi einen Edelmann aus seiner Schar, mit einem silbernen Harnisch und einem großen Schlachtschwerte mit goldenem Griffe als Geschenk für den Vezier in das Lager. Dieser machte dem Kommandanten wieder mit einigen andern Sachen von Werthe ein Gegengeschenk. Nebstdem kamen noch drei vornehme Türken als Geißeln in das Schloß, und Keretsényi schickte zwei seiner Hauptleute zu dem nämlichen Zwecke zu den Belagerern.

Kurze Zeit darauf beschied Keretsényi die ganze

Besatzung zu sich, und machte sie, nachdem sich das ungarische und deutsche Kriegsvolk versammelt hatte, mit der mißlichen Lage des Schlosses bekannt, stellte ihnen die Unmöglichkeit, dasselbe länger zu vertheidigen und zu erhalten, lebhaft vor; erinnerte sie an die vielen kranken und untüchtigen Krieger, die in der Festung seien, und ermahnte sie, da jeder Widerstand thöricht und umsonst sei, einen ehrenvollen Abzug dem sicheren Tode vorzuziehen. Er wies ihnen das beurkundete und mit vielen Siegeln des Veziers versehene Dekret vor, vermöge welchem sowohl den Kriegern, als den Kranken ein ehrenvoller Abzug gegen Übergabe des Schlosses verheißen wurde, und drang auf eine bestimmte Einstimmung zu seiner Unterhandlung.

Lange standen die tapferen Krieger lautlos da: sie wähnten zu träumen, daß ihr sonst so tapferer Anführer von Übergabe sprach; staunend sahen sie sich einander an, und endlich nahm Vizi János das Wort.

»Herr!« sprach er, »wie könnt Ihr einem Schreiben der Ungläubigen so viel Glauben beimessen? Haben uns nicht schon mehrere Beispiele bewiesen, was diesen ihr gegebenes Wort sei? Denkt an ihre Versprechungen, die sie denen von Ofen, Temeswár und

Erdent thaten, und wie schändlich sie ihr Wort brechen. — Und wenn sie ihr Versprechen erfüllten, so ziehe ich einen rühmlichen Tod nach meinem gethanen Eide einem solchen Abzug, den Ihr ehrenvoll nennt, vor. Kameraden! wer von euch gleiche Gesinnungen hegt, der schwinge sein Schwert zum Zeichen, daß er mit mir einverstanden sei.«

Mehr als die Hälfte der Krieger rissen die Schwerter aus der Scheide, und schwangen sie; doch den Übrigen schien der Muth gesunken zu seyn; mit zur Erde sehenden Blicken standen sie da. »Ich sehe,« sprach Keretsényi nach einer Weile, »daß die Meinungen getheilt sind. — Warum sollt ihr hier schon enden, da euch manche Lorbern noch blühen? Was nützt euer frühzeitiger Tod unserem Kaiser? Viel besser ist es, ihr erhaltet euch ihm, da er in der allgemeinen Noth solcher Helden bedarf. Überdies ist unser Abzug von dem Vezier des Sultans unterschrieben, und drei vornehme Bürgen befinden sich in unserer Gewalt; wir sind daher sicher. Glaubt ja nicht, daß Zaghaftigkeit mich zu diesem Schritte verleite; nur die Unmöglichkeit uns länger zu wehren, bestimmte meinen Entschluß.«

In diesem Tone sprach der Kommandant noch

lange zu seinen Kriegern, suchte alle nur möglichen Gründe auf, um sie zu überreden, und es — gelang ihm. Sogleich ließ er die Kapitulation unterschreiben, und schickte sie in's feindliche Lager. Der Bezier war damit zufrieden, nur verlangte er eine monatliche Löhnung für seine Janitscharen, um sie für die Abziehenden zu gewinnen. Keretsényi schickte 4000 Thaler in das Lager, und des andern Tages geschah der Abschluß.

Kaum war der Tag (es war der 2. September des Jahres 1566) angebrochen, so war schon alles im Schlosse lebendig. Die Pferde wurden vorgeführt, die Harnische geputzt, und die Kranken aus ihren Stuben geholt und auf Wagen gelegt. Doch verzögerte sich der Abzug bis gegen Mittag. Den Zug eröffneten des Beziers Räthe und Diener, gleichsam als Wegweiser; dann kamen die Kranken und das Volk, das sich aus den benachbarten Städten und Dörfern in die Festung geflüchtet hatte und erst gegen Abend zogen die Krieger aus dem Schlosse, das sie zwei Monden hindurch auf das tapferste vertheidigt hatten. Die deutschen Lanzenknechte und Ritter zogen voran, ihnen folgte das ungarische Fußvolk und die Reiterei, Keretsényi in der Mitte, die türkischen Geißeln machten den Beschluß.

Als Keretsényi mit seinen Begleitern im feindlichen Lager angekommen war, beredeten ihn Letztere, sich zum Vezier zu verfügen, um ihm persönlich zu danken. Er willigte ein und ging mit ihnen. Kaum trat er in das Zelt des Veziers, als auf einen gegebenen Wink zehn Janitscharen über Keretsényi herfielen und ihn entwaffneten. Sprachlos stand er da. Der Schreck hatte seine Zunge gelähmt. »Nun Keretsényi!« sprach hohnlächelnd der Pascha, »du Schrecken der Muselmänner, du Stütze der Christen, du Mörder meines einzigen Sohnes, hab ich dich endlich in's Verderben gelockt? — Ali's Blut schreit um Rache. Nur mit deinem Tode magst du seinen Tod sühnen. Fort mit ihm nach Belgrad!« Keretsényi wurde fortgeführt; alles Lebensgefühl schien ihn verlassen zu haben. Noch denselben Tag wurde er nach Belgrad geschleppt und dort bis zu Persaff-Pascha's Ankunft in einem unterirdischen Kerker gefangen gehalten. Aber auch Keretsényi's Kriegsvolk ging es nicht besser. Kaum war ihr Anführer in des Veziers Zelt getreten, als auf Einmal sich die ganze Armee der Türken über die wenigen Christen stürzte, und sie sammt den Kranken fast gänzlich niedermetzelte. Nur wenige Ungarn entka-

men auf ihren schnellen Rossen dem allgemeinen Blutbade, um die traurige Botschaft den Christen verkündigen zu können. Triumphirend zogen die Feinde in das zerstörte Gyula ein.

Nachdem der Vezier auch noch Jenö eingenommen hatte, begab er sich nach Belgrad. Da ließ er Keretsényi in das Grabmahl Ali's bringen, und zeigte ihm dort den einbalsamirten Körper. »Kennst du diesen noch?« fragte finster der Vezier den Gefangenen. »Wisse,« fuhr er fort, »daß ich es bei Muhameds Barte geschworen habe, ihn nicht eher nach unserer Sitte zu beerdigen, als bis ich ihn an dir qualvoll gerächt haben würde! Wisse ferner, daß mein einziges Absehen auf dich gerichtet war, und daß eben Rebek, der Oheim deines blutdürstigen Sohnes, dich verrieth; geh, deine Stunden sind gezählt.«

Am andern Morgen ließ Persaff-Pascha den Unglücklichen in ein leeres Faß spünden, und nachdem er von allen Seiten Nägel hatte hineinschlagen lassen, dieses von einem Berge in die vorbeiflutende Donau rollen.

Christoph Keretsényi, Lastows Sohn, starb schon 1572 ohne Erben.

Der schwarze Heerführer.

Die unglücklichen Streitigkeiten, die nach Ludwigs II. frühzeitigem Tode bei Mohács zwischen Ferdinand I. und Zápolya um den Besitz der ungarischen Krone ausbrachen, hatten die Türken, und mit ihnen Jammer, Elend und Noth nach Ungarn gebracht. Man hatte zwar gehofft, daß ein oder der andere Kronerbe bald über seinen Gegner obsiegen, und so dem verwüsteten Reiche Frieden und Ruhe werden würde; aber diese Hoffnung täuschte lange, denn beide Theile waren durch einen starken Anhang mächtig, und hielten sich das Gleichgewicht. Endlich starb Zápolya und seine Witwe schloß mit Ferdinand Frieden; die Aussichten schienen nun etwas besser zu werden. Doch jetzt erst zeigte sich die treulose Politik der Türken. Bloß als Zápolya's Hülfsvölker waren sie in das Land gekommen, doch nun erklärten sie, den Krieg auf eigene Faust fortführen zu wollen, und gar nicht daran zu denken, die gemachten Eroberungen heraus zu ge-

ben. Dem gedrückten Lande ward daher weder durch Zápolya's Tod, noch durch den Vergleich zwischen Ferdinand und der Königinn Isabelle einige Erleichterung, und die fortgesetzten Schreckensscenen mit den Türken brachten die Menschen in Verzweiflung.

Unter diesen jammervollen Umständen brach das Jahr 1569 an, von dem eine Prophezeiung geweissagt hatte, daß es den Türken in Ungarn höchst verderblich seyn würde. Mit Sehnsucht sah ihm deshalb die abergläubische Menge entgegen, und selbst die Klügeren vereinigten ihre Wünsche mit jenen des Pöbels, wenn sie auch seine Zuversicht nicht theilen konnten.

Die ersten Monate verstrichen, ohne daß irgend ein besonderes Ereigniß, das auf die Weissagung Bezug gehabt hätte, vorfiel, und schon fing der Glaube daran zu wanken an, als sich plötzlich die Nachricht verbreitete, zu Debretzin sei ein schwarzer Heerführer aufgetreten, der unmittelbar von Gott gesandt sei, um die Türken aus dem Lande zu vertreiben, und deshalb auf den sichtbaren ihm verheißenen göttlichen Beistand rechnend, nur mit einer sehr kleinen Anzahl Menschen dieses große Werk ausführen werde. — Nun waren

die Gläubigen plötzlich gestärkt, die Zweifelnden zum Schweigen gebracht, und der Untergang des halben Mondes mit lautem Jubel verkündet.

Mit diesem schwarzen Heerführer hatte es eigentlich folgende Bewandtniß. Ein gewisser Georg Karátson, ein gemeiner Mann von außerordentlicher Leibesstärke und riesenhaftem Körperbau, dabei von durchdringendem verschmitzten Verstande, und in den kleinen Künsten der List und des Truges wohl erfahren, von seinen Nachbarn gefürchtet und seiner dunklen Gesichtsfarbe wegen nur gemein hin der schwarze Mann genannt, hatte von der erwähnten Prophezeiung gehört, und die Leichtgläubigkeit der Menschen — auf die seit ihrer Erschaffung noch niemand vergeblich spekulirt hat — wohl berechnend, den Entschluß gefaßt, den Versuch zu wagen, ob er nicht daraus einigen Vortheil ziehen könnte. Er verließ daher seinen Acker, und trat zu Debretzin mit dem Vorgeben auf, Gott sei ihm erschienen und habe ihm befohlen, nach Debretzin zu ziehen, dort einige Mannschaft zu sammeln, und mit selber gegen die Türken zu ziehen, indem er ihn auserlehen habe, das christliche Volk in Ungarn von dem heidnischen Joche zu befreien. Zwar habe er die erste Erscheinung für einen

bloßen Traum gehalten, daher ihr auch keine Folge geleistet; doch habe ihn Gott hierauf noch einmal gewürdiget sein Antlitz zu schauen, und bei Wiederholung des vorigen Befehles ihm zugleich Vorwürfe über seinen wenigen Glauben gemacht, und auf den Einwurf, wie er, ein schlichter Ackersmann, so Großes vollbringen könne, geantwortet, er habe gerade deshalb, um seine Allmacht desto auffallender zu bewähren, ihn, dieses schwache unerfahrne Werkzeug, zur Vollführung seines Willens auserkoren und werde ihm in jeder Gefahr unmittelbaren Beistand leisten.

Um diesen Worten noch mehr Glauben zu verschaffen und seine Sendung zu bewähren, brach er neue Hufeisen von einander, krümmte Geldstücke und Eisenstangen, zerriß Ketten und Stricke, zertrümmerte Mühlsteine, hob Lasten und zeigte mehrere derlei Kraftstücke, indem er sehr richtig den Eindruck berechnete, den das Ungewöhnliche auf den Menschen macht, und ihn dem Willen des Stärkeren unterjocht.

Außer der Stadt schlug dieser schwarze General sein Lager auf, in das binnen wenig Tagen eine Menge liederliches Gesindel, von der Hoffnung des Raubes angelockt, zusammenlief. Allein stets seinem Plane getreu und den Zweck des Mystificirens vor

Augen habend, war dies Lager und dessen Soldaten in Sitten und Gebräuchen ganz verschieden von allen andern ähnlichen Versammlungsplätzen. Jeder Mann, der unter den Fahnen des von Gott ernannten Feldherrn dienen und sich unter seiner Anführung in dem Kampfe gegen die Ungläubigen den Himmel erwerben wollte, wurde von ihm mit besonderer Feierlichkeit aufgenommen. Nach einer langen Rede nämlich, in der er dem Ankömmling die Pflichten eines Streiters Gottes und unter selben hauptsächlich jene des blinden Gehorsams deutlich auseinander setzte, ergriff er ihn plötzlich am Haarschopf, zog ihn unter dem Hersagen unverständlicher Worte dreimal in die Höhe, gab ihm darauf drei sanfte Schläge in den Nacken und, nebst einem Kuß auf die Stirne, den väterlichen Segen. Von diesem Augenblick an erhielt der Neuaufgenommene den Namen Sohn, so wie der Heerführer den Namen Vater führte, und die Soldaten sich unter einander Bruder nennen mußten. Morgens und Abends ward zum Gebete getrommelt, wobei jeder auf die Knie fiel, und das von dem Anführer laut vorgesagte Gebet des Herrn nachsprach, der sich hierauf allein erhob, und von einem erhöhten Orte den Segen ertheilte. Kein Fluch oder Scheltwort

ward gehört, denn fürchterliche Strafe war darauf gesetzt, kein Spiel erlaubt, denn die Übung in den Waffen und das Zuhören bei den von dem Begeisterten gehaltenen Predigten sollten die Zeit des Soldaten hinlänglich ausfüllen. Wenn es ihm einfiel, sagte er Lust- und Festtage an, strafte und belohnte, und herrschte mit der unbegrenztesten Willkühr im Namen Gottes, der ihm, seinem Vorgeben nach, stets seine Befehle selbst ertheilte.

Obwohl nun dieser schwarze Feldherr auf der einen Seite seine Krieger sehr fromm zu machen bemüht war, so erlaubte er ihnen doch anderer Seits Vieh und Lebensmittel aus der umliegenden Gegend einzutreiben, auch hier und da Wohnungen und Reisende zu plündern, und entschuldigte dies mit der Nothwendigkeit, sie zum bevorstehenden Kampfe stärken zu müssen, wobei zehnfacher Ersatz aus der ganz unfehlbaren türkischen Beute jedem Beschädigten zugesagt wurde.

Bei 2000 Mann waren nun versammelt, doch bloß entlaufene Handwerker, arbeitsscheue Taglöhner, offenkundige Diebe und derlei Taugenichtse und müßige Menschen, zu großem Mißvergnügen des Befehlshabers, der darauf gerechnet hatte, daß auf den

durch seinen Mund erschallenden göttlichen Aufruf, der benachbarte Adel aufsitzen und mit seiner Mannschaft zu ihm stoßen würde. Da aber nichts hiervon geschah und bloß mit der eigenen undisciplinirten, des Krieges unkundigen Mannschaft sich nichts von Bedeutung unternehmen ließ, änderte Karátson seine Plane, verschob bei heranrückendem Winter den Angriff auf die Türken bis zum nächsten Frühjahr und entließ seine Armee nach Hause, jedoch mit dem strengsten Befehl, daß sie sich zu Anfang des künftigen Märzmonates unfehlbar wieder auf dem Lagerplatz einfinde.

Den Winter hindurch reisete der in Diensten des Himmels stehende General hin und her, unter dem Vorwande, Truppen zu werben und Kriegsbedürfnisse aufzuhäufen, eigentlich aber um seine schwarzen Projecte besser zu verbergen. Aus seiner Sphäre herausgetreten, wollte sich dieser ehrgeizige Mensch um jeden Preis emporschwingen, und da sein Versuch, als Held zu glänzen, keine glücklichen Resultate versprach, betrat er die Bahn des Verräthers. Mit vieler Schlauheit nämlich knüpfte er mit dem Szolnoker Pascha Unterhandlungen an, kraft welcher er sich anheischig machte, gegen eine bedeutende Summe

Geldes seine ganze Armee in die Hände des Pascha zu liefern. Kaum war dies Geschäft beendigt, und die gemeinschaftlich zu nehmenden Maßregeln verabredet, als der Betrüger in sein Hauptquartier zurückkehrte, die Rüstungen mit neuer Thätigkeit betrieb, und da indeß das Jahr 1570 angebrochen war, die entlassenen Soldaten, so wie manche neu Angeworbene, von allen Seiten in sein Lager zuströmen sah.

Nun war es Zeit, seine Prophezeiung in Erfüllung zu setzen, denn lange ließ sich die Täuschung nicht mehr fortsetzen. Nach geendigter Heerschau erklärte der Feldherr, daß er am dritten Tage gegen die Türken aufbrechen wolle, und indeß jedem befehle, sich still und eingezogen zu verhalten, und den Beistand des Himmels zu erflehen. Der Vorabend war zu einem Buß- und Festtage bestimmt, und mit öffentlichen Gebeten und Erbauungspredigten zugebracht. Endlich am Morgen des anberaumten Tages erschien der Mann Gottes ernst und düster, betrat einen erhöhten Ort, und gab unter Convulsionen und mancherlei Gaukeleien den Willen des Geistes Gottes kund. Dieser hätte ihm nämlich in der vergangenen Nacht befohlen, mit 600 Mann aufzubrechen, und gegen das den Übergang der Theiß bei Szolnok beherrschende

Schloß von Bala Szent-Miklos zu rücken, mit dem Versprechen, die Mauern würden bei dem Schalle der Trompeten und Trommeln einstürzen, und zugleich Feuer vom Himmel die türkische Besatzung verzehren. Daher brauchten die Soldaten nur ganz leicht bewaffnet zu seyn, und um schneller hineilen zu können, sich mit Lebensmitteln nicht zu beschweren, denn Gott werde für seine auserwählte Schar schon sorgen.

Mit ungeheurem Enthusiasmus wurde diese Rede aufgenommen, und jeder drängte sich herzu, um an der leicht zu erwerbenden Ehre des Feldzuges Theil nehmen zu können. Sorgfältig wählte der Feldherr 600 Mann aus der ganzen Schar, besonders jene berücksichtigend, die mit blindem Vertrauen seinen Weissagungen glaubten, rückte mit ihnen unter Absingen von Psalmen und geistlichen Liedern aus, und hinterließ den Überrest im Lager, unter den Befehlen des Ladislaus Sziits, den er zu seinem Lieutenant ernannt hatte.

Den ganzen Tag ward marschirt und der Hunger stellte sich bei den himmlischen Soldaten ziemlich merklich ein. Schon fingen sie an zu murren und sich ungebührliche Äußerungen gegen den Anführer zu erlauben, der in größter Ruhe vor ihnen herzog und

nur manchmal ein einzelnes strafendes Wort verlor: endlich kam es zum offenen Aufstand, indem die Soldaten erklärten, sie könnten und wollten nicht mehr weiter gehen, denn Hunger und Ermattung habe ihre Kräfte aufgezehrt. Da trat der Gaukler voll Hoheit unter sie, warf ihnen den Mangel an Vertrauen auf die Verheißungen Gottes in den härtesten Ausdrücken vor, schalt sie Elende, warf sich zur Erde, bat Gott um Verzeihung der großen Sünde, daß er gerade diese Ungläubigen zur Vollführung des ihm anbefohlenen großen Werkes auserwählt habe, flehte um seinen Beistand, diese große Versuchung des Teufels, der das Verderben von den Türken, seinen Schützlingen, abwenden wollte — glücklich zu überwinden, und spielte, mit einem Wort, eine so ergreifende Komödie, daß er seine Truppen zum Fortmarsche bewog, indem er ihnen noch auf das Heiligste versprach, binnen einer Stunde solle aller ihrer Noth abgeholfen werden.

Genau hatte dieser Listige diese ganze Scene im Voraus berechnet, und in dem unfernen Wald eine beträchtliche Menge Lebensmittel verbergen lassen, um zu gehöriger Zeit mit dem Ansehen eines Wunderthäters prunken zu können. Jetzt war der Wald er=

reicht, und die herrlichste Erquickung dem erstaunten Auge der bethörten Menge, die begierig darüber herfallen wollte. Doch ein fürchterliches Verbot donnerte ihnen aus dem Munde des Anführers entgegen, der nun seine Strafpredigt anfing, ihnen ihr schlechtes Benehmen vorwarf, sie zu größerem Vertrauen zu Gott und seinen Verheißungen nachdrücklich ermahnte und noch ein langes reuevolles Bußgebet hersagen ließ, bevor sie ihren Hunger stillen durften. Nun brach aber auch das Geschrei von allen Seiten los, man umringte den Theurgen, bat und flehte um seine Vergebung, und schwor künftighin blinden Gehorsam seinen Befehlen. Alsobald ward ein Paar Abgeordnete in das zurückgelassene Lager abgesendet, um das Wunder dort zu verkünden, das die Truppen mit unglaublichem Eifer erfüllte, so daß sie nur mit Mühe abgehalten werden konnten, dem wunderthätigen Führer nicht nachzuziehen, und seinem Lieutenant unaufgefordert den Eid der Treue und der unbedingtesten Ergebung leisteten.

Mit neuem Muthe, und im Glauben so im Magen mächtig gestärkt, ging indeß der Zug des andern Morgens weiter, und bald war das Kastell von Szent Miklos im Angesichte. In geringer Entfernung und

größter Stille (jeder Laut war unter Todesstrafe verboten) stellte der Verräther sein Volk auf, und warf sich zu Boden, um von Gott die Erfüllung seiner Verheißung zu erflehen. Nachdem er einige Zeit unter Convulsionen und fürchterlichen Verdrehungen des Körpers sich herumgewälzt hatte, sprang er plötzlich auf, und stieß ein durchdringendes Geheul aus.

In demselben Augenblick sah man Feuer vom Himmel fallen, d. h. Raketen von der Rückseite des Kastells hineinwerfen, und bald darauf große Feuersäulen emporwirbeln, die von angezündeten Strohhaufen herkamen. Ein dumpfer Lärm der Besatzung, die ihre eingelernte Rolle meisterlich spielte, mußte als Ausbruch der letzten äußersten Verzweiflung gelten. Nun war also der erste Theil der Prophezeiung eingetroffen, und der zweite, nämlich das Einstürzen der Mauer bei Trompetenschall, ganz und gar nicht zweifelhaft.

Der Anführer befahl daher den Anmarsch mit langsamen abgemessenen Schritten, und wirklich schien seine Wunderkraft den Feind zu bannen, denn schon war der ganze Haufe hart am Thore und dicht unter den Mauern, ohne daß die vom himmlischen Feuer heimgesuchten Türken den geringsten Widerstand zu leisten oder sich nur blicken zu lassen versucht hätten.

Nun erschallten auf des Schwarzen Geheiß alle Trompeten und Trommeln, aber nun öffnete sich auch das Thor und alle Schießscharten der Thürme und Mauern, und begrüßten die betrogenen Schlachtopfer in der Nähe von wenigen Schritten mit einem Kanonen- und Kugelregen, der die Angerückten in ganzen Reihen niederstreckte. Zu spät wurden ihre Augen über die schreckliche Täuschung geöffnet, um im nämlichen Augenblicke vom Tode für immer geschlossen zu werden. An Widerstand war nicht zu denken, Flucht das einzige Rettungsmittel. Doch im nahen Hinterhalte lagen die Szolnoker Spahis, um den Flüchtigen jeden Weg abzuschneiden, die denn gleich dem Vieh niedergemetzelt wurden, so daß von dem ganzen Haufen nur etwa dreißig Mann mit dem schwarzen Verräther sich retteten.

Mit Schrecken erfüllte diese traurige Nachricht das ganze Lager, und obwohl sich Georg bemühte, sein erstes Feuerwunder geltend zu machen, und das Mißlingen des anderen auf den Unglauben der Soldaten und ihre unlautern, nur nach Beute lüsternen Absichten zu schieben, so sank doch sein Ansehen jeden Tag tiefer. Wenige nur wollten seinen neuen Gaukeleien Glauben beimessen, und mit ihm gegen den

Szolnoker Pascha ziehen, den er nach wunderthätigem Zusammensturz der Schloßmauern, mit allen seinen Weibern und ungeheuren Schätzen zu fangen, und seinen Getreuen Preis zu geben versprach. Niemand bezeigte Lust zum Ausmarsch, und that sehr wohl daran, denn der Verräther wollte seine Mannschaft neuerdings opfern, und dann selbst zum Pascha übergehen, um den Lohn seines Verrathes zu fordern — vielmehr riß Unordnung im Lager ein, deren Folge häufige Desertion und der Mangel an Bedürfnissen aller Art für die Zurückgebliebenen war. Diesem zu steuern, und sich in dem wankenden Ansehen zu befestigen, erließ der schwarze Befehlshaber an den Stadtrichter von Debreczin eine scharfe Aufforderung, ihm angemessene Lebensmittel, vorzüglich aber Wein, nebstbei Tuch, Leder und alle Arten von Kleidungsstücken abzuliefern. Dieser, der schon lange mit allen rechtlichen Bürgern dem Unfug nur nothgedrungen ruhig zugesehen hatte, und bereits den benachbarten Georg Báthóry um Hülfe gegen dieses tolle Gesindel gebeten hatte, achtete des Befehles nicht, und ließ die hungrigen Gäste vergebens warten.

Darob ergrimmte der schwarze Mann höchlich, und ritt spornstreichs mit seiner sechs und dreißig Mann

starken Leibwache, aus lauter Atlethen von grimmigem Aussehen bestehend, in die Stadt und ließ den Stadtrichter vor sich führen, warf ihm seinen Ungehorsam in den beschimpfendsten Ausdrücken vor, und endete seinen erbaulichen Sermon mit dem Befehle an seine Soldaten, den Stadtrichter alsogleich vor dem gegen das Lager führenden Thore aufzuknüpfen. Trotz allem Sträuben wurde der Bedrohte gegen den bezeichneten Ort geschleppt; da entbrannte die Wuth der Bürger, schnell sperrten sie die Thore, fielen über die Ruhestörer her, schlugen sie zu Boden, befreiten ihr gefangenes Oberhaupt, und nahmen den schwarzen General sammt seinen Riesen gefangen. Nun änderte sich die Scene. Der vor kurzem noch mit dem schmählichsten Tode bedrohte Stadtrichter, auf das Höchste erbittert und durch die Nähe der Báthóryschen Hülfsvölker ermuthigt, sprach alsogleich das Urtheil über seinen vorigen Tyrannen, und ließ ihn auf öffentlichem Markte, unter dem Zujauchzen des Volkes in derselben Stunde enthaupten.

Mit wutherfülltem Herzen brach Sziits, der im Lager verbliebene Lieutenant, auf die Nachricht von dem Tode des Anführers mit seiner Mannschaft auf, um ihn durch die Zerstörung der Stadt zu rächen.

Doch die Bürger, dies voraussehend, rückten ihm entgegen, und griffen ihn muthig in Vereinigung der BáthórySchen Truppen an. Nicht lange dauerte die Schlacht, denn muthlos, hungrig und unzufrieden hielten die Himmelssoldaten nicht lange Stich, sondern zerstreuten sich nach allen Seiten hin. Nur Sziits selbst mit einigen der Nächsten um ihn, bereits von seinen Truppen verlassen und von Feinden umringt, wehrte sich tapfer, ward aber von der Menge überwältigt, und mit einem Kolbenschlag getödtet, womit aller jener Unfug, der unter Benennung des Krieges vom schwarzen Manne über ein Jahr lang getrieben ward, sein Ende erreicht hatte.

Die Gründung von Zeben.

Auf der hohen Sároser=Burg hielt der junge Stephan seinen Hof als Herzog von Sáros und der Zips, welcher reiche Landstrich ihm durch die Güte seines Bruders, König Ludwigs des Großen, zugefallen war. War das Tagwerk der Herrschaft gethan, so zog die Zeit wie ein freudiger Jüngling durch die Hallen der Burg; Feste und frohe Gelage brachte sie mit, und ließ auch die Freude sich oftmals vergebens rufen, so lag es nicht am Eifer der Gäste, die laut genug waren, gehört zu werden; doch es fehlte die Herrinn, die lebendige Seele dieses Daseyns, und so war dies lärmende Treiben mehr das Schäumen unbändiger Kraft, das aber gleich dem Gaul im Tretrad mit aller Bewegung nur sich selber abmattete, ohne die Langweile los zu werden. So kam es auch, daß jeglicher gerne die Prunksäle um den Wald vertauschte, wo die wildeste Jagdlust doch den ganzen

Mann in erfüllenden Anspruch nahm und das in jedem Augenblick auf's Spiel gesetzte und wieder gewonnene Leben einen Reiz gewann, der die Augenblicke seiner Dauer ungezählt vorüberrauschen und vergessen ließ. Auf solcher Jagd begab es sich einst, daß Herzog Stephan von den Seinigen abkam und wie er den Heimweg suchte, sich nur tiefer und tiefer im endlosen Forst verirrte, bis die Nacht hereinbrach und er keinen Ausweg mehr sah, als die matten Glieder auf den Grund zu strecken und so des kühlen Morgens Ankunft zu erwarten.

Nach kurzem Suchen fand er einen Platz, der ihm bequem schien, und eben wollte er dem Roß den Sattel abnehmen, als es wiehernd die Ohren spitzte und der Hund schnuppernd die Schnauze nach Witterung in die Höhe hob. Sich umsehend, gewahrte Stephan durch die Zweige einen kleinen Schimmer, und ein heiserer Laut, wie fernes Hundsgebell traf sein Ohr. Freudig schwang er sich wieder zu Roß, und indem er es seinen Weg suchen ließ, stand er in kurzem vor dem verschlossenen Thor einer kleinen Burg, welches ihm endlich nach langem Pochen, das alle Hofhunde aufjagte, mit wüthendem Geheul den

Schlaf des Pförtners zu vertreiben, geöffnet wurde, nicht ohne manch' vorläufiges Fragewort, und nicht, wie er am Auf- und Zugehen kleiner Fensterläden vernahm, ohne mißtrauisches Spähen. Wortkarg und mürrisch empfing ihn der alte Ritter Tharczay, dem er sich einstweilen nur als des Herzogs Lieblingsknappen Gergely ankündigte, und hieß ihm ein Gemach nebst Abendzehrung und Lager anweisen. Der Herzog nahm es hin so gut er konnte, denn der Alte galt in der ganzen Gegend für einen menschenscheuen Filz, und so zürnte er auch nicht sonderlich über den ungastlichen Empfang, vielmehr gedachte er den besten Nutzen aus dem Abenteuer zu ziehen, denn noch ein Gerücht zog im Land umher von Thorczay's wunderschöner Tochter; aber niemand hatte sie gesehen, denn er hielt sie streng verschlossen; nur der Ruf ihrer Schönheit und daß sie Sabine hieß, war unter dem Volk verbreitet, gleich dem Mährchen vom Wunderschatz in den sieben Thürmen. Kaum war er mit dem Burgvogt auf seiner Kammer allein, als er diesem zuzusetzen begann, der, froh der seltenen Gelegenheit zum Gespräch, sie so reichlich benützte, daß ehe ein Paar Stunden verflossen waren, der

junge Herzog Sabinen nach der Beschreibung aus tausenden heraus hätte finden müssen, und von jeder Minute, jedem Schritte ihrer Tagesordnung so wohl unterrichtet war, wie von seiner eigenen. Innerlich voll Lust über das gute Abenteuer, hatte er mit immer frisch gefüllten Bechern (denn mit kluger Vorsicht hatte der wackere Burgvogt ihm gerade nicht den kleinsten Krug hingestellt) dessen Rede fließend erhalten, bis sie endlich eben davon stockend wurde, ja zuletzt der gute Mann, selbst nicht ohne Nachdenken und Zuhülfenahme der Hände, die Thüre fand. Indem sich Stephan das Bild des Mädchens noch ausmalen und Anschläge sie zu sehen ersinnen wollte, fiel er selbst dem Schlaf anheim, der ihn festhielt, bis ihn die Sonne mit ihren Strahlen wieder erweckte. Höflich, aber dringend, mahnte ihn der wieder nüchtern gewordene Burgvogt an die Abfahrt. Da gedachte Stephan einen raschen Versuch zu wagen, wie er Sabinen vielleicht zu sehen bekommen könnte, und schritt schnell auf des Alten Gemach zu, wie um ihm seinen Dank abzustatten und, wie er vermuthet, Sabine stand in der Stube, indem sie ihrem Vater eben den Frühimbiß gebracht hatte. Polternd fuhr

dieser auf, aber in einem Blick hatte der Herzog den vollen Garten ihrer Reize übersehen und im Fliehen blieb auch sie auf der Schwelle stehen und warf einen verstohlenen Blick zurück, der zwar sogleich zur Erde sich schlug und von hoher Glut verdrängt wurde; aber wie eine Angel war er in Stephans Herz gefallen, der lange sprachlos der Entschwundenen nachstarrte, ohne das Schelten Tharczay's zu hören, der ihn und seinen Dank zu allen Teufeln fluchte; endlich besann er sich und tiefaufathmend nahm er mit wenig Worten Abschied, bestieg sein Roß und jagte, im innersten Leben entzündet, heim auf seine Burg.

Dort ward nun sein einziges Thun und Denken, wie er heimischen Zutritt auf dem unwirthlichen Tharkö gewinnen möge. Es gelang ihm auch unter mancherlei Vorwand endlich durch die Bundesgenossenschaft des Goldes. Es ward ihm nicht schwer, die Liebe Sabinens zu gewinnen, die schon sein erster Anblick mächtig ergriffen hatte, und so verflossen den Beiden viele glückliche Stunden, die sie nicht zählten. Da ward der Verrath wach, die stille, ruhige Seligkeit zerrissen und es galt ein Äußerstes, wollte der Herzog seine Geliebte aus der Gewalt des tyrannischen

Vaters retten. Unter dem Vorwand der Unterhandlung über den Zuzug zu einem Kriege, mußte Bodo, der eine von des Herzogs Knappen, den alten Ritter in ein langes und hitziges Gespräch verwickeln, welches bald alle seine Leute herbeizog, denn Tharczay geberdete sich überaus seltsam bei der Zumuthung etwas zu geben; unterdeß erstieg Gergely, dessen Namen der Herzog an jenem ersten Abend trug, den verwahrlosten Burggarten und bald konnte er Sabinen in den Wagen setzen, dessen vier schnaubende Renner zu leiten er selbst den Sitz des Führers bestieg. Allein Tharczay hatte Wind bekommen und wie rasend jener auch fuhr, so waren ihm doch die wüthenden Verfolger schon auf den Fersen. Schon hörte er das Keuchen ihrer Rosse, da hob er die Geißel, die letzte Kraft der seinigen aufzustacheln. Jetzt sollten sie erreicht werden, da kam ihnen Stephan selbst mit einer erlesenen Schar entgegen; jubelnd schwang Gergely noch einmal die Peitsche und hob zugleich drei Rosen hoch empor, zum Zeichen des Gelingens. Da durchbohrte ihm ein Pfeil den Arm, den Tharczay mit aller Wuth über den Raub seiner Tochter noch nachsandte; er ließ den Arm sinken, aber sein Ziel war erreicht, Sabina in

Stephans Armen, der auf dem Ort der Zusammenkunft die Stadt Sabinen gründete, deren Namen spätere deutsche Bewohner in Zeben verwandelten. Seinem Getreuen schenkte Stephan die Dörfer Ober- und Unter-Lak, von denen sich jene fortan nannten, und das erst im vorigen Jahrhundert ausgestorbene Geschlecht Gergellaky führte im Wappen einen pfeildurchschossenen Arm, der eine Peitsche und drei Rosen hält, zum Andenken der Begebenheit, der es seinen Besitz verdankte.

Die gefährliche Wette.

Einer der mächtigsten Herren, die gegen Ende des sechszehnten Jahrhundertes in Ungarn aufrecht blühten, war Kaspar Seredy, ergeben den Herrschern aus dem österreichischen Hause, ihre Scharen oft zum Siege führend, eine mächtige Stütze ihrem durch die Türken und durch Zápolya gefährdeten Rechte, darum geschätzt und reich begabt. Oftmals hatte er, so lang seine Jugend zürnte, mit Feindesblut seinen Namen in das Heldenbuch eingezeichnet, das die bewegte Zeit stets offen hielt. Da beschlich endlich das Alter den kraftvollen Kämpfer und mahnte ihn zur Ruhe, vor der er sich zwar lange sträubte, doch als er sich ergeben mußte, stillen, für feurigen Lebensgenuß einzuwechseln, erkor er sich aus seinen zahlreichen Besitzungen die hohe Bergveste Makowitza, in der Sároser Gespanschaft, zum Aufenthalt. Wenn er dann aus den spitzen Bogenfenstern des lang gedehnten

Saales in die weite Ebene herabschaute und Alles, was vor ihm bis an den fernen Horizont ausgebreitet lag, an Feld und Flur, Flecken und Weilern, Menschen und Thieren, sein eigen nennen konnte, zog ein wohlgefälliges Lächeln über das ernste Angesicht; und war ihm so das Herz aufgegangen, glich bald die Burg dem Hofhalt der Freude und wurde nicht leer von fröhlichen Gästen.

Seredy's nächster Nachbar und häufiger Gesellschafter war Johann Rákotzy, Bewohner und Herr des Sárosser Schlosses. Auf einem prächtig geschmückten siebenbürger Hengst ritt er zum Besuch kommend einher, von zahlreichen geschmückten Edelleuten, die ihm als Lehensherr gehorchten, und einen Troß von Knechten umgeben; aber auch Seredy ließ es dann nicht fehlen an Pracht und festlichem Empfang, um seinen hohen Gast und jeden des Gefolges auf das beste zu bewirthen. Gewöhnlich dauerten dann Bankette und Erlustigungen mehrere Tage hindurch, bis man nach langem Streit über Verweilen und Abreisen, sich endlich mit der Zusage baldigen Wiedersehens trennte.

Rákotzy war es nicht bloß um freundschaftlichen

Umgang mit dem Waffenbruder und Freund, oder um lärmende Unterhaltung auf der gastlichen Veste zu thun. Ein listiger Plan beschäftigte ihn ernstlich und bewog ihn zu wiederholten Besuchen bei Seredy, um den günstigen Augenblick zur Ausführung schnell zu erfassen, vielleicht auch geschickt herbeizuführen. Der Burgherr auf Makowitza ermangelte nämlich eines Stammhalters, denn nur zwei Töchter erwuchsen ihm aus langjähriger Ehe mit Anne Mérey, die er des großen Erbes wegen, das an ihre Hand geknüpft war, geheirathet, nie sonderlich geliebt hatte und daher sie seit Jahren auf ihren Besitzungen in der fernen Trentsiner Gespanschaft ungestört hausen ließ. Nur auf die Söhne sollte Makowitza übergehen, mit Geld die Forderung der Töchter ausgeglichen werden, wenn nicht besondere Verfügung des Besitzers sie noch mehr begünstigte. Dies zu hindern und das beträchtliche, an seine Länderei grenzende Besitzthum sich eigen zu machen, war Rákotzy's unablässiges Augenmerk.

Einst saßen die befreundeten Nachbarn beim Mahl auf Makowitza, der Wein hatte die Gemüther bereits zur Fröhlichkeit gestimmt, da begann Rákotzy seines gefälligen Wirthes Macht und Ansehen zu preisen, der

Besitzungen Menge und die Eigenheiten jeder einzelnen aufzählend, deren Zusammentreffen jeden Wunsch zu befriedigen im Stande sei. »Wohl seid Ihr ein glücklicher Mann,« schloß er die schmeichelnde Rede, »daß Ihr so Viel und Mannigfaltiges besitzet; doch nur um diese Burg könnte ich Euch beneiden, wäret nicht gerade Ihr deren Herr, denn wißt, bevor Ihr sie erlangtet, bewarb ich mich um dieselbe, und 16,000 Stück Dukaten bot ich darum. Noch würde ich sie geben, wäre Euch das Besitzthum feil.« — »Ei, Ihr bietet ja eine gar ansehnliche Summe,« erwiederte Seredy, wohl könnte es Euch gereuen, nähme ich die Sache für Ernst.«

»Nehmt sie so, wenn Ihr wollt,« sagte Rákotzy schnell, »ich bin dazu bereit, und an Zeugen fehlt es wohl auch nicht,« auf die übrigen Gäste deutend.

»Wohl, es sei!« entgegnete etwas auffahrend der Burgherr, »doch eine Bedingniß setze ich: desselben Jahres Gepräge muß das Geld haben; findet sich nur ein einziges Stück mit anderer Jahreszahl, oder ist binnen einem Jahre die Summe nicht voll aufgezählt, seid Ihr mein Schuldner.«

»So ist's,« fiel rasch der Aufgeforderte ein, die

Rechte zum besiegelnden Handschlag hinstreckend, zugleich die Anwesenden zum Wiederkommen binnen Jahresfrist auffordernd.

Wie beflügelt dünkte Sereby die Zeit zu fliehen, nur tröstete ihn noch die Schwierigkeit der Bedingniß, die sein Gegner wohl nimmermehr zu erfüllen im Stande seyn werde. Doch war dies bei Rákotzy's Verschlagenheit und Thätigkeit nur ein schwacher Trost, und so zwischen Furcht und Hoffnung herumgeschaukelt, ward der sonst so freudige Mann die Beute eines an seinen Lebenswurzeln nagenden tiefen Grams.

Endlich brach der geheimnißvolle Tag heran, dessen erste Morgenröthe Sereby'n am Erkerfenster traf, von dem er die Straße weithin überblickte. Mehrere Stunden hatte er in höchster Gemüthsbewegung zugebracht, ohne Etwas zu sehen, und schon fing er an, sich freudigen Gefühlen zu überlassen, da erhebt sich eine Staubwolke am fernen Horizont und aus ihr ein Zug herrlich geschmückter Ritter, in ihrer Mitte Saumthiere führend, die unter den goldgestickten Decken schwer belastet einher schreiten. Noch ein Blick und an dem mit blitzenden Edelsteinen umgebenen Reiger, dem Funkeln des Reitzeuges, dem

Glänzen des reichen Sammtpelzes, erkennt er den Gebieter von Sáros, der auf hohem Roß an der Spitze des langsam vorwärts schreitenden Zuges einherreitet. Seredy wirft sich in sein kostbarstes Sammtkleid, umgürtet sein bestes Schwert, besteigt den wiehernden Hengst und eilt von seinem ganzen Hofstaat geleitet, den Ankommenden entgegen, unter heiterer Miene, Angst und Reue, die sein Inneres zerreißen, bergend.

Zwischen Hoszuréth und Bartfeld begegnen sich die Ritter. Man springt von den Pferden, umarmt sich und wechselt einige Worte der Bewillkommung. »Hier sind die Dukaten,« spricht Rákotzy, auf die Saumthiere weisend. »Genau müssen sie durchgesehen werden,« erwiederte Makowitza's Gebieter, »denn findet sich auch nur ein einziger vom Gepräge eines andern Jahres darunter, habe ich die Wette gewonnen.« Ein Tisch wird herbeigeschafft, das Geld auf einen großen Haufen geschüttet, gezählt und dabei sorgfältig geprüft. Immer höher steigt Seredy's Beklemmung, denn jedes Stück ist den vorigen gleich, der Haufe zum Häufchen geschmolzen. Endlich ist der letzte Dukaten durch seine Hand gegangen, die Wette

verloren. »Du hast gesiegt!« ruft er nun aus, wirft noch einen schmerzerfüllten Abschiedsblick auf die hohe Burg, und — sinkt entseelt zu Boden.

Eine steinerne Denksäule bezeichnet noch den Platz der unglücklichen Begebenheit. Die Inschrift sagt, hier sei im Jahr 1570 Kaspar Seredy, seines mächtigen Geschlechtes Letzter, eines plötzlichen Todes verblichen, das Denkmahl aber von seiner Tochter Susanne, des Herzogs Johann von Ostroi Gemahlinn, 1590 seinem Andenken gesetzt worden.

Das blutige Gastmahl.

Beinahe volle drei Jahre hindurch hatte der furchtbare Krieg, der Ungarn größten Theils in die Gewalt Boczkay's gab, gedauert, da endete der Friede von Gsitwa-Torok den verderblichen Streit, und bestimmte Siebenbürgens Zurückgabe an Kaiser Rudolph II. nach Boczkay's erblosem Dahinscheiden. Allein kaum war dies erfolgt, als die türkischen Aufhetzungen und Drohungen die siebenbürgischen Stände vermochten, Siegmund Rákoczy zu ihrem Fürsten auszurufen. Dieser, die dringenden Umstände erwägend, nahm zwar die ihm aufgedrungene Würde an, allein um sie bei dem ersten, ihm günstig scheinenden Augenblick, an Gabriel Báthory freiwillig abzutreten.

So gelangte dieser Fürst auf den Thron zu seinem Verderben und zum Verderben des Landes, das sich unter seiner Regierung goldene Tage versprochen hatte. — Ein schmutziger Geiz und das ängstige Be-

streben, große Schätze aufzuhäufen, veranlaßte Bedrückungen, die in der Nothwendigkeit des an die Pforte abzuliefernden Tributs, Beschönigung finden sollten, aber bei dem bekannten Charakter des Fürsten Niemanden täuschten. Dazu kam ein wilder, grausamer Despotensinn, der weder Freiheiten des Landes, noch des Einzelnen achtend, ganz nach dem Vorbild der türkischen Paschen, die Willkühr zum einzigen Gesetz erhob und alle Hindernisse derselben mit Blutbefehlen ebnete. Damit aber ja keine Klasse seiner Unterthanen unverletzt bliebe, gesellte sich zu Geiz und Grausamkeit auch noch eine, alle Schranken des Gesetzes und selbst der gemeinsten Schicklichkeit überspringende gemeine Sinnlichkeit, vor der weder Tugend, noch Hoheit oder Niedrigkeit des Ranges schützte.

So viele Laster mit der Macht, selbe zu begehen, gepaart, erregten zuerst dumpfes Murren, dann lautes Klagen und endlich offenen Widerstand. Die ersteren verlachte, den andern unterdrückte der Gewalthaber, in furchtbaren Martern jene hinopfernd, die sich gegen seine Tyrannei aufzulehnen gewagt.

Diese Erfolge ermuthigten Báthory auf der einmal begonnenen Bahn weiter fortzugehen, und da

derjenige, der im Blut einmal einhergeschritten ist, immer tiefer in demselben fortschreiten muß, war in Siebenbürgen bald keine Familie mehr, die nicht irgend eine Gewaltthat von ihm erlitten hatte.

Dieser Zustand war zu drückend, als daß er länger hätte fortdauern können; da die Siebenbürger aber sahen, daß sie nichts ausrichten würden, so lange der Sultan ihren Tyrannen beschütze, schickten sie eine ansehnliche Gesandtschaft nach Constantinopel, die alle ihre Unbilden vorstellen, und die Absetzung Báthory's verlangen sollte. Dieser, von dem Schritt der Stände unterrichtet, beauftragte den Andreas Gétzi mit seiner Rechtfertigung bei dem Sultan, begab sich aber, zugleich den Ausgang erwartend, auf sein festes Familienschloß Etsed, seine Person nicht weiter der Klausenburger zweifelhafter Treue anvertrauend; denn er wußte wohl, daß sie Bethlen anhingen, der zu Adrianopel bei dem Großvezier und Mufti ihn anzuschwärzen suchte.

Mit ängstlicher Ungeduld und in wilder Fieberhitze sah Báthory den Nachrichten von seinen Gesandten entgegen, allein Tag für Tag und Woche für Woche verging, ohne daß er welche erhielt. Da begab sich ein, noch im Munde des gesammten Volks

und in handschriftlichen Aufzeichnungen fortlebender Vorfall, der wenigstens vom Gemüthszustand und der Gewissensangst Báthory's zeugt. — Ein furchtbares Geschrei und ein Lärm, als sollte das Schloß zusammenstürzen, erscholl in dem unfernen Gemach, welches die jungfräuliche Schwester des Fürsten bewohnte, und schreckte ihn aus der Nachmittagsruhe auf. Hineilend, um der Hülfe Bedürftigen beizustehen, glaubte er sie von gespensterartigen Gestalten umgeben zu sehen, die immer auf sie zuschlagend, in widrig kreischenden Tönen, ihr jede Gewaltthat vorhielten, die sie bei der großen Macht, die sie auf des Bruders Gemüth ausübte, nicht verhindert, oder wohl gar veranlaßt hatte. Und als Báthory der Mißhandelten beispringen wollte, erhob sich ein so dichter Steinregen auf ihn, daß ihm bloß die Flucht zur Rettung seines eigenen Lebens erübrigte. Alsogleich darauf war Alles still, keine Spur von den Gespenstern aufzufinden, wohl aber bemerkte man mit unaussprechlichem Entsetzen, auf jeden der gegen den Fürsten geschleuderten Steine, ein blutrothes Kreuz, das wie eingebrannt fest auffaß.

Die gewaltige Züchtigung hatte die Prinzessinn auf das Äußerste erbittert, und sie lag dem Bruder

immerwährend an, dieses schreckliche Verbrechen zu bestrafen, doch konnte weder sie, noch sonst Jemand die Schuldigen angeben. Ihr beiderseitiger Grimm ergoß sich also über mehrere schuldlose Diener, die eingekerkert und gefoltert wurden, um eine That zu gestehen, die sie nicht begangen hatten und Jedermann außer den beiden fürstlichen Personen, für eine höhere Strafmahnung ansah.

Kurz darauf befand sich Báthory mit seinen Auserwählten bei der Tafel, und wollte so eben nach der, ihm vom Kämmerling gereichten Speise greifen, als er mit allen Zeichen des Entsetzens zurückfahrend ausrief: »Was ist das? Warum ist die Speise mit dem blutigen Tuch überdeckt?« Doch als Niemand es gesehen zu haben versicherte, beruhigte sich der Fürst und befahl, eine andere Speise zu reichen. Allein kaum hatte er die Hand darnach ausgestreckt, als sich dieselbe Erscheinung wiederholte, und nunmehr kein Zweifel mehr war, blutiges Unheil bedrohe des Fürsten Haupt.

Rasch hob er die Tafel auf, finster und in sich gekehrt brachte er mehrere Tage hin. Aller Muth war von ihm gewichen und Verzagtheit an dessen Stelle getreten. Da kam die Nachricht, Gétzi sei an ihm

Verräther geworden, Gabriel Bethlen sei zum Fürsten Siebenbürgens durch die Pforte am 1. Mai erklärt und auch schon zum eisernen Thor eingedrungen, um Báthory zu vertreiben. Den Tod in der Schlacht in Folge jener Mahnung fürchtend, entfloh der Fürst in namenloser Angst zu Wagen nach Großwardein. Aber sein Geschick erreichte ihn dennoch; denn durch Meuchelmörder verlor er hier (27. Oktober 1613) schmachvoll das befleckte Leben.

St. Simeons Finger.

Der Name Elisabeth ist einheimisch in der ältern ungarischen Geschichte, eine hohe Königstochter, die heilige Elisabeth, vermählte Landgräfinn Thüringens, hat ihn in alle Länder verbreitet. Ihn führten sohin mehrere Königinnen und Königstöchter, die theils unmittelbar, theils durch die Verbindungen, in die sie Ungarn mit seinen Nachbarreichen brachten, großen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Ereignisse hatten. Eine von denen, die sich einen bleibenden Namen erworben, war des großen Ludwigs zweite Gemahlinn, des bosnischen Despoten Stephan Tochter, die er 1353 ehelichte, nachdem er kurze Zeit von der mährischen Margarethe Witwer gewesen war. Mit einem kräftigen, männlichen Geist ausgestattet, herrschsüchtig, unbeugsam, in der Wahl ihrer Mittel, wofern sie nur zum Zweck führten, nicht bedenklich, würde sie schon bei Lebzeiten ihres Gemahls einen bedeutenden Antheil an den Regie-

rungsgeschäften genommen haben, wenn Ludwig nicht jener kraftvolle Mann gewesen wäre, der durch sich selbst zu regieren verstand und mit seinem hellen Verstand sich aus den schwierigsten Lagen mit solchem Glück herauszuziehen wußte, daß ihm der Name »des großen« mit allem Rechte ward und sein Reich unter seiner Regierung auf eine Stufe der Macht und des Ruhms erhoben ward, wie vor und nach ihm nie wieder.

Elisabeth mußte wohl ertragen, was sie nicht ändern konnte und sich mit dem untergeordneten Rang einer Gemahlinn des Königs begnügen, der ihr wahrscheinlich schon damals nicht behagen mochte, wenigstens die Folge bewies deutlich, daß sie im Regieren einen mächtigen, ja beinahe unwiderstehlichen Reiz fand. Sie beschränkte sich daher, unter dem Scheine der Liebe und Anhänglichkeit an ihren Gemahl, so viel möglich um ihn zu seyn und dabei manche Gelegenheit zu benützen, um ihren Absichten, in Bitten und Schmeichelworte gekleidet, die Gewährung zu erwirken. Diesen Gang verfolgte die Königinn, besonders bei wichtigern Gelegenheiten, und vermuthlich mochte es auch nur die Hoffnung zur Befestigung ih-

res Ansehens und ihres Einflusses seyn, die sie bewog, Ludwigen nach Dalmatien zu begleiten, da sie doch kaum die Beschwerden des Wochenbettes überwunden haben konnte, denn die Geschichte meldet uns, der König sei bereits am 9. April 1371 zu Zara gewesen und seine dritte Tochter Hedwig (später Königinn von Polen) zu Anfang dieses Jahres zur Welt gekommen.

Franz von Carrara war gerade um diese Zeit von den Venetianern mit Krieg überzogen worden und sich wohl bewußt, daß es ihm ohne fremde Beihülfe nicht möglich seyn würde, der mächtigen Republik zu widerstehen, hatte er sich schon früher um Bündnisse beworben, die er nun geltend machte. So ward denn auch Ludwig von Ungarn, dem wegen der neapolitanischen Händel an Verbindungen in Italien viel gelegen war, von dem Herzoge von Carrara in ein Bündniß gezogen und nun um Beistand angegangen. Der König ließ sich hierzu um so bereitwilliger finden, als er die Venetianer ganz von der dalmatinischen Seeküste auszuschließen hoffte. Er ging daher nach Zara, um von dort eine mächtige Diversion zu Gunsten seines Bundesgenossen zu machen, während eine andere

Abtheilung seines Heeres zur Verwüstung der Trevisaner Mark abgesendet ward.

Während Ludwig hier mit Kriegsrüstungen zu Wasser und zu Lande vollauf beschäftigt war, brachte die Königinn, die ihn begleitet hatte, ihre Zeit mit Andachtsübungen zu. Mit besonderer Feierlichkeit und reichen Opfergaben, begab sich eines Tages Elisabeth in Begleitung ihres zahlreichen Hofstaates nach der Kathedrale, wo die Gebeine St. Simeons, des Hohenpriesters aufbewahrt wurden (der im Tempel zu Jerusalem die Freudenhymne »nun Herr, laß deinen Diener in Frieden fahren!« anstimmte, nachdem er den Erlöser auf seinen Armen gehalten hatte,) um an dem Grabe des Heiligen ihr Gebet zu verrichten und ihre Spenden niederzulegen. Nachdem dies geschehen war und sie den Leichnam zu betrachten näher trat, wandelte sie eine unwiderstehliche Begierde an, etwas von diesen kostbaren Überresten zu besitzen und nach Hause zu bringen. Sie ersah daher die Gelegenheit, wo die Aufmerksamkeit sie nicht verfolgte, um einen Finger vom h. Leichnam zu trennen. Froh über das gelungene Wagstück und den Besitz eines so seltenen, nach der allgemeinen Meinung, beständiges

Glück, langes Leben und Sieg über alle Feinde bürgenden Schatzes, wollte Elisabeth nun davon eilen. Allein kaum an den Stufen des Altars, von dem sie den Raub begangen hatte, angelangt, fühlte sie sich von einer unsichtbaren Macht festgehalten und gleichsam in den Boden gebannt. Ihre Augen funkelten, eine unnennbare Angst befiel sie mit dem heftigsten Zittern, die Zunge brachte nur einzelne, unzusammenhängende Laute hervor, und in der heftigsten Bewegung aller Glieder ihres Körpers, fiel sie ihren, zum Tode erschrockenen Dienerinnen in die Arme. Vergebens wollten diese ihre erkrankte Königinn nach Hause schaffen, alle ihre Anstrengungen konnten sie nicht von der Stelle bringen. Sie klagte zugleich über unerträgliche Schmerzen. Mit Heftigkeit und unter zahllosen Thränen klagte sich zugleich die Königinn öffentlich der Entwendung von heiliger Stätte an, bat den Priester, sie von der Sünde loszuzählen und durch seine Fürbitte von der schrecklichen Strafe zu befreien. Der fromme Priester von der aufrichtigen Reue der Büßenden überzeugt, hatte kaum die Lossprechung geendet und die entwendete Reliquie mit Ehrfurcht an ihren Ort zurückgebracht, als Elisabeth aller bösen Zufälle los ward.

Bald verbreitete sich die Kunde von diesem wunderbaren Ereigniß in der Stadt. Die ungarische Königinn eilte schnell hinweg, ließ aber einen kunstreichen und schweren silbernen Sarg verfertigen, in dem St. Simeons Gebeine mehrere Jahrhunderte hindurch ruhten.

Der abgehaute Fuß.

Zur Zeit König Bela's IV., der seinem Vater Andreas (wegen der Heerfahrt in das gelobte Land mit dem Beinamen Jerosolimitaner bezeichnet) auf Ungarns Thron folgte, wälzte sich aus dem fernen Ost ein gewaltiges mongolisch-tatarisches Nomadenvolk über die Länder des Westens, und gelangte, nach Rußlands und Polens Verwüstung, bis nach Ungarn. Als Oberfeldherr stand der furchtbare Batus an seiner Spitze; den einzelnen Heerhaufen, in die das ganze Volk getheilt war, geboten Bochetor, Cadan, Coacton, Seican, Peta, Hermeus, Chech und Ocadar, Anführer, so barbarisch wie ihre Namen und so grausam und blutdürstig von dem Ruf geschildert, wie die Thiere der Wüste, aus der sie kamen.

Noch hatten die Schrecklichen des Reiches Grenze nicht überschritten, als des Königs Aufgebot an Burgherren und kriegspflichtigen Adel erging, wohl bewaffnet mit Mannen und Knechten sich bereit zu halten,

auf den ersten Ruf der Trommete in das Feld rücken zu können. Auch auf dem hohen Löwenstein ward des Königs Befehl verkündet und Ritter Emrich, der Burgherr, wollte nicht der letzte seyn, der bei der Kunde von des Vaterlandes Gefahr, zu dessen Rettung herbeieilte. In rüstiger Thätigkeit bewegte sich alsobald so Herr als Knecht, alt und jung in der Burg, scheuerte, putzte und schärfte Waffen, Rüstung und Geräthe, damit ungesäumt der Zug angetreten werden könne. Wirklich hatte dieses Ineinandergreifen schnell alles in den Stand gesetzt, so daß Ritter Emrich in ein paar Tagen, nach dem zärtlichsten Abschied von der geliebten Gattinn und den Kindern, sich auf das muthige Roß schwingend, an der Spitze seines Banners über die Zugbrücke stürmen konnte. Zu seinem treuesten Diener zählte der Löwensteiner, Andreas Budiatſ, einen rüstigen obwohl nicht mehr ganz jungen Mann, ausgezeichnet durch Fleiß, Treue und Muth, deshalb auch zum Burgvogt befördert. Allein da es nun hieß, der Herr wolle selbst in das Feld ziehen, erschien er vor dem Gebieter, bat inständig, ihm, der gewohnt sei, den geliebten Herrn überall wo Gefahr drohte zu begleiten, diese Ehre auch jetzt wieder zu gönnen, daher die

Obsorge für die Burg ihm abzunehmen. Der Ritter gerührt von dieser Anhänglichkeit, bestellte ihn zu seinem Waffenträger, vertraute die Burg, und mit ihr das Theuerste, was er besaß — Frau und Kinder — einem andern altergrauten Dienstmann, und wies ihm die Stelle zunächst bei sich an. So zog denn Budiatſ, den langen dreispitzen Stoßdegen des Gebieters führend, in dem zahlreichen Gefolge, den mannigfaltigen Gefahren des Krieges entgegen.

Nicht so eifrig wie der Burgherr von Löwenstein rüsteten manche der übrigen Bannerherren. Die mehr räuberischen als den Namen des Krieges verdienenden Einfälle mongolischer Horden, welche oft durch das Aufgebot einzelner Gespanschaften zurückgewiesen wurden, hatten jene drohende Gestalt verloren, die zu großen Anstrengungen auffordert. So kam es denn, daß ein bedeutender Strich Landes bereits verwüstet, geplündert und in eine Wüste verwandelt war, bevor die durch wiederholte Befehle aufgebotenen Heerhaufen in dem Lager des Königs bei Pesth anlangten, und zu einer Macht sich vereinten, mit der man hoffen durfte, dem Feinde die Spitze zu bieten. Endlich glaubte man sich stark genug dazu, es kam zum Aufbruch, und nach ein paar Tagmärschen

fanden schon kleinere Gefechte Statt, die mit der Flucht der leichtgerüsteten Tataren endeten. So gelangte das ungarische Heer bis an den Fluß Sajo, wo auch Batus mit seiner ganzen Macht sich gelagert hatte. Die Schlacht, eine der schrecklichsten so wie folgenreichsten in der Geschichte, vertilgte die Blüte des ungarischen Adels, und brach die Kraft der Nation so gänzlich, daß sie mit aller ihrer Habe wehrlos dem Feinde zur Beute fiel, ja dem König auf der ganzen weiten ungarischen Erde nicht ein Fleckchen erübrigte, wo er das unter tausend Gefahren mühsam aus der Schlacht gerettete Haupt zur kurzen Ruhe hätte bringen können. Die dalmatinischen Inseln nahmen ihn endlich auf, von wo er ein trauriger Zeuge der ungeheuren Gräuel seyn mußte, die sein Reich auf immer zu vertilgen drohten.

Die Schlacht hatte lang gedauert, mit Erbitterung und Muth ward gestritten, Tapferkeit dem Andrang der Menge entgegen gesetzt, auch nur durch ihren Druck, nicht sowohl die Niederlage als die gänzliche Vernichtung der Christen bewirkt. So hatte denn auch der Tod eine reiche Ernte gehalten, der Gefangenschaft nur jene aufbewahrend, die durch Wunden gelähmt, ihm auch schon halb verfallen ge-

wesen. Zu der kleinen Zahl der letzteren gehörte auch Emrich der Löwensteiner sammt seinem treuen Waffenträger Butiatſ. Nebeneinander hatten sie gefochten, nebeneinander waren sie zu Boden gesunken, als die tatarischen Pfeile sie schwer trafen. Doch auch miteinander kehrten sie aus tiefer Ohnmacht in das Leben zurück, als räuberische Hände sich ihrer Habe bemächtigten. Zur Sklaverei sahen sie sich verurtheilt, das Los über sich entscheiden, wessen Eigenthum sie werden sollten, und durch dessen Ausspruch Cadan als ihren unbeschränkten Gebieter. Sofort die Theilung der Gefangenen vollendet war, nahm sie ein starker Haufe mit Beute heimkehrender Krieger in die Mitte und trieb sie den fernen Wohnsitzen zu. Der einzige Trost des Ritters bestand noch darin, daß er durch eine sonderbare Fügung des Schicksals, gerade mit seinem treuen Waffenträger an eine Kette geschmiedet, seine Klagen in dessen theilnehmenden Busen ausschütten konnte. Unter Mühseligkeiten, die jede Vorstellung übersteigen, gelangten sie endlich in die Besitzungen ihres Herrn; konnten zwar die schlecht geheilten Wunden besser pflegen, aber auch dem Schmerz desto mehr nachhängen, den ihnen die Aussicht ein elendes Leben fern vom Vaterland und ge-

liebten Angehörigen in unwürdiger Sklaverei zubringen zu müssen, verursachte.

Die erste Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht am Sajo, erfüllte das Herz der um ihren Gemahl zärtlich besorgten Frau Agnes mit banger Sorge. Als aber nach einem Monat, durch einen dem Verderben entronnenen und auf Umwegen nach Löwenstein heimgekehrten Diener die Kunde erschallte, wie der Ritter und sein tapferer Waffenträger, nachdem sie Wunder der Tapferkeit gethan, endlich der Übermacht unterliegend, den Wahlplatz, von zahllosen Pfeilen getroffen, mit ihren Leibern deckten, da kannte der Schmerz der liebenden Gattinn keine Grenzen. Nachdem sie aber doch zu einiger Fassung gelangt, versammelte sie Dienstmannen, Vasallen und Hörige der Burg, und beging mit ihnen eine Todtenfeier, wie sie nur wenigen Gatten und Herren, so wahr, so innig und aufrichtig zu Theil wird. Auch später trug sie der zarte Fuß noch oft zu der düsteren Burgkapelle, um dort ihren Thränen freien Lauf lassen zu können, und dabei für die Ruhe des Abgeschiedenen heiße Gebete gegen Himmel zu senden.

Aber auch dieser saß traurend an der Seite seines

mit ihm zusammengeketteten ehemaligen Dieners und jetzigen Leidensgefährten, in sehnsuchtsvoller Erinnerung gedenkend der geliebten Agnes und der theuren Söhne, des unglücklichen Vaterlandes, so wie seines gebeugten Königs, von deren Schicksal nur unvollkommene Erzählungen bis zu ihm gelangten. Budiatſ mühte sich vergebens, den durch Entkräftung und langwierige Leiden niedergedrückten Muth seines theuren Mitgefangenen aufrecht zu erhalten, denn er konnte ihm keine Hoffnung geben, hatte er doch selbst keine, er mochte auch sinnen so viel er wollte. Viel und oft und lang hatte ihn der Gedanke der Befreiung beschäftiget, allein unübersteigliche Hindernisse thürmten sich jedem Plan zur Flucht entgegen. Und wie sollten auch zwei Aneinandergekettete an schnelles Entkommen nur denken, die bei jeder Bewegung sich wechselseitig aufhielten? — Dennoch blieb nach vielem Erwägen alles, wenn auch schwierig, wenigstens möglich, wofern es nur gelang, die furchtbare Kette zu sprengen.

Heimgekehrt von dem glücklichen Raubzuge war indeß Cadan, unermeßliche Beute mitschleppend, gleich den übrigen Anführern der Horde. Milder jedoch war sein Gemüth, somit auch erträglicher das

Los der ihm zugefallenen Gefangenen, die er zu verschiedenen Arbeiten, je nachdem es ihre körperliche Beschaffenheit zuließ, verwendete. An einem heißen Tage war es dem Löwensteiner gar so schwer gefallen, sein Tagewerk zu vollenden, und dankend hob er sein Auge zu dem Himmel, als endlich die Abenddämmerung einige Stunden Ruhe dem ganz erschöpften Körper verhieß. Kaum noch auf den Füßen sich zu erhalten fähig, schwankte er mit dem eben so ermatteten Gefährten, dem harten Lager zu, als dieser plötzlich ein Beil erblickte, das wohl einer der freien Arbeiter vergessen haben mochte. Ohne einem bestimmten Gedanken dabei Raum zu geben, ergriff er selbes schnell und barg es unter das Kleid.

Wunderbar schien dieser Fund auf Budiatſ zu wirken und seinen Muth bis zur Zuversicht zu erhöhn, mit der er dem Ritter, als sie nun auf das Lager sich hingestreckt hatten, die nahe Befreiung verkündete. Zwar konnte er ihm noch nicht angeben, wie diese zu bewirken sei, dennoch aber verhieß er ihm das Ende seiner Leiden, und war unerschöpflich in den Mitteln, durch die ihre Flucht nicht bloß bewerkstelliget, sondern auch gesichert werden sollte.

Ein Theil der Nacht und der ganze folgende Tag

ging über diesen Entwürfen hin, da glaubten die beiden Sklaven nicht mehr zögern zu müssen, und schickten sich, als alles dem Schlaf sich überlieferte, zur Ausführung an. Budiatſ zog das wohl verborgene Beil hervor, um damit die Kette zu zerhauen. Allein er mochte sich noch so sehr mühen, das zähe Eisen widerstand jeder Anstrengung, die Ringe wollten sich nimmermehr trennen. Mit immer steigender Angst bemerkte Ritter Emrich die erfolglose Bemühung, und wollte zuletzt verzweifeln, als Budiatſ erklärte, auf diese Weise sei die Kette durchaus nicht zu trennen, somit auch die Flucht keinesweges zu bewerkstelligen. In laute Klagen über die getäuschte Hoffnung ergoß sich der Ritter, nahm Abschied in herzzerreißenden Tönen, von allem, was ihm einst lieb gewesen im Leben, und aus weiter Ferne wieder freudig angeblickt hatte, und rief den Tod als einzigen Retter aus diesem endlosen Jammer herbei. Tief erschüttert hörte ihm Budiatſ zu, leise ein Wort des Trostes versuchend, doch als Emrich Agnesens und seiner glühenden Liebe zu ihr in feurigen Zügen erwähnte und den grenzenlosen Schmerz für immer ihr holdes Antlitz meiden, sie nimmermehr in Liebe umfassen, sein treues Herz nicht an das ihre schließen

zu können, malte, da rief er plötzlich: »haltet ein,
»o theurer Herr, Ihr tödtet mich mit Eurem Jam-
»mer, unmöglich kann ich länger dessen Zeuge seyn,
»sterben will ich für Euch, doch durch meinen Tod
»Euch befreien.« Und bevor noch der Ritter fragen,
bevor er der Rede Sinn erfassen oder noch es hindern
konnte, fiel Budiatſ gefesselter Fuß durch einen ge-
waltigen Hieb von dem Beine getrennt, zu Boden,
mit ihm die hemmende Kette, der Flucht und Be-
freiung Hinderniß.

Starr vor Entsetzen über die schreckliche That,
stand der Ritter wie betäubt einen Augenblick da,
doch das strömende Blut erweckte ihn aus der Be-
wußtlosigkeit, und bestimmte ihn um Hülfe zu rufen.
Doch mit Ernst, der den krampfhaften Schmerz ge-
waltsam niederkämpfte, sagte Budiatſ: »Willst du
»also, daß mein Opfer vergebens gebracht sei, willst
»du, daß ich bereuen soll, es gebracht zu haben, weil
»du nicht gerettet bist. — Schweige still, empfange
»noch diesen Händedruck, und eile so lange die Nacht
»dich bergen kann, schnell der geliebten Heimath zu,
»und sage ihr, daß sie Budiatſ auch noch im Tode
»mit glühender Liebe umfaßt.« Noch wankte der
Ritter unentschlossen. Nur noch die nöthigste Hülfs-

leistung nahm der treue Diener schmerzhaft lächelnd über deren Vergeblichkeit an, und nöthigte ihn dann zur Entfernung. Unbemerkt gelang es dem Ritter auf eine gute Strecke zu entkommen, allein schon graute der Tag, er mußte daher suchen, eine waldige Anhöhe zu erreichen, die ihn den Augen der Späher entzöge. Hier fiel er erschöpft von körperlicher und geistiger Anstrengung in einen tiefen Schlaf, der ihn viele Stunden mit seinen eisernen Armen umfangen hielt, und der nur durch die peinliche Empfindung des Hungers unterbrochen ward. Einige Waldfrüchte gewährten nothdürftige Labung, die wenigstens hinreichte, um die mit der Kette noch immer mühsame Wanderung fortsetzen zu können. Unmöglich dürfte es seyn, alle die Mühseligkeiten aufzuzählen, die Herr Emrich zu überstehn hatte, bis er an einen Ort gelangte, wo man ihn von der schweren Kette befreite, nebstbei als einen der heidnischen Gefangenschaft entronnenen Christensklaven — blieb auch Name und Stand verschwiegen — mitleidig aufnahm, pflegte und mit einem Zehrpfennig versehn, entließ. Nachdem er vor allem Gott für seine wunderbare Rettung gedankt, aber auch dem Schicksal seines treuen, sich opfernden Gefährten manche Thräne der Rührung

und des innigsten Dankes gewidmet hatte, hüllte er die gestärkten Glieder in ein Pilgergewand, und zog stets froheren Muthes seiner Burg zu.

Schon sah er in dem vergoldenden Schimmer der Abendsonne ihre Spitzen glänzen, schon wurden seine Schritte hastiger, das Pochen des von liebender Sehnsucht erfüllten Herzens lebhafter, da traf fernes Glockengeläute sein Ohr, und hemmte den eilenden Fuß. »Was soll das Läuten auf der Burg,« fragte er mit Bangen im nächsten Dorfe, »hat irgend ein Unfall die Gebieter etwa getroffen?« »Ja wohl ein Unfall und zwar der größte,« war die Antwort, »denn der Burgherr starb. Es sind gerade morgen zwei Jahre, daß er als Held für das Vaterland streitend fiel, doch trauert die Burgfrau noch immer so innig, wie am ersten Tage, der ihr die Unglücksbotschaft verkündete und will morgen die Todtenfeier begehn, zu der alle Vasallen und Unterthanen aufgeboten sind. — Er war aber auch ein gar milder Herr, den jedermann liebte — doch tretet herein und ruht aus, denn Ihr möget wohl aus fernen Landen kommen. Ich will Euch dann weiters noch erzählen.« So trat denn der Ritter in die niedere Hütte, und hörte den Worten der geschwätzigen Wirthinn in unnennbarem Entzü-

cken zu, denn jedes derselben galt als Zeuge der Liebe und Treue seiner geliebten Agnes, und der in gleicher Gesinnung von ihr erzogenen Kinder.

Am andern Morgen mischte er sich unter die zur Burg eilenden Landleute, und betrat zitternd die schwarz behangene Kapelle, in deren Mitte sich ein Trauergerüst, mit Wappen und Waffen des Verstorbenen geziert, und von zahllosen Lichtern erhellt, bis hoch an das Gewölbe erhob. Bald darauf erschien Frau Agnes in weite Trauergewänder gehüllt, ein Bild des Grames, der aber die unendliche Lieblichkeit der holden Züge mit einem Schleier der Verklärung überziehend, nur noch erhöhte. An eine Säule mußte sich Emrich stützen, um nicht bei dem Anblick der Geliebten vor freudiger Bewegung zu Boden zu stürzen, so ergriffen fühlte er sich in seinem innersten Leben. Endlich hatte der Gottesdienst geendet, und Frau Agnes, den kleinen Geysa führend, schritt langsam der Vorhalle zu, die reiche Spende unter die dort harrenden Armen mit eigener Hand zu vertheilen. Schon hatte sie manches Dankeswort empfangen, da traf die Reihe auch den Pilger. Wie die mit unnachahmlicher Grazie ihm dargereichte Gabe in seine Rechte glitt, traf ihr Blick auf ein Bildchen der heiligen

Jungfrau, das sie dem scheidenden Gemahl in der letzten Abschiedsstunde, an einer aus ihren Haaren eigenhändig geflochtenen Schnur, um den Hals hing. Erstaunt wollte sie den Pilger so eben fragen, wie er in den Besitz dieses theuren Andenkens gekommen, als dieser seiner Gefühle nicht mehr mächtig, mit dem Ausruf: meine Agnes, in ihre Arme sich warf. Allein nur eine Leiche hielt er umschlossen, denn der freudige, doch zu heftige Schreck, wirkte betäubend auf ihr Bewußtseyn. Aber auch Herr Emrich bereute es ernstlich, so ohne alle Vorbereitung aus der Reihe der Todten wieder hervor getreten zu seyn, und sein lauter Hülferuf zog schnell die Zofen herbei, so wie die Kunde von dem unglaublichen Ereigniß alles, was nur sich bewegen konnte, um die seltsame Gruppe versammelte. Bald schlug Frau Agnes die holden Augen auf, aus denen ein Blick auf den zärtlich Geliebten fiel, mit dem sich des Himmels volle Seligkeit in seine Brust senkte. Nun erst fanden sie Worte, Thränen, Freudenausrufe, als Dolmetscher des überwallenden Gefühles, das sich neuerdings ergoß, als die beiden Söhne Karl und Geysa dem betrauerten Vater um den Hals sich warfen. Zu heilig ist ein solcher Augenblick, um ihn durch schwache Darstellung

zu entweihen. Darum eilen wir schnell darüber hinweg, und finden den Ritter von allen seinen Lieben umgeben, die herben Schicksale erzählend, die ihn seit der Trennung von ihnen getroffen. Und als er nun die aufopfernde Liebe seines Dieners Budiatſ, dem er die Freiheit dankte, auf das lebhafteste geschildert hatte, da mußte er inne halten, denn lautes Weinen und Schluchzen ertönte rings umher, besonders als die Vorstellung zur Deutlichkeit ward, daß entweder Verblutung oder des erbitterten Tataren-Häuptlings Geheiß, dem Leben des heldenmüthigen Retters ein Ende gemacht habe.

Wohl war die Ohnmacht, die ihn bald nach Emrichs Entfernung befiel, dem Tode ähnlich, denn sie hatte bis zum hellen Mittag gedauert, wo der Gefangenwärter das karge Mahl brachte, aber voll Schreck nur einen Sklaven und auch diesen mit abgehauenem Fuß im Blute schwimmend erblickte. Hastig eilte er zu Cadan, das Gesehene zu melden, und eben so schnell begab sich dieser zu Budiatſ, den er ohne Besinnung auf dem blutigen Strohlager hingestreckt fand. Mit vieler Mühe gelang es, ihn zum Leben zurückzurufen, da bekannte er ohne Scheu und von dem Muth befeuert, den das Bewußtseyn einer

edlen großherzigen That gewährt, wie er seinen Schicksalsgenossen, der sein milder guter Herr in der Heimath gewesen, zu befreien, ihn einer liebenden Gattinn und hoffnungsvollen Kindern zurück zu geben, alles und endlich auch das Schrecklichste vollbracht habe. Bereit sei er, den Tod von Cadans Hand zu empfangen, der ohnedies nicht lang säumen könne, Erlösung ihm zu bringen.

Immer finsterer zogen sich die buschigten Augenbrauen des Gefürchteten zusammen, unter ihnen schossen Blicke hervor, die mit Vernichtung drohten, aber den entschlossenen Budiatſ nicht zu erschüttern vermochten. Endlich wandte er sich und sprach zu den Dienern: »dem Entflohenen setze keiner nach, um »diesen aber traget die höchste Sorge, damit er ge»heilt werde, wenn dies möglich.«

Durch die aufmerksamste Pflege und Behandlung gelang es wirklich, den schwer Verwundeten in ein paar Monaten so weit zu bringen, daß er mit Hülfe der Krücke sich aufrecht erhalten konnte. Da ließ ihn Cadan vorrufen, und Budiatſ, der sich während seiner Heilung mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, sein Leben werde nur gefristet, um später in qualvollen Martern hingeopfert, andern Gefangenen den

Muth zur Flucht zu benehmen, flehte zu Gott um Stärke und Entschlossenheit auf diesem seinem letzten Gange.

Vor Caban angelangt, fragte ihn dieser, ob ihn seine That nicht reue, und ob er nochmals bereit wäre, für seinen Herrn so große Schmerzen zu erdulden. Und als der Geheilte erwiederte, willig sei er, nicht bloß Schmerzen zu erdulden, sondern selbst das Leben für einen so guten, so väterlich ihn stets behandelnden Herrn zu lassen, da malte sich Rührung auf dem ernsten Gesicht Cabans, er belobte die seltne Treue, die er an ihm gefunden, schenkte ihm nicht bloß die Freiheit, sondern Waffen, Kleider, Geld und ein gutes Roß, und befahl einem Diener, den Freigelassenen bis an Polens Grenze zu geleiten, indem er ihn zugleich mit seinem Kopf für die Sicherheit desselben verantwortlich machte. Diese Großmuth war zu unerwartet, als daß sie die Zunge des überraschten Budiatſ nicht hätte lähmen sollen. Er fiel zu den Füßen seines Wohlthäters überwältiget von der Heftigkeit der Empfindung, doch als er sich erhob, um seinen Dank auszusprechen, war Caban zufrieden mit dem Bewußtseyn, edel gehandelt zu haben, verschwunden.

Budiatſ, von Sehnſucht nach Vaterland und Herrn getrieben, ſäumte nicht, das großmüthige Anerbieten Cadans anzunehmen, und begab ſich ſogleich auf die Reiſe. Langſam ging dieſe von Statten, denn für einen ſo entkräfteten Körper war ſie höchſt beſchwerlich. Aber der Schmerz des kaum geheilten Beines, Hitze, Kälte, Ermüdung und Entbehrung peinigten ihn nicht ſo ſehr, als der Zweifel, ob der geliebte Herr wirklich gerettet ſei. Jedoch überwand die freudige Ausſicht den Seinen wiedergegeben zu ſeyn, alles, und führte ihn glücklich bis an das Thor der Burg Löwenſtein. Während man Anſtalt machte, die Zugbrücke herabzulaſſen, ſprengten Reiter mit Hunden und zahlreichem Jagdgefolge den Berg heran. Es war Ritter Emrich mit ſeinem ältern Sohn Karl und mehreren Gäſten, der eben von dem beliebten Weidwerke heimkehrte. Wenn ſchon das erduldete Elend Budiatſ unkenntlich gemacht hatte, verrieth ihn doch die Haſt, mit der er vom Pferde herab dem theuren wiedergefundenen Herrn entgegenſtürzte. Augenblicklich erkannte dieſer in dem Fremdling ſeinen treuen Diener — Freund — und Retter. An ſeinem Herzen wies er ihm den geziemenden Platz an, und führte ihn im Triumph in die Burg, deren weite Räume von Freu-

denruf und den herzlichsten Begrüßungen wiederhallten. Als Frau Agnes die Ursache dieses frohen Getümmels vernahm, eilte sie dem Wiedergefundenen entgegen, und schloß den Retter ihres geliebten Gemahls vor allen Anwesenden mit Entzücken in ihre Arme. Nun ging es an ein Fragen und Erzählen über alles das, was seit der Trennung der beiden Männer sich ereignet, wobei der rasche Karl so wie der kleine Geysa als aufmerksame und theilnehmende Zuhörer den Erzähler oft unterbrachen und wechselweise mit Liebkosungen überhäuften.

Aber nachdem man sich verständiget hatte, und ruhigere Augenblicke eingetreten waren, dachte der Ritter von Löwenstein mit Frau Agnes daran, ihre Dankbarkeit dem Freunde auf eine dauerhafte Weise zu bezeugen. In dem zur Burg gehörigen Dorfe Mikussotz, schieden die beiden Gatten mit freigebiger Hand eine nicht unbeträchtliche Zahl Gründe aus, die sie, zu einer selbstständigen Besitzung erhoben, an Budiatsʃ für ewige Zeiten vergabten. Damit aber dem Verdienste auch öffentliche Anerkennung werde, erhob der König auf des Ritters Vorbitte den seltnen Diener zum Adeligen, und verlieh ihm als Wappenschild einen Löwen, in zweiter Abtheilung

aber einen abgehauten Menschenfuß mit herabhangender Kette.

Noch leben zahlreiche Nachkommen dieses Andreas, auf der von ihm so würdig erworbenen, wohl auch seither vergrößerten Besitzung als Erben des Adels, des Wappens, aber auch der Gesinnung, die sie im sturmbewegten Jahre 1809 bewiesen, indem mehrere freiwillige Männer sich zum adeligen Heerbann stellten, bereit für ihren Herrn und König Blut und Leben hinzugeben.

Die Bluthalle zu Lockenhaus.

Kaum tausend Schritte außer den Thoren der kleinen, aber durch Jurissits löwenkühne Vertheidigung wider den großen Suleyman (1532) hochberühmten Stadt Güns, öffnet sich ostwärts ein liebliches Thal von Ausläufern jener mäßig hohen Bergkette gebildet, die das fruchtbare Eisenburger Komitat von dem benachbarten Österreich scheiden. In tausend Schlangenwindungen drängt sich zwischen üppigen Feldern und Wiesen ein Bach hindurch, dessen harmlosem Geplätscher Niemand zutrauen würde, daß er manchmal in verheerender Eile sich über das ganze Thal ausbreitend, als furchtbarer Strom (unter dem Namen der »bösen Güns« wohl bekannt) ungeheuern Schaden anrichten könne. Folgt man der Leitung dieses Flüßchens, gelangt man durch mehrere reinliche Dörfer, nach einer schnell von angenehmen Eindrücken hinweggezauberten Stunde, an den Fuß eines, von drei Seiten schroff abgeschnittenen Felsens, dessen

Haupt eine stattliche Burg krönt. Es ist dies Lockenhaus, vormals den Grafen von Nádasd, gegenwärtig den Fürsten Esterhazy gehörig, dessen scheinbar wohl erhaltene Dächer den Reisenden schon in der Ferne mit der süßen Wonne erfüllen, eines der wenigen, wohl erhaltenen Denkmahle einer glorreichen Vorzeit betreten und in den Umgebungen, die das kräftige Geschlecht beherbergte, diesem heimischen Leben näher rücken zu können.

Diese Hoffnung wird jedoch bei näherer Ansicht vereitelt, denn außer einigen Vordergebäuden, von armen Taglöhnern kümmerlich bewohnt, ist das Übrige verödet und der mächtig einwirkenden Zerstörung Preis gegeben. Ein Paar Gewölbe ziehen jedoch die Aufmerksamkeit des Betrachtenden auf sich. Das eine, vormals das Erbbegräbniß der Grafen von Nádasd, ist ganz von großen Quaderstücken erbaut, im runden Bogen eingewölbt, einem lange fortlaufenden breiten Gang nicht unähnlich, erhält ein spärliches Licht durch ein rundes Loch von oben, das mit einem mächtigen Stein geschlossen seyn mochte. Das andere scheint jedoch von höherem Alter zu seyn. Tief unter den ehemaligen Herrengemächern läuft ein langer gedehnter Saal hin, der von einer

Reihe kurzer Steinsäulen, die das weit hinunter sich senkende Spitzgewölbe tragen, in zwei Theile abgesondert wird und — wie dies noch vorhandene, halbvermoderte Holzreste beweisen, mit zierlichem Schnitzwerk ausgetäfelt war. Nur durch eine große Halle gelangt man zu des Saales Eingang, der von zwei schmalen Spitzfensterchen aus dieser Halle spärlich erleuchtet wird. Ein über 50 Klafter tiefer Brunnen, mit unsäglicher Mühe in den Fels gehöhlt, öffnet seinen grausen Schlund in der rechten Ecke und der Boden dunkelroth, als wäre die Erde so eben mit Blut übergossen worden, bezeichnet auch dem mit den Irrgängen der Burg unbekannten Wanderer die gräuliche Bluthalle. — Ja wohl ist dies Blut, und zwar edles, unschuldiges Blut, in schrecklicher Mitternachtsstunde, wie die Sage berichtet, von frevelhaften Händen vergossen, und darum unvertilgbar, so lange ein Stein noch auf dem andern stehen wird.

In altergrauer Zeit war diese Burg das Eigenthum des mächtigen Ordens der Ritter vom Tempel; von ihnen ist der domartige prächtig verzierte Saal, das Kapitelhaus, den Versammlungen im Gebete oder den Berathungen über wichtige Angele-

genheiten, das Wohl der Brüder betreffend, gewidmet.

In ruhiger Abgeschiedenheit und in Werken der Milde, wohl auch in Ausübung des ersten der ritterlichen Gebote, Rettung verfolgter Unschuld und Schutz gegen ungerechte Bedrückung, fanden die Ritter hinlänglichen Ersatz für jene Freuden der Welt, denen sie mit der Annahme des rothen Kreuzes entsagen mußten. Heiter und zufrieden in ihrem Gemüthe, geliebt von ihren Untergebenen, geehrt von allen Nachbarn, konnten sie von Ferne nicht ahnen, daß jenes Ungewitter, das sich im fernen Frankreich gegen ihren Orden erhob, so schreckliche Folgen nach sich ziehen dürfte. Wie ein plötzlicher Donnerschlag erschreckte sie daher die Nachricht von der Pein und Hinrichtung des Meisters und dem Vertilgungsfluch, den das Concilium von Vienne über ihre Verbrüderung ergehen ließ, so wie der argen List und unmenschlichen Grausamkeit, mit der man durch Folterqual und Scheiterhaufen gegen Einzelne, so wie gegen die ganze Gemeinde verfuhr. Auf die Erhaltung des nunmehr schwer gefährdeten Lebens bedacht, verließ keiner die Veste mehr, die mit Mannschaft und Kriegs-

bedürfnissen aller Art wohl versehen, gegen Überfall und Gewalt hinlänglich gesichert war.

In tiefer Trauer und banger Ahnung des künftigen Geschickes, das unmöglich freundlich seyn konnte, da des Königs Carl Robert von Anjou Willfährigkeit gegen die Beschlüsse des die Templer zerschmetternden Papstes, deshalb nicht bezweifelt werden konnte, weil er ihm vorzüglich die Erhebung auf Ungarns Thron verdankte, vergingen einige Monate. Da kündete eines Tages der Thürmer die Ankunft eines Herolds, der vom Könige gesendet, Einlaß fordere. Als ihm die Thore geöffnet und er in die Mitte der vom Comthur versammelten Brüder getreten war, begann er also: »Bekannt ist Euch der Ausspruch der Kirchenversammlung von Vienne, der Euern Orden vertilget, bekannt die Gräuel, die mehrere Euerer Brüder mit dem Flammentode gebüßt; nicht frei von denselben Beschuldigungen seyd auch Ihr. Doch will der edeln Ungarn gerechter König den Unschuldigen nicht zugleich mit dem Schuldigen vernichten; ein hohes Gericht hat er bestellt, vor dem Ihr Euch rechtfertigen möget, wofern Ihr es könnt; die Vorladung Euch zu überbringen, bin ich gesandt.« Tiefe Stille herrschte rund umher, als er geendet; alle

Blicke hafteten an den ehrwürdigen Zügen des greisen Comthurs, der langsam und feierlich, von dem erhöhten Sitz sich erhebend, begann: »Wohl ist uns der Beschluß der versammelten Väter der Kirche, wohl der Märtyrertod des erhabenen Meisters und so vieler unsrer Brüder, wohl die empörende Schuld, deren man sie und nun auch uns zeihet, bekannt. In dem beruhigenden Bewußtseyn unsrer Unschuld, scheuen wir keines Richters Auge. Allein da man so viele der Unsern mit Hintansetzung des Rechts und ohne überweisendes Urtheil gemordet, fordern wir sicheres Geleite mit des Königs heiligem Worte bekräftiget, ohne das Keiner die schützende Burg verläßt. Ist dies Brüder! Euer Aller Meinung, so erhebt Euch schnell, damit wir eilig entlassen den Herold.« Und die Brüder erhoben sich schnell und eilig ward der Herold entlassen.

Aber schon nach wenig Tagen kehrte er zurück, überbringend den Ächtungsbrief, der sämmtliche Tempelritter von Lockenhaus des Ungehorsams gegen des Königs Befehle und des stillschweigenden Geständnisses ihrer Schuld überwiesen, dem Tode anheimgefallen und vogelfrei erklärte.

Bald folgten dem unheilvollen Brief einige Fähn-

lein Fußvolk, die das Bergschloß eng umsetzten. Vergebens wagten sie Sturm auf Sturm; die festen Mauern von tapferer Faust beschirmt, spotteten der Gewalt und wiesen jeden Versuch blutig und manchen rüstigen Krieger niederschmetternd zurück. Endlich gelang es dem, beinahe schon entmuthigten Feldhauptmann, einen Elenden mit schwerem Gelde zu erkaufen, der ihm in stiller Mitternachtsstunde ein geheimes Pförtlein zu öffnen versprach.

Versammelt waren die Brüder im Kapitelhaus, vom Comthur berufen, die fernere Zukunft, denn der nächsten glaubten sie auf ihren Muth vertrauend gewiß zu seyn, berathend in Erwägung zu ziehen. Bevor noch der Wache habende Bruder Servient in des Mondes zweifelhaftem Schimmer zu unterscheiden vermochte, ob Freundes- oder Feindesgestalten ihm nahten, sank er vom tödtlichen Geschoß getroffen mit einem einzigen Schrei zu Boden. Hinausstürmten die Ritter; doch schon in der Halle trafen sie den verrätherischen Feind. — Dort fielen sie alle, muthig, aber gegen die ungeheure Mehrzahl vergebens kämpfend, der greise Comthur der Letzte.

Tief drang das Blut der unschuldig Gemordeten in den Boden und unvertilgbar sind seine Spuren,

in erster Frische und Lebendigkeit noch jetzt, nach mehr als fünf hundert Jahren zu schauen. Als in spätern Zeiten einige Mal die Blutflecken mit vieler Mühe dennoch verwischt wurden, erhob sich in der Nacht ein furchtbarer Sturm, der das Schloß aus seinen Grundfesten zu heben schien. Kampfgeschrei, Waffengeklirre, dann Ächzen und Röcheln durchbrauste die schreckliche Halle (seither »die Bluthalle« genannt), blasse Gestalten in weiße Gewänder gehüllt, auf quellende Wunden hinzeigend, schwebten mit dräuenden Geberden bald hinein, bald heraus — und am andern Morgen waren die Blutmaale wieder vorhanden.

Des ungeheuern Schreckens, mit dem diese gräßlichen Erscheinungen die Bewohner der Burg bei ähnlichem Anlaß wiederholt erfüllten, wohl eingedenk, wagt es seit dem keine unheilige Hand mehr, sich an diesem grauenvollen Denkmahl zu vergreifen.

Das Teufelsgemälde zu Preßburg.

Aus den Vielen, welche täglich über den großen Hauptplatz zu Preßburg, absichtsvoll oder gedankenlos, geschäftig oder im behaglichen Nichtsthun einherschreiten, haben wohl nur Wenige am Rathhause der Stadt das lebhafte Frescogemälde ober dessen Thore bemerkt. — Das Gebäude selbst reicht noch in die Tage der eingebornen Dynastie der Arpaden hinauf. Daß es seit 1388 immer das Rath- und Gemeindehaus dieser zweiten Hauptstadt des ungarischen Königreiches gewesen, ist urkundlich gewiß. Große Veränderungen und Verzierungen erlitt und erhielt dies Gebäude unter Ferdinand I. (1547), wo besonders jene hohen, spitz zulaufenden Gewölbe einiger Gemächer und der Einfahrt entstanden, die in ihrer ursprünglichen Gestalt noch bestehen. Eben diesem Zeitpunkte gehören auch die schmalen spitzen gothischen Fenster an, die sich an der ganzen Vorderseite zeigen, und deren zwei in vereinigter Zwillingsgestalt

ober dem Thore etwas hervortreten und einen Erker bilden. Dicht an dem rechten dieser Zwillingsfenster (dem Beschauer gegenüber) lehnt ein, mit den lebendigsten Farben abgemalter Greis in langem schwarzen Faltenrock, mit silberweißem, bis an den Gürtel reichenden Bart, ganz vertieft in das vor ihm aufgeschlagene Buch. Die Gestalt ist lebensgroß, jedoch nur die obere Hälfte sichtbar, und mit dem Rücken gegen das kleine Seitenfensterchen des Erkers gewendet.

Wohl wendete ihm die Gestalt nicht immer den Rücken als sie noch unter den Lebendigen wanderte, als ihrer Unthaten Maß noch nicht voll war. Oft sah sie durch dasselbe in die menschenwimmelnde Stadt hinaus, wie die Spinne aus dem Netz nach den Fliegen, die sie darin verstricken will. — Dies seit Jahrhunderten der Zerstörung trotzende Bild ist nämlich das Conterfei eines Preßburger Bürgers und Rathsherrn, das der Teufel so künstlich und täuschend in einem Augenblick an die Wand hinriß.

Gegen den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts, in König Rudolphs unruhvollen Tagen, lebte zu Preßburg ein Mann, dessen Blick und Willen kein öffentliches und kein Privatgeschäft der Bürger entgehen

mochte, die ihn nicht liebten, nicht ehrten, aber scheuten und fürchteten. In dem düster strengen Antlitz sprach nichts als die Zunge, und diese möglichst leise, hohl, fast gespensterhaft. — Blitze unter den buschigten Augenbrauen hervorschießend, zerrissen manchmal auf eine nicht minder unheimliche Weise der Gesichtszüge schwarzgelbe Wetternacht.

Als ein armer Knabe war dieser Gefürchtete nach Preßburg gekommen, woher? wußte Niemand. — Er hatte sich in einer Reihe von Jahren zu den ersten Ämtern der Stadt emporgeschwungen. Wie? schien vielen ein unauflösbares Räthsel, denn er hatte nicht Freunde, nicht Verwandte, anfangs gar keine Mittel als in sich selbst. Aber was man ihm anvertraute, gedieh. Was gegen ihn auftrat, unterlag. Er wollte seinen Willen. Widerstand verzieh er nie. Das Verderben seiner Gegner sollte den Andern Lehre und Warnung seyn. Er erreichte sein Ziel. Alle suchten ihn, Alle fürchteten ihn. — Er lebte einsam und sehr dürftig. Er scharrte Schätze zusammen, Niemand wußte für wen? denn sein ganzer Haushalt bestand aus einer widrigen alten Magd. — Mancher Fluch und viele Thränen hingen an dem zusammengescharrten Mammon,

aber kaum vertraute dies der Bruder dem Bruder, so wurde der Gewaltige gefürchtet. — Der Stein der Weisen, und der Lauf der Sterne, und die geheimen Kräfte der Natur füllten die Stunden, welche die gemeine Nothdurft der Stadt nicht für sich in Beschlag nahm. Er galt allgemein für einen Schwarzkünstler, und der Verderber für seinen Bundesfreund, dem der graue Sünder für zeitliches Glück und Gut die ewige Seele zu eigen gegeben habe.

Der hohe Rath der Stadt saß einst beisammen, Recht und Gerechtigkeit zu schenken dem Gedrückten, und frevlerische Eigenmacht niederzuhalten unter die eisernen Schranken des Gesetzes. — Da stürzte ein armes Weib jammernd in den Gerichtssaal: »Kümmerlich,« so lautete ihre Klage, »hätten sie und ihr Mann mit häufigen Unfällen und unaufhörlicher Verfolgung ringend, sich ernährt von der schweren Arbeit ihrer Hände und vom Ertrag eines kleinen Grundstückes, das an das Eigenthum eines reichen Bürgers grenze. Vor drei Tagen habe der Himmel ihr den Mann nach langem Krankenlager hinweggenommen, und der reiche Nachbar ihr das Feld zur Vergrößerung und Ausründung seines Besitzthumes gewaltthätig entrissen. Sie rufe zu Gott und zu den Vätern

der Stadt um Schirm wider das himmelschreiende Unrecht. Leider aber sitze der Räuber mitten in ihrem ehrenwerthen Kreise. Es sei jener gefürchtete Rathsmann.« Die Betroffenheit war allgemein, und die verschiedenartigsten Regungen bewegten sich wechselnd durch die Versammlung.

Der Beklagte allein blieb in der gewöhnlichen Versteinerung. Der Ton steigerte, die Miene verzog sich nicht, die Geberde blieb stumm. Ohne aufzusehen, zog er eine Pergamentrolle aus dem Busen, beweisend: seit vielen Jahren sei dies Grundstück rechtmäßig von ihm erworben, aber einst dem Manne der Klägerinn für einen geleisteten Dienst zu lebenslangem Nutzgenuß überlassen worden. Nun er todt sei, nehme er sein Eigenthum zurück, nach dem gewöhnlichen, natürlichen Laufe des Rechtes. Das könne Niemand stören, noch wehren!

Unbegreiflich, unmöglich schalt das bedrängte, jammernde Weib dies Vorgeben. — Offenkundig sei es der ganzen Stadt, daß jenes Grundstück nicht nur ihres Mannes von Jugend an, sondern schon seines Vaters und Großvaters gewesen; besage die Urkunde anders, so sei sie ein verfälschtes Machwerk unheilvoller Lüge.

Wider alle Gewohnheit entstand ein lebhafter Zwiespalt der Meinungen im Rathe, und erhoben sich Zweifel über die Echtheit oder Unechtheit des vorgelegten Kaufbriefes, dennoch wogte endlich die Mehrzahl dem Unterdrücker zu. Da rief das Weib mit verzweifelndem Händeringen: »ihr mächtiger Gegner solle sein Recht durch einen feierlichen Eidschwur erhärten. Vermöge er mit festem Bewußtseyn seine Rechte zum Himmel empor zu heben, so möge das Feld sein bleiben, ihr aber nur die Barmherzigkeit Gottes!«

Langsam, aber fest erhob sich der finstere räthselhafte Mann, schritt an das Ende des Tisches mit nachdrücklichem Tritt, aber gesenkten Blicks vor das Ebenbild des Gekreuzigten, schlug auf das Buch des Gesetzes, und las mit seiner Grabesstimme die furchtbar ernsten Worte des Eides. Er hatte sie eben geendet, und erhob nun die Rechte zum Schwur.

Da machte auf Einmal ein Schlag, daß die Erde bebte und die Thürme sich zu neigen schienen, alle Anwesenden starr und blaß gleich aufgerichteten Leichnamen, Stürme pfiffen heulend durch die Ritzen, rüttelten und klingelten an den Fenstern, wunderliche Töne schrien aus den dicken Mauern hervor.

In wenigen Augenblicken war das Bewußtseyn in die Versammlung zurückgekehrt, aber der gefürchtete Rathsmann aus ihrer Mitte verschwunden. Eine große Öffnung an einem Seitenfenster bezeichnete die Stelle, wo der Böse den Frevler für die Hölle hinweggeholt, und zur Warnung des Meineids — in lebendigen, so oft man es auch versuchte, stets unvertilgbaren Zügen, sein schaudererregendes Ebenbild zurückgelassen hat.

Sanct Georgs Felsensprung.

In tiefe Trauer war das ganze Volk der Walachen versenkt, das von den weltherrschenden Römern entsprungen, noch gerne mit seiner Abstammung und mit dem Namen seiner tapfern Ahnen prangt. Ihr edelstes Kleinod, die Tochter ihres Königs hatte ein tödtliches Fieber ergriffen. Langes Leid lastete auf dem Volk, und Jeglicher erwartete fürchtend den Schlag, als sollte er das eigene Haupt treffen! Viele weise Meister wurden berufen, doch ihre Kunst war vergeblich, täglich wich das Leben mehr, bleicher und bleicher wurden die holden Wangen und Lippen, kaum glimmte noch ein schwacher Funke und verzweiflungsvoll beugte sich jeder dem Unabwendbaren. Da erschien noch ein altergrauer Arzt, und nachdem er lange des Lebens Spuren verfolgt, that er den Ausspruch, die Königstochter sollte pilgern zu den heiligen Brunnen, die lebenglühend dem Innern der Erde entquellen; vermöchte der Natur gewal-

tige Kraft nicht das Leben fest zu bannen, dann sei es auch der Kunst unmöglich, des Todes gierigem Rachen sein Opfer zu entreißen.

Freudig erglänzte der schwache Hoffnungsstrahl, und unter der pflegenden Hut zarter Frauen, und dem gewaltigen Schirm rüstiger Kämpen begann die Fürstinn ihre Fahrt in das schauerliche Felsenthal der Lebensquelle.

Es wohnte auf den Höhen über diesen Klippen ein frommer Rittersmann, Georg genannt.

Einst ruhte er im Schatten einer alten Eiche, sinnend über des Christenthumes hohe Geheimnisse, denen uns allen seinen Brüdern sein Sinn zuerst sich erschlossen hatte, indeß im freudigen Sonnenglanz seine Rosse auf der Weide sich tummelten und wachsam seine getreuen Hunde um und neben ihm lauerten. Da scholl urplötzlich durch die Schwüle des Mittags dumpfes Getöse aus dem Thale. Hoch auf horchten die Hunde, als der Ruf noch einmal hülfeflehend zum Himmel sich hob. Da schwang sich Georg auf seinen blendenden Streithengst, die tapfere Faust mit dem siegreichen Speere bewehrt, sprengte er dem Jammerflehen zu.

Doch plötzlich bäumte sich sein Roß, denn zu sei-

nen Füßen gähnte der Abgrund und ein grausend Schauspiel bot seinem Blicke sich dar. Jammernd knieten edle Frauen umher, in ihrer Mitte die Tochter des Fürsten, ohnmächtig ob dem gräßlich drohenden Tode, ringsumher lagen zerschmetterte Leichen ihrer Ritter, und der übrigen geringes Häuflein zagte bebend zurück vor der schrecklichen Drachengestalt, die sich ihnen in furchtbarer Trägheit langsam als ein wandelnder Berg entgegen wälzte, nichts kündigte Leben an ihm, als das Vernichtung flammende Auge und die doppelgespaltene feurige Zunge, die in gieriger Lust ihren Opfern entgegen lechzte.

Nirgend sah Georg einen Weg, herzzerreißend drang zu ihm der Unglücklichen Hülferuf, die ihn für einen rettenden Engel des Himmels hielten. Da gab er ohne Zaudern dem Hengste die Sporen, und sprang im sausenden Fluge mit seinen getreuen Rüden den thurmhohen Felsen hinab, daß ob dem gewaltigen Sprunge der tosende Fluß erschrocken verstummte und einige Schritte zurück trat! — Nach wüthendem Kampfe verhauchte der Lindwurm sein Leben zu des Siegers Füßen sich windend, und heißer Dank der Geretteten lohnte das kühne Wagniß.

Auf daß nicht dem Leichnam neue Brut verder-

bend entwachse, löste Georg den Kopf, und stürzte in Serviens Gebirgen ihn hinab in einen bergetiefen Schlund, über dem nachhin die Burg Columbats ihre dräuenden Zinnen erhob; doch entqualmt noch alljährlich jenem finstern Abgrund ein ungeheurer Schwarm verderblicher Mücken, die über das Land sich verbreitend, das Vieh mit giftgeschwollenen Stichen tödten.

Noch schleicht in tiefem Schweigen der sonst im lauten Plätschern daherrauschende Fluß um den Fuß der Klippe, von welcher der Heilige den riesigen Sprung gewagt. Noch sind gewaltigen Felsblöcken die Spuren der Roßeshufen und die Fährten der Hunde eingeprägt, wo sie selbe zuerst im Sturz berührt, und mit inniger Andacht verehrt des Thales Bewohner diese Spuren, die vom kühnen Muthe seines Heiligen zeugen, seit mehr als einem Jahrtausend! —

Die Sagen vom Stibor.

Im Waagthale viele Meilen entlang, herrschte Herr Stibor, ein edler Pole, am Hofe König Ludwigs I. und seiner Tochter Maria hoch geschätzt, von letzterer so wie dem Luxemburger Siegmund mit Land und Leuten reichlich begabt. Und wo der Blick auch hinfiel auf Berg und Fluß, auf Wies' und Flur, und Stadt und Burg, sah er nur was dem Günstling zu eigen, seines Winkes harrte, sein Gebot verehrte. Mit gewaltiger Faust beherrschte der gewaltige Mann die ihm untergebene Provinz, und nannte sich einen Herrn der Waag, denn sein Gebiet bildete ihre beiden Ufer. Auf seines Königs Ruf der erste im Felde, wandte sich sein Banner nur dann heimwärts, wenn kein Streit mehr auszufechten, kein Feind zu bekriegen, keine Gerechtsame des gekrönten Gebieters zu verfechten war. Die eigene blieb von jedermann unangetastet, denn Furcht hielt jeden fern, vom ungleichen Spiel. Wenn dann die Zeit der Ruhe ein-

getreten, überraschte wohl die Langweile auf Augenblicke den mächtigen Woiwoden, die sich weder durch die Schwänke und Schnurren des Hofnarren, noch durch Hörnerschall und Paukenschlag oder Becherklang niederkämpfen ließ. Nur in der Flucht aus den düstern Mauern, an die sie festgebannt schien, war Heil zu finden; so ging es denn hinaus in das Freie, oder des Forstes Dickicht in Begleitung von Mannen und Rüden im raschen Kriegeszug die einschlummernde Kraft zu wecken und zu üben, gegen die Bewohner des Waldes. Gar manch Abenteuer, das sich unvermuthet gestaltete, erhöhte die Lust an dem edlen Weidwerk, dem die Palme vor allen anderen Beschäftigung blieb. Herr Stibor würde nicht der Mann seiner Zeit gewesen seyn, hätte nicht die Jagd Zeit und Neigung vielfach in Anspruch genommen. Einst hatte er lange einem mächtigen Ur nachgesetzt, bis er ihn gefällt, und saß nun unter prächtigen Gezelten, den Imbiß verzehrend, in Mitte des sich herum lagernden zahlreichen Gefolges. Da nahte sich neugierig eine Schar Kinder, die herrlichen Zelte, und prächtigen Waffen und stattlichen Pferde zu sehn. Die Knechte befahlen ihnen barsch, sich zu entfernen, doch der Woiwode durch sein Jagdglück in

gute Laune versetzt, hieß die Kinder näher treten, ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, und fand besonders Wohlgefallen an einem Knaben, der sogleich vortrat, als sei er zum Anführer der kleinen Schar bestimmt, und des Gebieters Fragen muthvoll beantwortete. Speise ward auf Stibors Geheiß allein, ein Goldstück nebst Pfeil und Bogen, dem Redner gereicht. Am nächsten Morgen führte die Jagd den Woiwoden in ein fruchtbares, von Bäumen beschattetes Thal. Hier erblickte er die gestrigen kleinen Gäste beschäftiget, zeltartige Hütten aus Baumzweigen in großer Emsigkeit zu erbauen, in der Mitte aber den stattlichen kleinen Anführer mit Bogen und Pfeil geziert mit einem niedlichen Mädchen sitzend, und mit würdevollem Anstand Befehle ertheilend, durch die als leitende Vorschriften das Ganze gefördert ward. Ein beifällig Lächeln zog über das sonst finstere faltenreiche Angesicht des Dynasten, und nachdem er ein Weilchen an dem kindischen Treiben sich ergetzt, rief er dem gebietenden Anführer zu: »Was macht ihr »da, Kinder, soll das Eure Wohnung seyn?« »Ja »Herr,« erwiederte dieser unerschrocken, »wir spie»len Jagd, und ich bin so wie Ihr, Herr der Waag. »Dies hier ist unser Dorf, und Suse mein Weib.«

»Du sollst wahr gesprochen haben,« entgegnete der Woiwode, »ein Dorf soll auf dieser Stelle erstehn, »dessen Name — wie heißest du Knabe — Thomas »Trebich — wohl — Trebichawa soll dessen Name »seyn, dir aber das stattlichste Haus, und Susen »eine Aussteuer werden. Und so viel ihr Kinder hier »seid, so viel Häuser sollen sich hier erheben, mit »Feld und Wiese und Wald begabt auf ewige Zei»ten. Dazu will ich einen Freibrief Euch geben, daß »Ihr Stibors gedenket, und des heutigen Tages, »und dessen sich noch freuen Eure Enkel und Ur»enkel.«

Wie es der Mächtige verhieß, so geschah es alsbald, und obschon Jahrhunderte seitdem verflossen, ist der Brief doch noch vorhanden, auch freuen sich dessen die Urenkel der Erwerber, denn gar mancher Wohlthat und Erleichterung macht er sie theilhaftig, die ihre Nachbarn entbehren, denen sich die Gunst des Herrn nicht in gleichem Maße zugewandt.

Wohl war es auch bei ähnlicher Gelegenheit, daß ein rasch gesprochnes Wort ein gewaltig Werk hervorrief, dem selbst in seiner gegenwärtigen Erniederung der Bewunderung Tribut nicht versagt werden kann, aber nicht freuten sich dessen die Vasallen noch ihre

Nachkommen, denn nicht Wohlthat kam den einen oder den andern von dannen. Von den Beschwerden der Jagd auszuruhn — so berichtet die Überlieferung — lagerte eines Tages der Waag mächtiger Gebieter im Freien, einem ungeheuren Felsenkoloß gegenüber, der im Hintergrunde von herrlich grünenden Bergen umgeben, kahl und nackt jenen gleichsam zum Hohn, als ahne er höhere Bestimmung, sich aus der Erde stolz in die Lüfte erhob. In emsiger Geschäftigkeit mühte sich der Höflinge Schar die Zeit mit Kurzweil, Lob und Schmeichelei um ihren trägen Gang zu betriegen, und des Herren Gunst in heiterer Gemüthsstimmung sich zu erhalten. Den größten Aufwand an Witz und guten Einfällen machte Butzko, der Hofnarr, gerade heute vom Glück so sehr begünstiget, daß er sich öfter des Beifalls seines sonst ernsten, ja meist finsteren Machthabers zu erfreuen hatte. Ihn dafür zu lohnen, erlaubte ihm Stibor, sich eine Gunst zu erbitten, und Butzko trat heran und bat, der Herr möge ein Schloß auf jenem Fels erbauen, und ihm zu eigen schenken. Da lachten die Höflinge, und einer meinte, wohl sei die Bitte des Narren werth, denn Unmögliches erbittend, habe er die Gelegenheit versäumt, Nützliches

zu erlangen. — »Unmögliches?« donnerte plötzlich des Woiwoden Stimme, indeß sich die Stirne in finstere Falten zog, »was ist meinem Machtgebot un»möglich, oder ist jemand da, der zweifelt?« — Wohl»an mein kluger Narr, deine Bitte sei gewährt, in »Jahresfrist die Burg erbaut, und Betzko nach dir »benannt.«

Alsobald regte und bewegte sich eine Unzahl von Arbeitern und Leibeigenen rund um und auf dem Berg, zu verwirklichen, was kurz vorher als möglich nur dem Narren schien. Und da die Beschwerlichkeiten sich häuften, Thiere und Menschen (freilich als Leibeigene nur geringer Beachtung werth) ermattet als Opfer der übermäßigen Anstrengung hinsanken, und das Werk mit der kurz bemessenen Zeit nicht gleichen Schrittes wuchs, befahl Herr Stibor das Thal der Waag zu sperren, und jeden Vorüberziehenden anzuhalten, damit er frohne und karre acht Tage lang, bevor ihm vergönnt ist, seine Straße weiter zu ziehn. Selbst Herren und Frauen, die den Wachposten in die Hände fielen, mußten sich bequemen, Leute und Rosse acht Tage lang bei dem feenhaften Bau verwendet zu sehn, indeß sie selbst prächtige Bewirthung genossen. So gelang es dem des Wider-

spruches nie gewärtigen, das rasch gesprochene Wort zu lösen, indem er bewies, daß ihm nichts unmöglich sei, als was der eigene Wille nicht begehrt. Noch war des Jahres letzter Tag nicht zu Ende, stand die neue Burg herrlich zu Schutz und Trutz und des Lebens Annehmlichkeit gerüstet und versehen da, des Narren Namen führend, und ihm huldigend. Aber eines edleren Gebieters schien sie werth, zu groß war der Aufwand, um bloß ein Narrenschlößlein gegründet zu haben, zu schwach die Hand, das in sie Gelegte fest und ernst zu bewahren, darum vertauschte Stibor mit Butzko die Burg gegen reichliche Entschädigung an nutzbringenden Gründen, und erkor sie zu seinem Hauptsitz, besaß er gleich der Vesten und Schlösser wohl noch über dreißig im Lande.

Stets blieb sie ihm auch im Verfolg der Zeiten werth und theuer; zu ihrer Verschönerung bot er italische Künstler und Meister aller Art auf, dagegen pries man sie durch das weite Ungarn als ein Weltwunder des an Pracht und Glanz seines Gleichen nur wenige haben. Weitläufige Gärten mit edlem Wild bevölkert, von Lauben und Schattengängen durchschnitten, durch Springbrunnen und künstliche Wasserfälle erfrischt, gewährten Kühle und Labung in

des Sommers heißen Tagen, indeß Malereien, kostbare Waffen, Geräthe und Kunstgebilde in Menge manchen Stoff zur Bewunderung und angenehmen Beschäftigung in der Burg selbst gaben. Sie ward auch deshalb ausersehn, die Vermählung des einzigen Sohnes, mit Frank des Woiwoden von Zechen gleichfalls einziger Tochter, Katharine, der Erbinn ungeheuren Vermögens und Besitzthums zu feiern. Groß waren die Vorbereitungen dazu, denn groß war die Anzahl, hoch der Rang der geladenen Gäste, und ein ganzes Jahr sollte das Fest dauern, denn die Zeugen der Trauung — so hatte Stibors Ladung besagt — wünsche er zugleich als Pathen seines ersten Enkelkindes zu begrüßen, und um dessen von ihrer Seite gewiß zu seyn, sie bis dahin gar nicht mehr zu entlassen. Ob diese Zumuthung allen Gästen gleich angenehm gewesen, berichtet die Sage keinesweges, daß aber die Festlichkeiten auf der Burg ein volles Jahr ununterbrochen währten, und nur nachdem die junge Frau Mutter geworden, zu Ende gingen, dies geht noch von Mund zu Munde, mit dem Zusatz, mehrere der Gäste habe dort der Tod, manche Frau das Wochenbett überrascht, allein dies alles auch nicht die geringste Störung verursacht, und

Sang und Spiel, Jagd, Turniere, Bankette und Gelage keinesweges unterbrochen.

An diese heitern Bilder einer uns unerreichbaren Vorzeit, knüpft sich die Kunde von dem auf schauderhafte Weise herbeigeführten Tode des Woiwoden, und der Anblick jener senkrecht abgeschnittenen Felsenkuppe, wo er Statt gehabt. Die Veranlassung dazu war folgende: Unter den wenigen Gegenständen, die sich der Zuneigung des finstern rauhen Mannes (denn so schildert ihn des Volkes Erzählung trotz reicher Spende und Gabe an Kirchen und Klöster) zu erfreuen hatten, stand keiner so hoch, als ein Jagdhund von seltener Schönheit und Güte. Dagegen besaß er auch alle Untugenden eines verzärtelten Lieblings, die jedermann lästig fielen, außer dem Herrn, gegen den er sie durch falsche Schmeichelei und unbedingten Gehorsam zu verdecken wußte. Bei Tische saß einst im Kreise zahlreicher Gäste der Gefürchtete, als dieser sein Liebling, der sonst stets zu dessen Füßen gelagert war, heulend und mit zerschmettertem Bein hereinhinkte, in klagenden Tönen Schmerz verkündend, und dessen Linderung von dem gewohnten Ruheplatz erwartend. Auffuhr Stibor von seinem Sitz mit einem Fluch, daß weit die Halle

ertönte, und banger Schreck die aufkeimende Munterkeit der Tischgenossen mit einem Schlag ertödtete. »Wer hat mir dies gethan,« erscholl es aus seinem Munde, und tiefes Schweigen von keinem Athemzug unterbrochen, fachte den Zorn des Wüthenden nur noch mehr an. »Wer hat mir dies gethan, ich will, ich muß es wissen, fuhr er neuerdings auf, furchtbar soll der Verruchte den Frevel büßen.« Da ward ein alter Sklave herbeigeschleppt, der seit Jahren den Dienst in der Küche versah, und sich des Anfalls jenes verwöhnten boshaften Thieres zu erwehren, ohne Absicht so schwerer Verletzung, den unglücklichen Schlag geführt. Sofort befahl Stibor ihn von des Felsens schroffster Spitze herab zu schleudern in die entsetzliche Tiefe, und nicht Bitten und nicht Flehn konnten den im Dienst des Grausamen gealterten Mann von dem gräßlichen Tode retten. Als alles vergebens gewesen, und die Schergen den Leibeigenen bereits an den Rand des furchtbaren Abgrundes hinrissen, erhob er, vom Todesschauder dieser Welt schon halb entrückt in lautem Ruf die Stimme, und forderte den Tyrannen binnen Jahresfrist vor das Gericht Gottes, dort zu verantworten den unmenschlichen Mord. Mit Hohn hatte Stibor und

seine eben so hartherzige Gemahlinn Dobrochna dies angehört, doch schrecklich ging die Vorladung in Erfüllung, denn unschuldig vergossenes Blut schreit nie vergebens gegen Himmel um Rache.

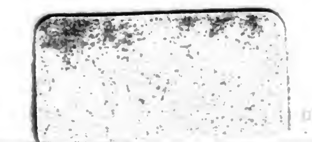
Am Jahrestag jener längst vergessenen Frevelthat feierte der Burgherr ein großes Fest auf Betzko, denn angesehne Polen, an des Königs Hoflager abgeordnet, hatten eingesprochen auf der Durchreise bei dem mächtigen Landsmanne, der sie mit Rath und That zu unterstützen wohl vermochte. Zwar hatte Herr Stibor dies nicht verweigert, doch wollte er dabei auch die werthen Gäste nach Stand und Würde bestens beehren, bevor weiter gegen Ofen sie zögen. Das Mahl war durch feurige Weine gewürzt, wacker hatte man ihnen zugesprochen, der Burgherr des Zutrinkens Sitte ehrend, mochte ihr ungewöhnlich gehuldiget haben, und wankte unsicheren Schrittes dem Garten zu, ein kühles Plätzchen zu suchen, wo er pflegen möchte der Ruhe. An der Quelle, die heute noch — vier Jahrhunderte später — den Dürstenden erquickt, erwarteten ihn die Eumeniden. Denn als er fest eingeschlafen, beraubt ihn eine Natter des Gesichtes, und steigert den Schmerz bis zum Wahnsinn. Vergebens will er der schrecklichen ent-

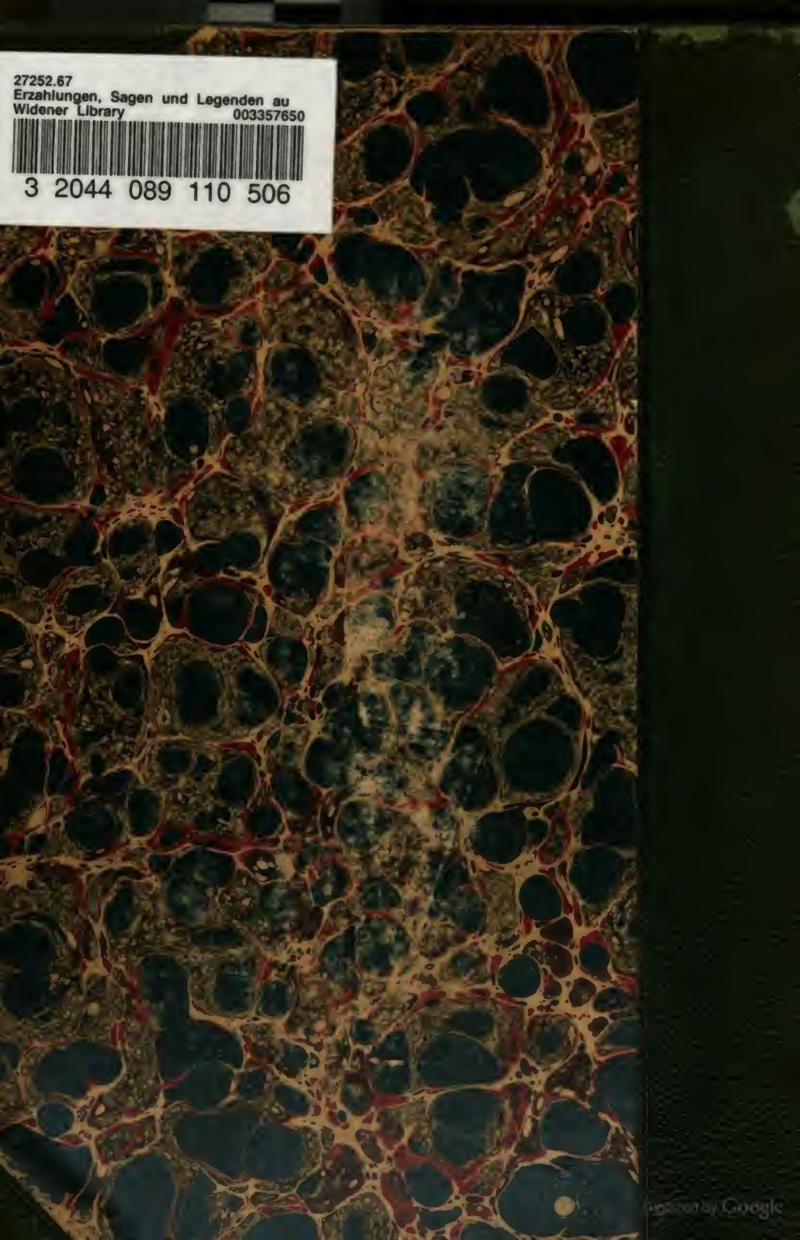
fliehn, mit festem Zahn hat sie ihr Opfer erfaßt, sie treibt es in wilder Raserei von einem Ort zum andern, bis zu jener Felsenspitze, die, von des Knechtes Blut gefärbt, nun plötzlich in frischem Roth erglüht. Mit geflügeltem Schritt eilt Dobrochna, eilen Gäste und Diener ihm nach; doch zu spät — denn schon hat den gefolterten Wütherich der Abgrund verschlungen. Dobrochna will dem Gatten in die Tiefe folgen, und als man ihr dies verwehrt, endet sie an derselben Stelle mit dem Dolch ihre Verzweiflung und ihr Leben.

Dies sind die Sagen vom gewaltigen Stibor und seiner Burg Betzko, die längst in Trümmern liegt, und obschon so manches Geschlecht später in ihr gehauset, nicht dieser, sondern des Gründers Namen auf die Nachwelt brachte, in lebendiger Überlieferung und bilderreicher Mittheilung, indeß jene Erinnerung längst erloschen wäre, hielten nicht Urkunden sie noch fest.









27252.67
Erzahlungen, Sagen und Legenden au
Widener Library 003357650
3 2044 089 110 506